Anthr. Rauch

120 tmi

<36635344780014

<36635344780014

Bayer. Staatsbibliothek

Die

Einheit des Menschengeschlechtes.

Anthropologische Studien

von

P. M. Rauch,

Rektor der kgl. Studienanstalt St. Stephan und Direktor des kgl. Studienseminars St. Joseph in Augsburg, Ritter des Verdienstordens vom hl. Michael I. Classe.

The proper study of mankind is man.

Pope.

Augsburg.

F. Butsch Sohn.

1873.

356 F

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Als ich im Jahre 1864 die Aufgabe übernahm, die dem Jahresbericht der Studien-Anstalt St. Stephan dahier beizufügende wissenschaftliche Abhandlung zu bearbeiten, wählte ich den Stoff derselben aus der Naturgeschichte des Menschen und zwar die Erörterung der äusserst wichtigen Frage über die Einheit des Menschengeschlechtes oder über die Abstammung aller Menschen von einem Paare. Was mich hiezu veranlasste, war nicht blos das Verlangen, mir selber in dieser hochwichtigen Frage Klarheit und Gewissheit zu verschaffen, sondern auch der Wunsch, der studirenden Jugend, für welche ja diese Abhandlung zunächst bestimmt war, zu zeigen, dass die biblische Erzählung von der Abstammung aller Menschen von einem Paare nicht so ohne weiters in das Bereich der Mährchen zu verweisen sei, wie es die materialistische Naturforschung seit lange zu thun gewohnt ist. Wider Erwarten wuchs der Stoff unter der mit Liebe begonnenen Arbeit bedeutend an und gab dieser die Ausdehnung von vier weitern Programmen, welche in den Jahren 1865, 1866, 1868 und 1870 unter dem Titel: „Anthropologische Studien“ erschienen sind. Bei Ausarbeitung

derselben stand mir zwar eine äusserst umfangreiche Literatur zu Gebote; gleichwohl muss ich auch bedauern, dass ich manche Werke von grosser Wichtigkeit trotz eifrigen Strebens nicht erhalten konnte.

Diese Gelegenheitschriften — denn mehr wollen sie nicht sein — wurden nicht nur von mancher Seite und selbst auch von Männern, denen in dieser Sache ein massgebendes Urtheil zusteht, beifällig aufgenommen, sondern es wurde auch mehrfach der Wunsch ausgesprochen, sie zu einem zusammenhängenden Werke zu verarbeiten und so einem grössern Leserkreise zugänglich zu machen. Lange sträubte ich mich gegen eine derartige Zumutung, weil ich von der Unvollkommenheit meiner Arbeit zu sehr überzeugt war und desshalb glaubte, dieselbe nicht ohne eine gründliche Umarbeitung unter Benützung der neuesten literarischen Erscheinungen der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen. Eine solche Umarbeitung war mir aber bei der Ueberfülle von Berufsarbeiten geradezu unmöglich. Um nun dem Drängen mehrerer Freunde, welche in meinen Arbeiten vielleicht nur das Gute beachtet und das Verfehlte übersehen haben, gerecht zu werden, habe ich mich endlich wiewohl nur schwer entschlossen, dem freundlichen Anerbieten des Herrn Verlegers zu entsprechen, welcher nicht nur für eine schöne Ausstattung des Buches gesorgt, sondern demselben auch eine Abbildung des menschlichen und Gorillaskeletes nach der Zeichnung des Herrn Professors Kroll beigegeben hat, welche dem Leser bei der Vergleichung des Menschen mit dem Affen gute Dienste leisten dürfte.

Freilich kann ich mich des gerechten Bangens nicht erwehren, wenn ich jetzt nach Vollendung des Werkes einen Blick auf dasselbe werfe. Die Grossartigkeit und Wichtigkeit des Stoffes und das ungeheure Material, das sich seit Jahren in Büchern, die oft nur schwer zugänglich sind, angesammelt hat, lassen mich fürchten, dass meine Kräfte bei der knappen für diese

Studien zu verwendenden Zeit den grossen Schwierigkeiten nicht gewachsen gewesen. Doch hoffe ich gerade desshalb von jenen, welche mit diesen Schwierigkeiten vertraut sind, Nachsicht und billige Beurtheilung. Jedenfalls aber glaube ich erwarten zu dürfen, dass man bei aller Unvollkommenheit des Werkes mein redliches Streben nach Wahrheit nicht verkennen werde. Und so möge denn das Buch seinen Weg in die Oeffentlichkeit antreten und Zeugniss davon ablegen, dass die beiden Grundwahrheiten, auf denen Religion, Gesittung und Humanität allein sicher begründet sind, nämlich die ursprüngliche Verschiedenheit des Menschen vom Thiere und die gemeinsame Abstammung aller Menschen von einem Paare, auf felsenfestem Grunde beruhen, den die bibelfeindliche Wissenschaft vergebens zu untergraben sich bemüht.

AUGSBURG, im Oktober 1872.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung. S. 1—17.

Fortschritte der Naturwissenschaften — Materialismus — Läugnung der Schöpfung im biblischen Sinne — Darwin'sche Lehre — Gegner derselben — Gründe gegen den Darwinismus — Urzeugung — O. Heer's Ansicht. —

Wichtigkeit der Frage und ihre verschiedene Beantwortung. S. 18—25.

Zusammenhang derselben mit dem Christenthum — ihre praktische Bedeutung — verschiedene Ansichten hierüber — Einwendungen gegen die Einheit des Menschengeschlechtes. —

Art-Begriff. S. 25—33.

Erklärung — verschiedene Bildung des Artbegriffes — unbeschränkte Fruchtbarkeit das sicherste Kriterium der Art — Bastarde und ihre Unfruchtbarkeit. —

Unbeschränkte Fruchtbarkeit der verschiedenen Rassen. S. 33—47.

Fruchtbarkeit der verwandten Völker unter sich — Kreuzungen der verschiedensten Rassen — Mischlinge in Amerika — Klassification der Mischlinge — Mulatten in Amerika und in den Maurenländern — Einwendungen gegen die unbeschränkte Fruchtbarkeit — geistige Stumpfheit der Farbigen in Amerika — Kreuzungen der Weissen und Australier — angebliche Unfruchtbarkeit der australischen Weiber — Die Vermischung verschiedener Rassen bedingt keine Degradation. —

Gleichheit der körperlichen u. geistigen Organisation. S. 47—61.

Abnormitäten im Menschengeschlechte — geschwänzte Menschen — Gleichheit aller Menschen im Knochenbau und in der Muskulatur — aufrechte Stellung — physische Entwicklung — Verhältniss der Geschlechter zu einander — Gleichheit der geistigen Anlagen — Sprache — Vernunftanlage — moralische und religiöse Gefühle. —

Körpergrösse. S. 61—65.

Ueberall kommen grosse und kleine Menschen vor — Ursachen der verschiedenen Körpergrösse — die Körpergrösse bildet keinen wesentlichen Unterschied — Körpergrösse in der Urzeit — Abnahme der Körpergrösse in der historischen Zeit. —

Lebensdauer. S. 65—73.

Normale Lebensdauer — mittleres Lebensalter — Lebensdauer bei den Negern und den übrigen Naturvölkern — Lebensdauer in der Urzeit — Abnahme der Lebensdauer in historischer Zeit. —

Hautfarbe. S. 73—92.

Anatomische Beschaffenheit der Haut — der Farbstoff liegt in der Schleimschichte — die Farbzellen fehlen bei keinem Volke, auch nicht bei den Kaukasiern — Farbe der Mongolen und Indianer — Schwarze Farbe der Neger — die Farbe ist kein spezifisches Merkmal — Ursachen der Pigment-Bildung — klimatische Einflüsse — weissgewordene Neger — Verhältniss der Lungen- und Haut-Thätigkeit — Schwarzwerden kaukasischer Menschen bei Krankheiten — die schwarze Farbe ist eine Anpassung an das heisse Klima — Burmeister's Einwurf — Geruch der Ausdünstung der Neger — jedes Volk hat eine eigene Ausdünstung. —

Haare und Bart. S. 92—114.

Anatomischer Bau des Haares — Farbe der Haare — Vorkommen aller Farben bei den verschiedenen Völkern — die

Zahl der Haare hängt mit der Farbe zusammen — Ursachen der verschiedenen Haarfärbung — Textur u. Wachsthum des Haares — Kräuselung der Haare — Durchschnitt des Haarschaftes — klimatische Einflüsse auf die Haare — Umänderung der Haare bei den Nordamerikanern, Negern und Juden — pathologische Fälle — Einfluss der Lebensweise — der Bart kommt bei allen Völkern vor — die Mongolen und Indianer sind ebensowenig bartlos, wie die Neger — Ausreissen der Barthaare — behaarte Menschen. —

Struktur der Knochen. S. 114—121.

Bedeutung der Knochen — Bestandtheile der Knochen — dichtes Gefüge derselben bei einzelnen Völkern — Ursachen hievon sind Klima und Lebensweise — Einfluss der geistigen Bildung.

Das Becken. S. 121—124.

Bedeutung des Beckens — enges Becken des Negers — Weber's Eintheilung der Beckenformen — Vorkommen aller Beckenformen bei den verschiedenen Nationen. —

Form des Schädels. S. 124—142.

Verschiedenheit der Schädelformen — der Camper'sche Gesichtswinkel — derselbe ist ungenügend zur Bestimmung der Schädelform — Blumenbach's Betrachtungsweise des Schädels — Retzius Methode — Prichard's Eintheilung — normale Schädelform der verschiedenen Raçen — Vorkommen der verschiedenen Schädelformen bei allen Völkern — die Schädelform bildet kein spezifisches Rassenmerkmal. —

Grösse des Schädels und Gehirns. S. 142—151.

Methoden zur Bestimmung der Schädelgrösse — überall kommen grosse und kleine Schädel vor — Tabellen des Schädel-Inhaltes bei verschiedenen Völkern — Abweichende Resultate der Forscher — die mittlere Schädelgrösse ist bei allen Nationen dieselbe. —

Bildung der Schädelformen. S. 151—162.

Ursachen der verschiedenen Schädelbildung — geistige und sittliche Einflüsse — Civilisation — Barbarei — Irländer in Sligo — Unterdrückung der Neger durch die Engländer — die Schädelform entspricht der Culturstufe — Einfluss der klimatischen Verhältnisse — Nahrungsweise und Lebensmittel. —

Uebergänge. S. 163—177.

Kein Merkmal gehört einer Rasse ausschliesslich an — allen Merkmalen fehlt die typische Schärfe — überall sind Uebergänge vorhanden — Uebergänge von der kaukasischen zur mongolischen Rasse — Zusammenhang der kaukasischen mit der Neger-Rasse — die Hottentotten bilden den Uebergang von den Negern zu den Mongolen — die Ost-Asiaten hängen mit den westamerikanischen Stämmen zusammen — es gibt kein spezifisches Merkmal, wesshalb die Eintheilungen des Menschengeschlechtes so verschieden sind — Arteinheit des Menschengeschlechtes. —

Genügen eines Paares zur Bevölkerung der Erde. S. 178-190.

Burmeister's und Vogt's Einwürfe — Fruchtbarkeit der niedern Thiere — schnelle Vermehrung der Säugethiere — grössere Fruchtbarkeit der Menschen in der Urzeit — Tabellen über die Vermehrung der Menschen am Anfange — Vermehrung der Bevölkerung in der Gegenwart — Berechnung der Bevölkerungszunahme nach verschiedenen Procentansätzen.

Umänderung der Rassen. S. 190-210.

Differenzirung der Rassen in der frühesten Zeit — Kindheit des Menschengeschlechtes — Einfluss des Klima auf die Umänderung der Pflanzen und Thiere — die Nordamerikaner werden den Indianern immer ähnlicher — die Türken in Europa und Westasien sind von denen in Centralasien verschieden — Ursachen dieser Verschiedenheit — die Magyaren sind den Kaukasiern ähnlich geworden — Permanenz des Negertypus —

enge Begränzung der Negerstämme — Verschiedenheit unter denselben — Umänderung des Negertypus in Amerika. —

Acclimatisation. S. 210 - 236.

Abhängigkeit des Menschen von Land und Klima — Acclimatisation der Pflanzen und Thiere — Accomodationsvermögen des Menschen — Einfluss eines fremdartigen Klima auf den Organismus — Gewöhnung an ein solches geschieht nur allmählich — Schwierigkeit der Acclimatisation in einem extremen Klima — Neger in Aegypten und in Amerika — Engländer in Ostindien, Deutsche und Engländer in Nordamerika — Abnahme der Weissen in Centralamerika — Vermehrung derselben in andern Gegenden — Deutsche in Südbrasilien — Verschwinden der Gothen und Vandalen — die Acclimatisation in einem extremen Klima wird durch allmähliches Vorrücken erleichtert; ähnlich acclimatisiren sich Pflanzen und Thiere — ähnlich musste auch in der Urzeit die Acclimatisation erfolgt sein.

Bildungsfähigkeit der Naturvölker. S. 237 – 258.

Die Civilisation ist von der Naturumgebung abhängig — excessive Hitze und Kälte lassen keine Civilisation aufkommen — Culturfähige Pflanzen und domesticirte Thiere sind zur Entwicklung der Cultur nothwendig — den farbigen Völkern wird die Culturfähigkeit abgesprochen — die Amerikaner sind bildungsfähig — die Chinesen stehen den Europäern an Talenten nicht nach — die Neger stehen nicht so tief wie man oft glaubt — einzelne haben sich durch Talent und wissenschaftliche Bildung hervorgethan — die Neger lernen sehr leicht fremde Sprachen — schnelle Auffassungsgabe der Negerkinder — die Neger sind nicht träge und indolent. —

Aussterben der Naturvölker. S. 258—266.

Abnahme der eingebornen Völker von Nordamerika und den Südseeinseln — Ursachen hievon — Jäger und Nomaden können sich den Ackerbauern gegenüber nicht halten — die Europäer haben den Naturvölkern ihre Länder geraubt, in Folge

davon Mangel und Elend unter denselben — absichtliche Ausrottung der sogenannten Wilden — Verbreitung vieler Laster unter ihnen durch die Europäer. —

Bevölkerung Amerika's und der Südseeinseln. S. 266—375.

Verschiedene Ansichten über die Abstammung der Indianer — Juden in Amerika — Autochthonismus der Amerikaner — Alter der amerikanischen Bevölkerung — verschiedener Typus der Indianer — Farbe und Form des Schädels — die Indianer bilden keine eigenthümliche Rasse — Einwanderung nach Amerika von Nordostasien über die Behringsstrasse und die Aleuten — Aehnlichkeit der Nordamerikaner mit den Ostasiaten in körperlicher Beziehung, in Sitten und Gebräuchen — Plattköpfe in Amerika — Wanderung von Norden nach Süden — Traditionen der Nordamerikaner — Zusammenhang der nordasiatischen Sprachen mit den amerikanischen — Seereisen der Chinesen und Japanesen — Reisen der buddhaistischen Missionäre — das Land Fousang — Verschlagungen auf der See — Kublai-Chan — Aehnlichkeit der Chinesen mit amerikanischen Stämmen — Analogieen in Sprache, Sitten und Gebräuchen — Aehnlichkeit des Kalenders der Ostasiaten und der Mexikaner — Spuren des Christenthums in Amerika — Buddhaismus in Mexiko und Peru — Menschenopfer in Mexiko — Bildwerke in Mittelamerika — der Mais wahrscheinlich aus Asien nach Amerika eingeführt — alle Völkerwanderungen haben ihren Ausgangspunkt in Asien — die amerikanischen Culturhelden kamen aus der Fremde — Zusammengehörigkeit der Bevölkerung auf den Inseln des stillen und indischen Oceans — ihre ursprüngliche Heimat ist auf den Sundainseln zu suchen — geologische Beschaffenheit der Südseeinseln — Seemacht der Malayen — nautische Kenntnisse der Südseeinsulaner — Seereisen derselben und zufällige Verschlagungen — Aehnlichkeit der Polynesier und der westamerikanischen Indianer — Analogien in Sitten und Gebräuchen — die Normannen in Amerika — Seefahrten der Iren und ihre wahrscheinlichen Fahrten nach Amerika — keltische Einwanderung nach Amerika — Einwanderung aus Afrika nach Amerika.

Mensch und Affe. S. 376-412.

Das Becken des Gorilla und des Negers — Hinterbacken — Eigenthümlichkeiten der menschlichen Wirbelsäule — der Schädel des Menschen und des Gorilla — Muskulatur des Kopfes — die Zähne des Menschen und der Affen — das Gehirn des Menschen und der Affen nach Form und Grösse — die vordern Extremitäten des Menschen und Gorilla — Hand und Daumen — die untern Extremitäten des Affen verglichen mit den menschlichen — aufrechter Gang des Menschen — geistige Eigenschaften desselben.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Einleitung.

Es ist eine unleugbare Thatsache, dass Künste und Wissenschaften in unsern Tagen einen Grad der Ausbildung erlangt haben, auf den stolz zu sein wir vollkommen berechtigt sind. Wie es keinen Kunstzweig gibt, in dem nicht Werke von bleibendem Werth geschaffen wurden, zo gibt es auch kein Gebiet der Wissenschaften, das nicht mit einem Erfolg angebaut wurde, der alle früheren Versuche weit hinter sich lässt. Insbesondere aber sind es die Naturwissenschaften, welche in ihrem ganzen Umfang in den letzten 50 Jahren einen Aufschwung genommen haben, der einen jeden, wenn er auch nur oberflächliche Kenntniss davon genommen, mit Bewunderung und Staunen erfüllen muss. Während Franklin, Kane nnd andere im höchsten Norden unseres Planeten sich unsäglichen Gefahren und Entbehrungen unterzogen [1], um in jenen furchtbaren Eisfeldern der Wissenschaft nützlich zu werden, trotzte der todesmutige Barth nebst vielen andern den Gluthen der tropischen Sonne in den Sandwüsten Afrika's, um uns von der Natur und den Bewohnern jener Gegenden, die noch jedem Europäer verderblich geworden, genauere Kunde zu bringen. Während so kühne Reisende die fernsten Länder durchforschten, suchten die Gelehrten in der Heimat theils das von jenen gewonnene Material zu sichten und zu verwerthen, theils durch selbstständige Forschungen neue Ausbeute zu gewinnen und tiefer in die Geheim-

[1] Ueber die Nordpolexpeditionen siehe Schleiden, Studien, Leipzig 1855.

nisse der Natur einzudringen. Man durchwühlte die Erde, um die Reste längstverschwundener Organismen ans Tageslicht zu ziehen und aus ihnen das Alter unseres Planeten, seine frühere Beschaffenheit und allmäligen Umwandlungen zu ergründen. Selbst zum Grunde schweizerischer und deutscher Seen ist man hinabgestiegen, um in den Pfahlbauten die Spuren eines längstvergangenen Geschlechtes zu verfolgen und aus den dort gefundenen Resten das Alter und die Culturstufe jener früheren Bewohner zu erschliessen. Das Mikroscop lehrte uns, vorzüglich durch Ehrenberg, eine ganz neue Welt kennen, von der die Alten noch gar keine Ahnung hatten und die, wenn auch den gewöhnlichen Sinnen unzugänglich, nicht weniger wunderbar ist, als die uns umgebende sichtbare Welt. Wenn Linné noch die Ansicht aussprach, dass sich auf der ganzen Erde kaum 10,000 Pflanzenspecies befinden dürften, so kennt man deren jetzt etwa 200,000. [1]) Als Gray im Jahre 1821 den Gedanken an eine Eisenbahn äusserte, wurde er als ein trunkener Schwärmer bezeichnet; und jetzt gibt es kein civilisirtes Land mehr, das nicht von einem vielverschlungenen Eisenbahnnetze durchzogen wäre. Wie der Telegraph jede Entfernung auf der Erde aufgehoben hat, so hat die Astronomie die Wunder der Sternenwelt näher gerückt und was der geniale Keppler noch nicht zu ahnen wagte, das hat Leverrier ausgeführt.

Dieser Lichtseite fehlt aber auch der Schatten nicht. Je grossartiger und glänzender die Resultate sind, welche die Naturwissenschaft in allen ihren Zweigen zu Tage gefördert hat, desto kühner und siegesmutiger erhebt die materialistische Schule ihr Haupt, welche nicht nur die positive Religion, sondern überhaupt jedes religiöse Bewusstsein und damit zugleich auch das Princip der Sittlichkeit zu untergraben sucht. [2])

[1]) Schleiden, Entstehung der Arten. S. 26.

[2]) Der freie Wille existirt nicht und mit ihm nicht eine Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit, wie sie die Moral und Strafrechtspflege und Gott weiss wer uns auferlegen wollen. Wir sind in keinem Augenblicke Herr über uns selbst, über unsere Vernunft, über unsere geistigen Kräfte — der Organismus kann sich nicht selbst beherrschen, ihn beherrscht das Gesetz seiner materiellen Zusammensetzung. Was wir in

Man hat jene heiligen Urkunden, die schon ihres hohen Alters wegen, abgesehen von ihrer höhern Autorität, unsere höchste Ehrfurcht verdienen, als „ein trübes Gewirre menschlichen Aberglaubens und unfreiwillig dichtender Sage, als eine Sammlung von Märchen und Sagen bezeichnet, die vor den wissenschaftlichen Blicken eines vorurtheilsfreien Forschers keine Bedeutung haben, die sich wohl glauben aber nicht begreifen lassen.“ Jeder Naturforscher, sagt A. Wagner, sucht sich dadurch die Sporen der Ritterlichkeit zu verdienen, dass er der hl. Schrift einen Hieb versetzt und ihren wesentlichen Inhalt zu negiren sucht.[1])

Der moderne Materialismus hat sich aber damit noch nicht begnügt, die heilige Schrift und damit zugleich auch den Offenbarungsglauben zu verwerfen, sondern er hat auch, wie sein Vorgänger in Frankreich, das Dasein eines persönlichen Gottes ge-

einem Augenblicke denken ist das Resultat der Zusammensetzung unseres Gehirns. Vogt, Bilder aus dem Thierleben S. 445. Aehnlich spricht sich Moleschott aus in der Zeitschrift „Natur“ 1853 Nro. 24, wo er Diebstahl, Raub, Mord nur als pathologische Erscheinungen, als Gehirnkrankheiten bezeichnet. Vrgl. F. Friedrich in „Natur“ 1854 Nro. 16 u. 17. Nach Wiener und Fourier ist der Genuss das höchste und letzte. Alle Triebe sind gut; dass aber nicht alle befriediget werden können, ist Sünde. Das Lebensziel des Menschen ist möglichste Befriedigung aller seiner Triebe; darum kann der Mensch ganz nichts anderes wollen als was gut ist. Gleichwohl sagt Wiener, dass „diese Wahrheiten die Sittlichkeit und das Glück des Menschen heben und fördern müssen.“ Grundzüge der Weltordnung S. 802.

[1]) Merkwürdig sind die Worte des französichen Materialisten Diderot den Bibelspöttern gegenüber: Sonderbar, meine Herren, ich kenne Niemanden, der mit so viel Kunst und Talent zu schreiben wüsste, wie die Bibel. Trotz all dem, was wir von diesem verfluchten Buche gesagt haben, will ich Sie alle auffordern, einen Bericht abzufassen, der so einfach und zugleich so erhaben sei, wie der Bericht über das Leiden und den Tod Jesu, der dieselben Wirkungen hervorbringe, der einen ebenso starken, ebenso allgemein gefühlten Eindruck mache und dessen Einfluss nach so vielen Jahrhunderten noch derselbe bleibe.“ Ebenso merkwürdig ist auch das Urtheil H. Heine's über die hl. Schrift in der A. Allgemeinen Zeitung 1854 S. 4266. Vrgl. Goethe, aus meinem Leben. I. 4.

radezu geleugnet oder ihn doch stillschweigend bei Seite geschoben, wie Vogt sagt, in ruhende Aktivität gesetzt. [1]) Da er, wie jener indische Fürst in Goethes Faust, der nicht an das Dasein des Eises glaubt, weil er noch keines gesehen, nichts für wirklich annimmt, was nicht sinnlich wahrnehmbar ist, so leugnet er auch die Existenz des Geistes als einer selbstständigen Substanz im Menschen. „Man zeige uns die Seele, sagt Vogt, man überzeuge die Sinne von ihrer Existenz, man mache, dass man sie sehen, hören, riechen, schmecken kann.“ [2]) Was wir Seele nennen, ist nichts als „Thätigkeit des Hirns;“ denn der Mensch ist seinem ganzen Wesen nach nichts anderes als eine von Naturstoffen zufällig erzeugte, empfindende, denkende Maschine. Der Gedanke ist nach Vogt nur eine Bewegung, eine Absonderung des Hirnstoffes[3]), oder, wie Wiener sagt, ein chemischer Zersetzungsvorgang im Gehirn oder ein Durchbruch des Galvanismus. [4]) Ebenso ist der Wille nur eine stoffliche Be-

[1]) Es existirt kein Gott. Aller Gottesglaube ist nichts anderes als ein Erzeugniss der menschlichen Einbildung. Was man Gott nennt, ist die Selbstobjectivirung und Selbstidealisirung des Menschen, d. h. der sich selbst anschauende Mensch. Feuerbach.

[2]) Der Sinn oder vielmehr Unsinn dieser Phrase ist wohl kein anderer als: eine immaterielle Seele soll erst dann angenommen werden, wenn ihre Materialität bewiesen ist. Man wird unwillkührlich an Goethes Worte im Faust erinnert:

Daran erkenn ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht fasst, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das meint ihr gelte nicht.

[3]) Diese Phrase findet sich schon bei Cabanis (Rapports du physique et du moral, I. 152.) Il feut considérer le cerveau comme un organe particulier, destiné specialement à produire la pensée, de même que l'estomac et les intestins à opérer la digestion, le foie à filtrer la bile etc. etc.

[4]) Les sensations et les actions cérébrales qui en dépendent, telles que les idées, les souvenirs, l'imagination, le raisonnement et la volonté elle même, ne sont qu'un résultat d'actions physiques, ou des mouvements electro moléculaires excités primitivement par le spectacle de la

wegung des Gehirns. Dass hier an keine Fortdauer des Geistes gedacht werden kann, versteht sich von selbst. Der Stoff allein ist ewig und allmächtig und Urquell alles Seins. [1]) Das ist das Evangelium dieser Lehre, das wird dem Volke als wissenschaftliche Thatsache, als Ergebniss der Wissenschaft dargestellt.

Die materialistische Lehre kennt wie keinen Gott, so auch keine Schöpfung im Sinne der heiligen Schrift. „Es gibt, sagt Nathusius [2]), eine Anschauungsweise, nach welcher überhaupt das Wort „erschaffen" verpönt ist, welche keine Schöpfung kennt, sondern nur eine sogenannte Entwicklung aus dem Urschlamm; von dieser Seite her werden wir uns den Vorwurf der Beschränktheit nicht nur gerne gefallen lassen, sondern als unser gutes Recht entschieden fordern." „Das Weltall ist nicht geschaffen, sagt Moleschott, sondern im Verlaufe undenkbarer Aeonen durch Selbstentwicklung der ewigen bewusstlosen Stoffatome theils zufällig, theils durch die ewige Naturnothwendigkeit entstanden." Wie alle Organismen aus den ewigen Stoffatomen „durch Zusammenwürfelung" (Vogt) entstanden sind, so ist auch der Mensch nicht durch das Wort des allmächtigen Gottes ins Dasein gerufen worden, sondern er hat sich, wie Burmeister meint, gleichsam aus sich selbst entwickelt [3]), oder er ist, wie Büchner sagt, ein rein chemisches

nature, par l'actions des sens externes et internes. Fourcault, Lois de l'organisme vivant. Paris 1829. Vgl. Schröder van der Kolk, Seele und Leib. Braunschweig 1865.

[1]) „Der ewige Bund zwischen Stoff und Form beruht auf der ewigen Liebe, die sich auf die Verwandtschaft der Stoffe gründet. Diese Liebe hat Weltall und Creaturen erzeugt. Diese Allliebe ist zugleich die Allvernunft". Hiernach ist Gott nichts anderes als Verwandtschaft der Stoffe — ein chemischer Gott. Zeitschrift „Natur" 1853. S 232.

[2]) Nathusius, die Rassen des Schweines. Berlin 1860.

[3]) A. Wagner (Abweisung Burmeisters. Leipzig 1854), macht hiezu die Bemerkung: „Bisher meinte man, dass nur Münchhausen sich selbst beim Schopfe aus der Grube ziehen konnte, nach Burmeister verstanden jedoch dies Kunststückchen die ersten Menschen bei ihrer Entstehung ebenfalls."

Produkt der Materie. [1]) Sind die Naturalisten auch darüber einig, dass der Mensch nicht erschaffen sei, so weichen sie doch darin sehr von einander ab, wie man sich den Akt des Entstehens zu denken habe. In dieser Hinsicht wurden so abentheuerliche und widersinnige Hypothesen aufgestellt, dass sie nur durch den blinden Hass gegen alles, was Offenbarung heisst, einigermassen erklärlich werden. Die Sagen der Alten, dass den gesäten Drachenzähnen die Spartaner entsprosst und nach der deukalionischen Fluth aus Steinen Menschen entstanden seien, erscheinen noch glaubwürdiger als diese Theorien, die als Ergebnisse der exakten Wissenschaft angesehen sein wollen. Durch die „freie Zeugungskraft der Natur" entstand der Mensch im Meere und wurde fix und fertig ans Ufer geschwemmt [2]); oder er erwachte in einer riesigen Blume, etwa in der Raflesia zum Dasein [3]) oder er ging aus dem Urschlamm hervor, wie Strauss [4]) meint; „denn damals wimmelte, wie Quenstedt sehr beissend sagt, aller Dreck von organischem Leben uud die Allmacht der todten Erde konnte im Schaffen gar nicht satt werden." [5]) Wieder andere meinen, der Mensch habe sich aus einem Thiere, etwa aus dem höchstorganisirten Affen entwickelt, und gerade diese Ansicht wird gegenwärtig von sehr vielen, wenn nicht von der Mehrzahl der Naturforscher vertreten. Hiezu trug vorzüglich Darwin [6]) bei, der in seinem „wunderbaren Buche"

[1]) Büchner, Kraft und Stoff. S. 286.

[2]) Oken. Isis. 1819. S. 1117.

[3]) Ritgen, Probefragment einer Physiologie des Menschen. Giessen 1832.

[4]) Humboldt (Briefwechsel mit Varnhagen. S. 117) sagt: Was mir an Strauss gar nicht gefällt, das ist der naturhistorische Leichtsinn, mit welchem er in Entstehung des Organischen aus dem Unorganischen, ja in Bildung des Menschen aus chaldäischem Urschlamm keine Schwierigkeit findet.

[5]) Quenstedt. Sonst und Jetzt. S. 233.

[6]) Darwin Ch., on the origin of species by means of natural selection or the preservation of favoured races in the struggle for life. London. 1859. Deutsch von Bronn: Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Stuttgart 1860. Darwin, das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation. Deutsch von V. Carus. Stuttgart 1868.

von der Entwicklung der Arten den Nachweis zu liefern suchte, dass sämmtliche Pflanzen- und Thierspezies von 4 oder 5 Stammarten herrühren und dass auch diese noch auf eine einzige sich zurückführen lassen, „welcher das Leben zuerst vom Schöpfer eingehaucht wurde.“ [1]) Aus dieser Urzelle (Protococcus) hätten sich im Laufe ungezählter Jahrtausende sämmtliche Pflanzen- und Thierspezies entwickelt. Dass auch der Mensch eine solche Entwicklung aus dem Thiere sei, hat Darwin anfänglich nicht ausgesprochen; es lag dies aber als eine unvermeidliche Consequenz in seinem ganzen System, welche auch Huxley, [2]) Schleiden, [3]) Vogt, [4]) Wiener, [5]) Haeckel [6]) und andere daraus gezogen haben, noch ehe er sein Buch „Abstammung des Menschen“ [7]) hatte erscheinen lassen. Wäre diese Ansicht die richtige, dann wäre der Mensch nichts anderes als ein höher organisirtes Thier, von diesem nur dadurch unterschieden, dass er seiner grössern Armseligkeit bewusst geworden; dann hätte Plinius [8]) Recht, wenn er sagt: „Ein Wesen voll Widerspruch

[1]) Dieser Passus fehlt in der dritten Originalausgabe. Durch Hinweglassung desselben hat sich Darwin vollständig als einen Anhänger der materialistischen Schule bekannt. Siehe Pfaff, die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Schöpfungsgeschichte. Frankfurt 1868. S. 107.

[2]) Huxley, Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur. Braunschweig 1863.

[3]) Schleiden, das Alter des Menschengeschlechtes. Leipz. 1863.

[4]) Vogt, Vorlesungen über den Menschen. Giessen 1863. II. 284.

[5]) Wiener, Grundzüge der Weltordnung. 1863. S. 772.

[6]) Haeckel natürliche Schöpfungsgeschichte. Berlin 1868. S 507. Nach ihm entstanden die Moneren, Organismen der denkbar einfachsten Art, durch Urzeugung aus anorganischen Verbindungen. Aus diesen entwickelten sich in 17 Stufen die Beutelthiere, aus diesen in der Tertiärzeit die Halbaffen, aus diesen die geschwänzten Affen, aus diesen die Menschenaffen (Anthropoides). Aus diesen entstanden die Affenmenschen oder sprachlosen Urmenschen durch vollständige Angewöhnung an den aufrechten Gang und stärkere Differenzirung der vorderen Extremitaeten zur Greifhand, der hinteren zum Gangfuss. Diese endlich wurden die Stammväter der ächten oder sprechenden Menschen.

[7]) Ch. Darwin, die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Deutsch von V. Carus. Stuttgart 1871.

[8]) Plin. Hist nat. II. 4.

ist der Mensch, das unglücklichste aller Geschöpfe, da die übrigen Geschöpfe doch keine Bedürfnisse haben, die über ihre Schranken hinausgehen, der Mensch aber voll von Bedürfnissen und Wünschen ist, die nicht befriedigt werden können. Seine Natur ist eine Lüge — die grösste Armseligkeit gepaart mit dem grössten Hochmute." [1])

Darwins Theorie ist jedoch, so geistreich sie auch durchgeführt sein mag, weiter nichts als eine Hypothese, der zur Zeit noch jede Begründung fehlt und die nicht einmal den Reiz der Neuheit für sich in Anspruch nehmen kann. Denn schon der alte Philosoph Anaximander hat die Ansicht ausgesprochen, die Menschen seien Anfangs von den Thieren erzeugt worden, weil die Thiere alle Nahrung von selbst fänden, der Mensch aber nach der Geburt nur durch Säugung erhalten werden könnte. Als eigentlicher Urvater der Darwin'schen Hypothese muss jedoch der griechische Arzt und Philosoph Empedokles betrachtet werden, welcher eine allmälige Entwicklung der organischen Welt und zwar durch Hervorbildung des Vollkommenern aus dem Unvollkommenern angenommen hat. In neuerer Zeit haben de Maillet, [2]) Lamark, [3]) der Verfasser, oder wie schon A. Wagner vermutete, die Verfasserin der Vestiges [4]) und andere, dann gleichzeitig mit Darwin, aber unabhängig von ihm,

[1]) Huxley (Zeugnisse S. 126) hat nach Cotta's, Michelets- und anderer Vorgang freilich eine ganz andere Ansicht, indem er sagt: Wenn sich denkende Leute einmal den blind machenden Einflüssen traditioneller Vorurtheile entwunden haben, dann werden sie in dem niedern Stamme, dem der Mensch entsprungen ist, den besten Beweis für den Glanz seiner Fähigkeiten finden und werden in seinem langen Fortschritte durch die Vergangenheit einen vernünftigen Grund finden, an die Entwicklung einer noch edleren Zukunft zu glauben. Vgl. Darwin, Abstammung des Menschen. I. S. 186.

[2]) Telliamed, ou entretiens d'un philosophe indien avec un missionaire française. Amsterd. 1748.

[3]) Lamark, philosophie zoologique. Paris 1809.

[4]) Vestiges of the natural history of creation, übersetzt von C. Vogt unter dem Titel: Natürliche Geschichte der Schöpfung. Braunschweig 1851. Nach dem Auslande (1864 S. 697) soll Mrs. Sommerville die Verfasserin des genannten Buches sein.

Hudson Tuttle [1]) und Wallace [2]) ähnliche Ansichten ausgesprochen, die jedoch keine grosse Beachtung gefunden haben. Dass auch die Darwinsche Theorie, wenn einmal die Zeit der nüchternen Ueberlegung eingetreten sein wird, das gleiche Schicksal wie Lamarks Phantastereien erleiden werde, lässt sich schon daraus entnehmen, dass Agassiz, [3]) einer der grössten Naturforscher und wie kaum ein anderer im Besitze alles hieher gehörigen Wissens, mit schlagenden Gründen ihre Unhaltbarkeit nachgewiesen und sie als einen wissenschaftlichen Missgriff bezeichnet hat, ebenso falsch in seinen Thatsachen als unwissenschaftlich in seiner Methode. Neben Agassiz haben E. v. Baer, [4]) Bischoff, [5]) Froschammer, [6]) Giebel, [7]) Pfaff, [8]) J. Huber, [9])

[1]) Hudson Tuttle, Arcana of nature or the history and laws of creation. Boston. 1859. Deutsch von Achner; Geschichte und Gesetze des Schöpfungsvorganges. Erlangen 1860.

[2]) Wallace, Contributions to the theory of natural selection. London 1870. Deutsch von A. B. Meyer: Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl. Erlangen 1870.

[3]) Agassiz, Contributions to the natural history of the United States of North America. Vol. III. Am Schlusse seiner Kritik sagt er: I shall consider the transmutations theory as a scientific mistake, untrue in its facts, unscientific in its method and mischievous in its tendency Vrgl. R. Wagner, zoologisch-anthropologische Untersuchungen. Göttingen 1861, und A. Wagner in den Sitzungsberichten der Münchner Akademie. 1861.

[4]) v. Bär schrieb an R. Wagner: Je mehr ich in Darwin gelesen, um so mehr bin ich von meiner eigenen beschränkten Transmutationstheorie zurückgekommen.

[5]) Bischoff, Verschiedenheit der Schädelbildung des Gorilla etc. etc. München 1867.

[6]) Froschammer, das Christenthum und die moderne Naturwissenschaft. Wien 1868.

[7]) Giebel, eine antidarwinsche Vergleichung der Menschen-, und Orangschädel in d. Zeitschrift für die ges. N. 1866.

[8]) Pfaff, die neuesten Forschungen und Theorien auf dem Gebiete der Schöpfungsgeschichte. Frankfurt 1868.

[9]) J. Huber, die Lehre Darwins. München 1871.

O. Heer,[1]) Laing,[2]) und noch eine Menge anderer Naturforscher und Gelehrten die gewichtigsten Einwürfe gegen diese Doktrin erhoben, ohne dass bis jetzt weder von Darwin noch von dessen Anhängern anders als mit oberflächlichen Räsonnements geantwortet worden wäre.[3]) Soll diese Hypothese sich als wahr erzeigen, so muss sie den Nachweis liefern, dass die bevorzugten Individuen von ihrem spezifischen Typus abweichen, dass eine wohlbegrenzte Art — von jenen Arten, deren jährlich hunderte fabrizirt werden, die aber meist kaum als gute Varietäten gelten können, kann hier begreiflicher Weise keine Rede sein — in eine andere Art übergehen könne oder übergegangen sei. Hiefür konnte aber bisher noch keine Thatsache angeführt werden. Denn bei aller Veränderlichkeit der Typen treten diese doch niemals aus ihrem Charakterkreise heraus. Die Tauben mögen noch so vieler Abänderungen fähig sein, sie bleiben doch immer Tauben; das Pferd bildet eine Menge von Spielarten, alle aber haben den gemeinsamen Typus, so dass der Pferdecharakter nirgends verloren geht, wohl desshalb, weil die spezifischen Charaktere für immer fixirt sind. Denn Art lässt nicht von Art, wenn man auch, wie die spielende Willkür so gerne thut, Tausende von Jahrmillionen dazu annehmen würde. „Ungeschichtliche Zeitalter und imaginäre Zeitperioden bilden freilich den sichersten Platz, um alle schwierigen und unlöslichen Fragen hineinzuverlegen;“ sie sind das bequemste und wohlfeilste Beweismittel, womit man eben alles beweisen kann, freilich nur für den, der einen gläubigen Sinn hat.

Auch in der Geologie hat der Darwinismus bisher nur eine sehr schwache Stütze gefunden.[4]) Einzelne Funde sind allerdings, wie auch gar nicht anders zu erwarten, dieser Anschauung günstig; andere aber sprechen um so lauter dagegen. Denn,

[1]) O. Heer, die Urwelt der Schweiz. Zürich 1865. Ueber die neuesten Entdeckungen im hohen Norden. Zürich 1869.

[2]) Laing, widerlegter Darwinismus. Leipz. 1872.

[3]) Sehr lesenswerthe Aufsätze über den Darwinismus finden sich in der Monatschrift, Beweis des Glaubens, 1868. IV. Bd. und in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ 1861. VII. Bd.

[4]) Buckland, die Mineralogie und Geologie in ihrer Beziehung zur natürlichen Theologie. I. Bd.

um nur eines anzuführen, wie erklärt man die Thatsache, dass in den ältesten Versteinerungen führenden Formationen alle Hauptabtheilungen des Thierreiches zugleich auftreten, während in den noch tiefern Schichten keine Spur von thierischen Ueberresten gefunden wird? Wo sind ferner die Uebergangsformen, die doch nothwendig vorhanden sein müssen, wenn die Entwicklungstheorie eine Wahrheit sein soll? Statt ihrer finden wir überall dieselben scharf ausgeprägten Arten im Pflanzen- und Thierreich, und O. Heer hat selbst im höchsten Norden nichts von jenen unmerklichen Uebergängen auffinden können, welche die Verwandlungstheorie nothwendig erfordert.[1]) „Schätzt man," sagt Giebel, „die jetzt bekannten Thierspezies auf 200,000, die aller wirklich vorhandenen etwa auf eine halbe Million, so berechnet sich die Anzahl der zu ihrer allmäligen Entwicklung nothwendigen Zwischenglieder nach Darwinistischer Annahme auf Milliarden, und von diesen Milliarden ist uns keine Spur, kein Knochen, kein Zahn, keine Schuppe, kein Muskel, kein Stückchen erhalten; sie sind verschwunden, ohne das leiseste Zeichen ihres Daseins hinterlassen zu haben."

Nach Darwin sollen sich nur die für das Individuum nützlichen Abänderungen forterhalten. Wie kommt es nun, dass sich auch ungünstige, ja sogar schädliche Abänderungen forterhalten haben? Warum hat der Mensch, wenn er vom Affen abstammt, sein ursprüngliches Haarkleid mit der glatten Haut vertauscht, welche doch, wie es namentlich der Wilde fühlt, ein grosser Nachtheil gegenüber der behaarten ist?[2]) Die ornamentalen Zwecke Darwins erklären dies sicherlich ebenso wenig, als das Klima, da ja auch in den Tropen die Thiere behaart sind. Doch wir wollen die Einwendungen, welche gegen den Darwinismus gemacht werden können, nicht weiter aufführen, sondern nur noch an eines erinnern. Die Darwinsche Theorie hat die Urzeugung (generatio aequivoca) zur nothwendigen Vor-

[1]) O. Heer, über die neuesten Entdeckungen im hohen Norden. S. 24.

[2]) Der Verlust des Haares ist eine Unbequemlichkeit und wahrscheinlich ein Nachtheil für den Menschen. Darwin, Abstammung II. 330. Wallace, Beiträge. 409.

aussetzung. Ist nun die Voraussetzung nicht zutreffend, so muss der ganze darauf gebaute Beweis haltlos sein und wie ein Kartenhaus in sich selbst zusammenfallen. De Bary's[1]) Untersuchungen über die Uredinen und ihre Fortpflanzung, sowie Pasteurs [2]) und anderer sinnreiche Versuche haben aber überzeugend bewiesen, dass Harvey's Satz: „Omne vivum ex ovo" unerschütterlich fest stehe, und dass die Urzeugung trotz der Entdeckung des Eozoon canadense [3]) und des Bathybius Haeckelii [4]) eine blosse Hypothese sei, die durch nichts erwiesen werden kann. Ist der Darwinismus, den auch Wagners Migrationsgesetz nicht zu stützen im Stande ist, schon hiedurch als eine Doktrin gekennzeichnet, die des festen Bodens entbehrt und völlig in der Luft schwebt, so ist auch seine ganze Beweisführung nicht dazu angethan, dem vorurtheilsfreien Leser Vertrauen einzuflössen, noch weniger aber, ihn zu überzeugen. Bei einer Theorie von so ungeheurer Tragweite hat man wohl ein Recht, zu verlangen, dass sie sich auf dem Grunde unbestrittener Thatsachen aufbaue und durch streng logische Schlussfolgerungen den Beweis der Wahrheit erbringe. Mit blossen Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, mit blossen Hypothesen, wenn sie auch noch so sehr gehäuft sind, mit „möchte, dürfte, könnte, mag gewesen sein" und ähnlichen Wendungen wird kein stichhaltiger Beweis geführt, am wenigsten in einer Wissenschaft, die sich eine exakte zu nennen pflegt! So lange die gegen die Darwinsche Theorie von den verschiedensten Seiten gemachten Einwendun-

[1]) De Bary, Untersuchungen über die Brandpilze. Berlin 1863

[2]) Was mich betrifft, sagt Huxley, so bin ich der Ansicht, dass Angesichts der Experimente von Pasteur wir nicht umhin können, zu demselben Schlusse wie er zu gelangen, dass nämlich die Lehre von der Urzeugung ihren schliesslichen Gnadenstoss bekommen habe.

[3]) In dem in Canada aufgefundenen Eozoon canadense glaubte man das Urthier entdeckt zu haben und hielt alle Zweifel an der Urzeugung für beseitiget. Indess haben die competentesten Richter dieses vermeintliche Thier als eine anorganische Bildung erklärt.

[4]) Bathybius, ein Moner, einfachster Organismus, in den grössten Tiefen des Meeres lebend, dessen Entstehung durch Urzeugung von Haeckel behauptet wird. Haeckel, natürliche Schöpfungsgeschichte. 2. Aufl. S. 165.

gen nicht entkräftet sind und nicht wirkliche Thatsachen statt der blossen Annahmen und Vermuthungen zur Beweisführung aufgebracht werden, halten wir uns, selbst auf die Gefahr hin, zu den „Zurückgebliebenen und Denkfaulen“ gezählt zu werden, für vollkommen berechtigt, sie als das anzuschauen, was sie in der That ist, als eine Hypothese, deren Wahrheit erst bewiesen werden muss, zur Zeit aber noch gänzlich unbewiesen ist, und werden an dieser Ansicht festhalten trotz des Bannfluches Haeckls, der von jedem, welcher eine eigene Meinung zu hegen wagt und nicht blindlings dem Darwinismus in die Arme sinkt, erklärt, „das er unter den Hunden, Pferden und Elephanten stehe.“ Wir stehen mit dieser Ansicht weder allein, noch auch befinden wir uns in schlechter Gesellschaft; denn Darwin selbst hat ja erklärt, dass von „den angesehenern Häuptern der Naturwissenschaft unglücklicher Weise noch viele gegen eine Entwicklung in jeglicher Form seien.“ [1]) Wenn man nun aber gleichwohl an der Darwinschen Lehre festhält und sie mit allen Gründen der Wissenschaft zu vertheidigen sucht, so geschieht dies wohl nur deshalb, weil man in ihr einen Nothbehelf zu finden glaubt, der über das Wunder der Schöpfung hinwegführt, weil sie dem Materialismus eine Möglichkeit zeigt, das Entstehen und Bestehen aller lebendigen Wesen auf ein zufälliges Zusammentreffen äusserer physikalischer und chemischer Prozesse zurückzuführen, also die Annahme eines höchsten Wesens, dessen man so gerne los sein möchte, unnöthig macht. Hierin liegt der Grund, warum eine ganze Schaar von Naturforschern der materialistischen Schule ihre wissenschaftliche Ueberzeugung urplötzlich wechselten und in das Darwinsche Lager übergingen. [2]) Es ist jedoch eine leere Täuschung, wenn man hier den Grund des Lebens zu finden glaubt. Denn die Entstehung der Organismen wird für den Menschen immer ein unerklärter Vor-

[1]) Darwin, Abstammung etc. I. 1.

[2]) Es sei nur an C. Vogt erinnert, welcher früher für die Unveränderlichkeit der Arten sich mit grosser Entschiedenheit ausgesprochen hatte. „Allein die Darwinsche Lehre heimelte ihn gerade desswegen an, weil, wie er sich ausdrückt, es nun mit dem Schöpfer ganz vorbei sei.“ *Ausland* 1864. S. 704.

gang bleiben, und wie nach Voltaire's Ausspruch noch kein Philosoph durch eigene Kraft den Schleier hat aufheben können, den die Natur über die ersten Grundlagen der Dinge ausgebreitet hat, so wird auch kein Naturforscher das Geheimniss der Entstehung des Lebens, das sich überall unseren Sinnen entzieht, trotz aller Hilfsmittel, welche Chemie und Mikroscop darbieten, je zu ergründen im Stande sein. Denkenden Materialisten ist dies auch nicht entgangen, und sie haben daher auch keinen Anstand genommen, die Unzulänglichkeit der menschlichen Erkenntniss in diesem Punkte anzuerkennen. So meint Burmeister, wir hätten keine Augen mehr, um den ersten, ältesten Tag des Lebens zu erkennen, keinen Sinn, ihn zu begreifen, und B. Cotta fühlt sich zu dem Geständnisse genöthigt, „dass, wie der erste Ursprung der Erdmasse, so auch die Entstehung der organischen Wesen ein unlösbares Räthsel sei, bei dem wir nur an die unerforschliche Macht eines Schöpfers appelliren können.“ Wenn Czolbe [1]) die mit allen geologischen Forschungen in direktem Widerspruch stehende Behauptung aufstellt, die Welt sei gar nicht geschaffen, sondern mit all ihren Organismen von Ewigkeit her, so ist dies wohl nur dadurch zu erklären, dass er einerseits von seinem materialistischen Standpunkte aus sich zur Annahme eines Schöpfers nicht erheben kann, anderseits aber die Unmöglichkeit, den Schöpfungsvorgang natürlich zu erklären, einsieht. Dass übrigens der Glaube an einen persönlichen Schöpfer und Erhalter der Welt mit der höchsten Wissenschaftlichkeit sich recht gut vertrage, das hat nicht nur der Altvater der Naturwissenschaft, [2]) Linné, gegen

[1]) Czolbe, neue Darstellung des Sensualismus. S. 170.

[2]) Ich habe, sagt Linné, die Thiere betrachtet, auf die Pflanzenwelt gestützt, die Pflanzen im Erdboden wurzelnd, die Erde vom Weltall getragen, im unerschütterlichen Lauf um die Sonne kreisend, welche das Leben auf ihr vermittelt; die Sonne endlich, um ihre eigene Achse sich drehend, mit den übrigen Sonnensystemen an Raum und Zahl ohne Grenzen, im leeren Raum in schwebender Bewegung gehalten von der unbegreiflichen ersten Ursache, dem Wesen aller Wesen, dem Baumeister, Erhalter und Regierer des Weltalls. Wer dieses Wesen Weltregierer nennt, irrt nicht; wer es Erzeuger nennt, irrt nicht, denn aus ihm ist alles entstanden; wer es Vorsehung nennt, nennt es recht, denn die

dessen Grösse unsere Epigonen als winzige Zwerge erscheinen, deutlich bewiesen, sondern wir sehen es auch an vielen andern trefflichen Männern, unter denen O. Heer sicherlich nicht der unbedeutendste ist. Wir können es uns nicht versagen, die Worte, mit denen er sein schönes Werk schliesst, und die von einer grossartigen Auffassung der Natur Zeugniss ablegen, hieher zu setzen. [1])

„Der Rückblick auf die Pflanzen- und Thierwelt der verschiedenen Weltalter zeigt uns eine Reihe von grossartigen Erscheinungen: eine allmälige Annäherung an die jetzige Schöpfung, eine Steigerung in der Organisation belebter Wesen, ein merkwürdiges Zusammentreffen der Umbildung der festen Erdrinde sammt der Entwicklung der organischen Natur, ein in grossen Zeitabschnitten wiederkehrendes Werden und Vergehen der Arten und der Erscheinungen, die uns nicht zweifeln lassen, dass die Natur in ihrem Entwicklungsprozesse ein unendlich grossartiges, harmonisches Ganze bilde, welchem ein Plan und ein Gedanke zu Grunde liegen muss. Wohl kennen wir von diesem unermesslich grossen Gebäude erst die Grundpfeiler; je mehr aber die Urwelt uns ihre Wunder enthüllt, desto grossartiger und reicher wird dasselbe, desto mehr füllen sich die Lücken aus, welche die jetzige Schöpfung uns weist, und desto inniger schliessen sich alle Glieder zu dem harmonischen Baue zusammen. So gross und herrlich auch derselbe ist, wird er aber nur von dem gesehen, dessen geistiges Auge dafür aufgeschlossen ist. Ein Bild mag dies noch erläutern. Ein mit

Welt entfaltet nach seinem Rathschluss ihre Thätigkeiten. Es fühlt Alles, es sieht Alles, belebt und beseelt Alles — es ist Alles in Allem. Dieses Wesen, ohne welches nichts ist, ist ewig, unermesslich, nicht gezeugt und nicht geschaffen. Es ist in seiner heiligen Majestät nur geistig zu schauen. Diesen einigen, ewigen, unendlichen, allwissenden Gott habe ich, aufmerksam lauschend, einherschreiten sehen und bin von Staunen überwältiget. Ich habe einige Spuren seiner Schritte durch die geschaffene Welt erkannt, und in ihnen allen, auch dem Kleinsten, das fast den Sinnen entschwindet, welch' eine Fülle von Kraft und Weisheit und unergründlicher Vollkommenheit!" Systema Naturae ed. 12. 1766. p. 10.

[1]) O. Heer, die Urwelt der Schweiz. Zürich 1865. S. 603.

einer Symphonie Beethovens überschriebenes Blatt hat nur Sinn für den Kunstverständigen. Für ihn hat jede Note Bedeutung, und wenn er diese Zeichen in die Tonwelt überträgt, entströmt denselben eine ganze Welt von Harmonieen. Geradeso verhält es sich mit der Natur. Die einzelnen Erscheinungen haben gleich den einzelnen Noten nur dann Sinn, wenn wir sie zu verbinden und ihren Zusammenhang zu erfassen vermögen. Dann schliessen sie sich zu einem grossen, gegliederten Ganzen zusammen, und es entsteht in unserer Seele auch eine Welt von Harmonieen, die uns, wie ihre Schwester, die Harmonie der Töne, über die sinnliche Welt emporträgt und uns mit der Ahnung einer göttlichen Weltordnung erfüllt. Jedermann würde ohne Zweifel denjenigen für sehr einfältig halten, der behaupten würde, dass die Noten jener Symphonie aus zufällig auf das Papier gekommenen Punkten entstanden seien. Mir aber will es scheinen, dass diejenigen nicht weniger unverständig urtheilen, welche die unendlich wundervollere Harmonie in der Schöpfung als ein Spiel des Zufalles betrachten. Je tiefer wir daher eindringen in die Erkenntniss der Natur, desto inniger wird auch unsere Ueberzeugung, dass nur der Glaube an einen allmächtigen und allweisen Schöpfer, der Himmel und Erde nach ewig vorbedachtem Plane erschaffen hat, die Räthsel der Natur, wie die des menschlichen Lebens zu lösen vermöge.“

Wir glaubten voranstehende Bemerkungen den nachfolgenden Blättern vorausschicken zu sollen, theils um unsern Standpunkt klar zu machen, theils auch, um anzudeuten, wie die moderne Naturforschung nicht nur dem Christenthum feindlich gegenüber stehe, sondern auch die Existenz eines höhern Wesens geradezu leugne und nur in der Materie das Ewige und Bleibende finde. Es ist nicht schwer einzusehen, dass, wenn diese Anschauungsweise allgemeine Verbreitung fände, wir einer Barbarei entgegen geführt würden, welche das Menschengeschlecht in seiner tiefsten Wurzel vergiften und seine völlige Auflösung herbeiführen müsste. Wir erachten es daher als heilige Pflicht eines Jeden, der es aufrichtig meint mit der Menschheit, diesen destructiven Tendenzen nach Kräften entgegen zu treten, um sich und andern das Gottesbewusstsein zu wahren und eine Versöhnung zwischen Wissenschaft und

Religion anzubahnen. In dieser Absicht haben wir es versucht, die viel besprochene Frage über die Einheit des Menschengeschlechtes mit Berücksichtigung der dagegen erhobenen Einwendungen einer eingehenden Prüfung zu unterziehen und die Ergebnisse der Wissenschaft über diesen Punkt kurz zusammenzustellen. Wir sind übrigens hiebei weit von dem Glauben entfernt, als könnten wir etwas Neues beibringen, das die Frage zu entscheiden geeignet wäre, sondern unsere Absicht geht nur dahin, den materialistischen Anschauungen gegenüber zu zeigen, dass die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiete mit dem Offenbarungsglauben keineswegs im Widerspruch stehen, und dass jene kühnen Behauptungen, an denen die Tagesliteratur und die grosse Menge der sogenannten populären Werke über Naturgeschichte so überreich sind, nur eben Behauptungen von sehr zweifelhaftem Werthe seien, die durch die Zuversicht, mit der sie ausgesprochen werden, allerdings den Unkundigen täuschen können, keineswegs aber den, der auf diesem Gebiete kein Neuling ist, in seiner Ueberzeugung zu erschüttern vermögen.

Wichtigkeit der Frage und ihre verschiedene Beantwortung.

Die Frage: ob sämmtliche Menschen, welche die weite Erde bewohnen, trotz der vielfachen geistigen und körperlichen Verschiedenheiten, nur eine Art im naturhistorischen Sinne bilden, mit andern Worten, ob sämmtliche Menschen von einem Paare abstammen, oder ob die Annahme mehrerer Stammpaare berechtiget und nothwendig sei, ist schon an und für sich für jeden denkenden Menschen von dem höchsten Interesse, wird aber noch ungleich bedeutungsvoller durch ihren engen Zusammenhang mit dem geoffenbarten Glauben und durch den grossen Einfluss, den sie auf das praktische Leben einzelner wie ganzer Völker auszuüben im Stande ist.

Ist nämlich der Glaube an die göttliche Schöpfung des Menschen grundlos, ist Adam nicht Stammvater aller Menschen, dann fällt auch, wie R. Wagner [1]) bemerkt, „das historische Christenthum in seinem tiefsten Zusammenhang mit der Menschenschöpfung in sich zusammen; der einfachste, schlichteste Bibelglaube ebenso gut, als das ganze Gebäude unserer kirchlichen Lehrbegriffe stürzen zusammen und unserer wissenschaftlichen Theologie, so weit sich dieselbe eins weiss mit der Kirche, wird der Boden unter den Füssen weggezogen."

[1]) R. Wagner, Rede bei der Naturforscher-Versammlung in Göttingen. 1854.

Nur wenn Adam Stammvater der Menschen ist, kann Christus Erlöser und Wiederhersteller der gefallenen Menschen sein; ohne diesen Glauben ist die Lehre von Sünde und Erlösung und alles, was damit zusammenhängt, ein luftiges Gebäude ohne alle Begründung — eine grossartige Lüge.

Nur der Glaube an die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes hat von den ersten Zeiten des Christenthums an Tausende der besten Männer begeistert, das Licht des Evangeliums und mit ihm den Anfang und die Grundlagen einer höhern Cultur in die entlegensten Gegenden der Erde zu tragen und heitern Auges selbst dem Tode entgegen zu gehen. In diesem Glauben, dass alle Menschen Nachkommen Adams und eben desshalb auch der erlösenden Gnade bedürftig und fähig seien, ziehen auch heute noch glaubenseifrige Männer aller christlichen Confessionen in ferne Länder, um dem Christenthume neue Bekenner zu gewinnen und die in thierähnlichem Schlummer befangenen Völker zu höherem geistigen Leben zu erwecken. Aber nicht blos das Christenthum steht und fällt mit dieser Lehre, sondern mit dem vielfältigen Ursprung hört auch der geistige Zusammenhang unter den Menschen auf und es „gibt dann kein anderes geistiges Band, das die Menschen umschliest, als die äussere Convenienz.“ Wenn wir den Neger und Indianer nicht als unsere Mitmenschen, nicht als Brüder derselben grossen Familie, sondern als Wesen von untergeordnetem Range betrachten, welche gerade Verstand genug haben, um noch als Menschen gelten zu können — was in der That der wahre Charakter der Neger ist, wenn die Recht haben, welche die Einheit des Menschengeschlechtes leugnen[1]) — dann ist es auch ganz consequent, wenn wir keine Pflichten gegen sie in den positiven Geboten, auf denen die Moralität der christlichen Welt beruht, begründet finden, und ihnen keine höheren Rechte als den Thieren einräumen. Denn die Idee der geistigen Verwandtschaft und der Gleichheit in Urpflichten und Rechten ist auch durch die natürliche Einheit des Menschengeschlechtes oder dadurch bedingt, dass das Menschengeschlecht aus einem Blute entsprungen ist. Gibt es

[1]) Carpenter, Varieties of Mankind, in Todd's Cyclop.

verschiedene Menschenarten, dann erhält auch jenes fluchwürdige Institut der Sklaverei ebenso sehr seine Rechtfertigung, wie die Vertilgungskriege, welche die weissen gegen die farbigen Rassen geführt haben und noch führen. Es wird durch sie, wie Waitz sagt, eben nur ein physisches Dasein zerstört, das ohne Sinn und Befähignng für höhere geistige Entwicklung dem Untergang geweiht werden muss, um einer höheren, reicheren Lebensgestalt Raum zu geben. Die Negerjagden in Afrika, die Ausrottung der Maori auf Neuseeland und der Indianer in Amerika kann dann kein grösserer Tadel treffen, als die Vernichtung einer Thierspezies. Der schrankenloseste Egoismus müsste die einzige Religion der Völker werden.

Bei der grossen Wichtigkeit dieser Frage ist es nicht zu verwundern, dass sie eine verschiedene Beantwortung gefunden und die entgegengesetztesten Ansichten und Behauptungen hervorgerufen habe. Die Alten, an ihrem Autochthonismus festhaltend, konnten sich nicht zur Idee der Einheit des Menschengeschlechtes erheben und betrachteten daher alle Nichtgriechen und Nichtrömer als Barbaren, die, wie Libanius sagt, sich in Nichts von den Thieren unterscheiden. Auch Plato schloss die Barbaren von seiner Republik aus. Galenus schrieb seine Anleitung zur Erhaltung der Neugebornen nicht für die Barbaren, die derselben so wenig werth seien, als die Auerochsen und Wildschweine. Aus diesem Grunde konnten die Alten auch eine Religion nicht begreifen, welche, die vermeintlichen Vorrechte der Griechen und Römer nicht achtend, den Satz aufstellte, dass alle Menschen, von welchem Stamme oder Stande sie auch sein möchten, wie Kinder eines Vaters, so auch Brüder unter sich seien, alle gleichmässig zur Freiheit der Kinder Gottes berufen. Mit dem Siege des Christenthums wurde auch der Glaube an die einheitliche Abstammung allgemein, und das gläubige Mittelalter liess sich an der Erzählung der hl. Schrift genügen. Als aber die neue Welt entdeckt ward und man mit Menschenstämmen bekannt wurde, welche ihrer ganzen äussern Erscheinung nach von den bisher bekannten abwichen, da begannen sich zuerst leise Zweifel über deren Abstammung zu regen, denen Theophrastus Paracelsus zum grossen Aergerniss seiner Zeitgenossen durch die Behauptung Ausdruck verliehen hat, dass es neben dem asiatischen auch

einen amerikanischen Adam gegeben habe. Der antichristlichen Philosophie des vorigen Jahrhunderts war es vorbehalten, nicht blos die Unwahrscheinlichkeit sondern auch die Unmöglichkeit der gemeinsamen Abstammung aller Menschen zu behaupten.[1]) Seit dieser Zeit hat die ungläubige Wissenschaft sich eifrigst bemüht, alle Gründe aufzusuchen, welche die Annahme einer vielfachen Abstammung zu stützen und die Unhaltbarkeit der entgegengesetzten Ansicht darzuthun geeignet wären. Die einen glaubten die Einheit bestreiten zu können, weil die körperlichen Unterschiede der verschiedenen Menschenstämme zu gross seien, als dass ein gemeinsamer Stammvater vorausgesetzt werden könnte, während andere, wie Hunt, Remusat, Pouchet die Verschiedenheit der geistigen Fähigkeiten betonen und eben desshalb auch verschiedene Spezies annehmen. Wieder andere haben in der Verschiedenheit der Sprachen die Unmöglichkeit der gemeinsamen Abstammung finden wollen.[2]) Hält es Vogt für unmöglich, dass Amerika und Neuseeland von der alten Welt aus ihre Bewohner erhalten haben, so meint Waitz,[3]) dass alle Länder gleichzeitig bevölkert worden seien und dass eben desshalb die Annahme e i n e s Schöpfungscentrums unzulässig sei. Rudolphi und andere halten es für unmöglich, dass die vielen Millionen Menschen auf der Erde alle von einem Paare abstammen, da dies nur durch eine Reihe von Wundern hätte geschehen können. Zufälle aller Art, meint er, hätten die ersten Menschen so gut wie die folgenden treffen können, und eine so wichtige Sache, wie die Bevölkerung der Erde wäre

[1]) Voltaire, Philosophie de l'histoire et Question sur l'Encyclopédie, tom. 4. u. 5. „Nur ein Blinder kann zweifeln, dass die Weissen, Neger, Albinos, Hottentotten, Lappländer, Chinesen und Amerikaner von einander ganz verschiedene Gattungen seien.“ Voltaire, Histoire de Russie sous Pierre le Grand. c. 1. Vrgl. Rudolphi, Grundriss der Physiologie und Beiträge zur Anthropologie, wo man die gewöhnlichen Einwürfe zusammengestellt findet.

[2]) Pott (Ungleichheit der menschlichen Rassen) behauptet eine Mehrheit von einander schlechthin unabhängiger und vom Urbeginn her verschiedener Anfänge der Sprachen.

[3]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker. II. 2.

dann dem Zufall überlassen gewesen.[1]) Agassiz,[2]) dem auch Nott und Gliddon folgen, glaubt die einheitliche Schöpfung des Menschen aus dem Grunde bestreiten zu können, weil der Mensch an die Floren- und Faunen-Gebiete, deren er acht annimmt, gebunden sei, während Eberhard[3]) meint, dass die Blumenbach'schen Rassen den fünf Continenten, welche nach ihm selbstständige botanische und zoologische Provinzen bilden, analog seien, wesshalb er annimmt, dass jeder Continent sein Menschenpaar als Schlussstein seiner organischen Welt hervorgebracht habe. Auch Knox, dann Morton mit seiner ganzen Schule halten die verschiedenen Menschenspezies für lokale Produkte, welche vom Anfang an den verschiedenen Climaten und lokalen Verhältnissen angepasst gewesen.[4])

[1]) Rudolphi, Grundriss der Physiologie I. S. 50. Steffens (Anthropologie) hat diesen Einwurf, den sich auch Perty angeeignet, mit aller Schärfe zurükgewiesen. Er sagt unter anderm: Man kann sich gar nichts Vernünftiges denken, wenn man bei der Schöpfungsgeschichte von einem Zufall spricht. „Wer glaubt, dass die Geschicke der Menschen in Gottes Hand ruhen, für den gibt es keinen Zufall, am wenigsten aber da, wo es sich um die Schöpfung des Menschen handelt.“ Rudolphi selbst sagt S. 52: „Nichts ist Zufall.“

[2]) Agassiz, Essay on classification, p. 39.

[3]) Eberhard, die Menschenrassen. Coburg 1842.

[4]) I regard the American nation as the true Autochthones, the primeval inhabitants of this vast continent. Wherever I have ventured an opinion on this question, it has been in favour of the doctrine of primeval diversities of men — an original adaptation of the several races to those varied circumstances of climate and locality, which, while congenial to the one, are destructive to the other — — — our species had its origin not in one, but in several or many creations, and these, diverging from their primitive centres met and amalgamated in the progress of time and have so given rise to these intermediate links of organisation, which now connect the extremes together. By the simultaneous creation of a plurality of original stocks, the population of the earth became not an accidental result, but a matter of certainty. Many and distant regions, which, in accordance with the doctrine of a single origin, would have remained for thousand of years unpeopled and unknown, received at once their allotted inhabitants, and these, instead af being left to struggle with the vicissitudes of change, were from the beginning

Dass Manche die Vielheit der Menschenspezies desshalb behaupten, um die Sklaverei und die Ausrottung der Indianer beschönigen zu können, ist um so weniger zu verkennen, als gerade in Amerika der vielfältige Ursprung der Menschen am meisten und hartnäckigsten festgehalten wird. „Die Nordamerikaner haben, sagt ein Schriftsteller, für ihre Gräuel, die sie gegen die Indianer und Neger ausübten, nicht blos Losssprechung, sondern sogar wissenschaftliche Belobungsschreiben beansprucht, indem sie Schriftsteller aufstellten, die anthropologisch beweisen sollten, dass sie ein gutes Werk thun, wenn sie die Indianer ausrotten und die Neger zu Sklaven machen, weil diese keine Menschen im Sinne des Kaukasiers seien, sondern ihnen gegenüber blos für schädliche Thiere gelten könnten, die den wahren Menschen unbefugter Weise den Ausbreitungsbezirk verengern, daher man sie mit Recht vertilge und zur Arbeit brauche, was amerikanische Gelehrte mit allen Gründen der Gelehrsamkeit bewiesen haben und noch beweisen.“ Die amerikanische Schule war es auch vorzüglich, welche, um der Autochthonenlehre eine grössere Verbreitung zu sichern und ihr auch bei den Bibelgläubigen Eingang zu verschaffen, darzuthun versuchte, dass der Mosaische Bericht nur auf die weisse Rasse und zwar ausschliesslich nur auf die Juden bezogen werden dürfe. Durch eine solche Auslegung, glaubte man, würden die Wahrheiten der hl. Schrift gar nicht in Frage gestellt, sondern nur mit der wissenschaftlichen Forschung in besseren Einklang gebracht.[1])

Da nach der Darwin'schen Theorie das Menschengeschlecht von einem Uraffen, von dessen Ueberresten leider Nichts mehr vorhanden ist, abstammen soll, so wäre man füglich zu der Annahme berechtiget, dass die Anhänger derselben die Mehrheit der Menschenarten nicht länger mehr festhalten würden. Darwin selbst sagt in dieser Beziehung, dass, wenn die Grundsätze der Evolutionstheorie angenommen sein werden, was sicher

adapted to those varied circumstances of climate and locality, which yet mark their respective position upon earth. Morton, ined. Ms. in „Nott's types of Mankind.“ Philadelph. 1854.

[1]) Agassiz in Nott's Types of Mankind p. 79.

in kurzer Zeit geschehen werde, der Streit zwischen den Monogenisten und Polygenisten still und unbeachtet absterben werde. Dessungeachtet beharren viele und mitunter ganz entschiedene Darwinianer auf der Annahme mehrerer Menschenarten, theils weil sie verschiedene Affen als Urväter annehmen, theils weil sich im Laufe der Jahrtausende so bedeutende Unterschiede herausgebildet hätten, dass sie als spezifische Merkmale betrachtet werden könnten. In diesem Sinne nimmt auch Darwin verschiedene Spezies oder Subspezies an.[1])

Ein Hauptvertreter des Materialismus und zugleich entschiedener Darwinianer, C. Vogt,[2]) sagt in dieser Beziehung: „Alle historischen wie naturwissenschaftlichen Forschungen liefern den positiven Beweis von dem vielfältigen Ursprung der Menschen. Die Lehren der hl. Schrift von Adam und Noah und die zweimalige Abstammung der Menschen von einem Paare sind wissenschaftlich durchaus unhaltbare Märchen.“ So siegesgewiss jedoch die materialistische Schule in dieser Frage auftritt, so bestimmt sie allen jenen, welche eine andere Meinung zu haben wagen, Unwissenheit und Unkenntniss der Thatsachen vorwirft, so ist doch keineswegs das grössere Gewicht der Gründe auf ihrer Seite; die beigebrachten Beweise beruhen im Gegentheil meist auf falschen Voraussetzungen und fallen in sich zusammen, wenn man der Sache auf den Grund geht. „Die Arteinheit des Menschengeschlechtes bildet, wie A. Wagner sagt, eine so starke Position, dass kein Naturforscher dagegen ankämpfen kann, ohne sich den Kopf zu zerschellen.“

Man würde sich indess in einem grossen Irrthum befinden, wenn man glauben wollte, dass mit der Arteinheit auch schon die Abstammung von einem Paare bewiesen wäre. Es ist damit nur die Möglichkeit, keineswegs aber auch die Wirklichkeit einer solchen Abstammung dargethan, es ist damit nur der Beweis geliefert, dass von Seite der Naturwissenschaft ein gegründeter Widerspruch gegen die einpaarige Abstammung nicht erhoben werden könne. Darüber, dass alle Menschen von einem

[1]) Darwin, Abstammung des Menschen. I. S. 207.

[2]) Vogt, Köhlerglaube etc. S. 83.

Paare ihren Ausgang genommen, kann uns zuletzt nur die Offenbarung eine Kunde geben, die um so glaubwürdiger und überzeugender sein muss, je mehr sie in der Urgeschichte der Menschheit eine Stütze findet. Man wird daher nicht umhin können, nicht blos die ersten Wanderungen der Völker, so weit sich dieselben noch nachweisen lassen, sondern auch die Traditionen, Sitten und Gebräuche, den Zusammenhang der Sprachen und Anderes mit in Betracht zu ziehen, um aus dem Gesammtergebniss der in Rede stehenden Momente einen sichern Schluss auf die Wahrheit der Mosaischen Urkunde machen zu können. Unsere Aufgabe wird es also zunächst sein, den Artbegriff aufzustellen und dann den Nachweiss zu liefern, dass weder in körperlicher noch in geistiger Beziehung wesentliche oder spezifische Unterschiede zwischen den verschiedenen Menschenrassen bestehen.

Artbegriff.

Um den unermesslichen Reichthum der Naturwesen leichter überschauen und unterscheiden zu können, ist es nothwendig, von denselben nach gewissen übereinstimmenden Merkmalen zuerst kleinere, und aus diesen wieder grössere Gruppen zu bilden, und diese dann nach ihrer nähern oder entferntern Verwandtschaft zu einem geordneten Ganzen oder Systeme zusammenzustellen. Die Gruppen in einem solchen Systeme sind: Varietäten, Arten, Gattungen, Familien, Ordnungen, Klassen, Reiche. Ein Beispiel soll dieses klar machen. Unter den Hunden gibt es viele Varietäten, wie Pudel, Spitz, Jagdhund u. s. w., die aber alle unter sich nur eine Art bilden. Der Haushund steht nun mit dem Wolf und Fuchs in einer Gattung, weil diese Thiere bei aller sonstigen Verschiedenheit darin übereinkommen, dass sie in der obern Kinnlade jederseits sieben Backenzähne besitzen. Dagegen bildet die Gattung des Hundes mit der Hyäne eine Familie, weil beide Gattungen trotz der abweichenden Zahl der Backenzähne in dem langgestreckten Kopf und in den unbeweglichen Krallen an den Zehen überein-

stimmen. Diese Familie der Hunde tritt mit der der Bären, Marder, Viverren und Katzen zu der Ordnung der Raubthiere zusammen, indem sie alle in dem vollständigen Gebisse und den freien bekrallten Zehen übereinkommen. Die Raubthiere selbst gehören endlich der von den Vögeln, Fischen und Amphibien wohl unterschiedenen Klasse der Säugethiere an. Alle Thiere zusammen bilden das Thierreich.[1])

Jede systematische Eintheilung, auch die sogenannte natürliche ist mehr oder weniger künstlich, wie dies schon Linné ausgesprochen hat;[2]) nur eine Abtheilung, nämlich Art oder Species wird als eine objektive, als eine natürlich gegebene betrachtet, wesshalb sie auch den Grund- und Eckstein aller Classifikation bilden muss. Denn nicht der Naturforscher schafft die Art d. h. die Uebereinstimmung gewisser Thiere oder Pflanzen, diese Idee, wornach sie gebildet sind und bestehen, sondern er erkennt sie nur, weil sie objektiv in der Natur vorliegt und gleichsam den Gedanken des Schöpfers in seiner Verkörperung darstellt. Jede Art trägt in sich ein ihr allein eigenthümliches Gesetz, nach dem sich ihr Leben entwickelt und durch welches sie von jeder andern Art bei allen Tausenden ihrer Glieder durch eine unübersteigliche Scheidewand geschieden ist, wesshalb es auch, wie Linné sagt, so viele Arten gibt, als ursprünglich geschaffen wurden. Insoferne nun diese Gesetze und die Individuen, welche sie an sich tragen, in der Natur wirklich vorkommen, ist auch die Art als Inbegriff aller Individuen, welche denselben Typus darstellen und dieselben Lebensgesetze manifestiren, in der Natur wirklich vorhanden. Anders ist es aber mit dem Artbegriff; diesen liefert nicht die Natur, sondern er ist lediglich Sache des denkenden und abstrahirenden Verstandes. Die Ansichten der Naturforscher weichen daher weit von einander ab, indem sie noch keineswegs darüber einig sind, welches Kriterium die Art konstituire. Die Einen, z. B. Burmeister, Giebel etc. etc. meinen, zu einer Art müssten „alle jene Exemplare gerechnet werden, welche in den wesentlichen Merkmalen übereinstimmen.“ Gegen

[1]) Fürnrohr, Naturgeschichte S. 17.

[2]) Classis et ordo est sapientiae, species naturae opus.

diese Ansicht liesse sich im Ganzen nichts einwenden, wenn nur der Begriff „wesentlich" genau fixirt wäre, wenn es ein allgemeines Gesetz gäbe, nach welchem die wesentlichen und unwesentlichen Merkmale unterschieden werden könnten. Ein solches Gesetz ist aber nicht vorhanden und das Wort „wesentlich" bleibt völlig unbestimmt; ein unbestimmtes Mass kann aber niemals zum Mass eines Dinges gebraucht werden.[1] Hiedurch würde dem subjektiven Ermessen der weiteste Spielraum eröffnet, da dem einen dies, dem andern jenes als wesentlich erscheint. So hält der eine die schwarze Farbe des Negers für etwas wesentliches, während sie dem andern nur als Extrem der allen Menschen gemeinsamen Pigmentbildung und folglich als unwesentlich erscheint.

Entbehrt schon der angeführte Artbegriff jedes sichern objektiven Kriteriums, so ist dies noch mehr der Fall bei dem von Schleiden gegebenen. Nach ihm gehört zu einer Art Alles, „was sich durch Merkmale charakterisirt, die dem Menschen für eine gewisse längere Zeit als unveränderlich erscheinen."[2] Dieser dem Naturforscher Agassiz[3]) entlehnte Begriff setzt die Veränderungen der Typen voraus und wurde von Schleiden offenbar der Darwin'schen Theorie zu Liebe adoptirt. Da aber diese Theorie trotz ihrer konsequenten Durchführung nur auf Hypothesen beruht, die nicht bewiesen sind und auch nicht bewiesen werden können, so kann auch der auf sie gebaute Artbegriff nicht stichhaltig sein, abgesehen davon, dass er durch seine ganze Fassung der Willkür und dem subjektiven Dafürhalten Thür und Thor öffnen würde. Die exakte Naturwissenschaft bewegt sich nur auf dem Boden der Erfahrung, nur diese, nicht aber unbewiesene Voraussetzungen und luftige Hypothesen dürfen den Artbegriff bestimmen. Genau genommen kann nach der Darwin'schen Theorie, die ja wesentlich auf der Voraussetzung beruht, dass die Typen sich fortwährend in andere umwandeln, gleichsam im steten Flusse begriffen sind, von einer Unterscheidung der Arten gar keine Rede

[1]) Natur und Offenbarung. III. 450.

[2]) Schleiden, Entstehung der Arten. S. 38.

[3]) Nott and Gliddon, Types of Mankind. p. 74.

sein;[1]) denn der Artbegriff beruht ja zunächst darauf, dass die typische Gleichheit der Naturwesen sich erhalte. Nicht mit Unrecht scheint Waitz der amerikanischen Schule (Morton, Agassiz und ihren Anhängern) den Vorwurf zu machen, dass sie diesen Artbegriff nur desshalb zurecht gemacht habe, um zu dem beabsichtigten Resultate einer Vielheit von Menschenspezies zu gelangen.[2])

Will man den unsichern und schwankenden Boden des subjektiven Dafürhaltens verlassen und eine sichere Basis für den Artbegriff gewinnen, so muss ein objektives Kriterium, welches auf Thatsachen der Erfahrung beruht und nicht von den wechselnden Ansichten der Naturforscher abhängt, aufgesucht werden. Nach der Ansicht der meisten und zugleich bedeutendsten Naturforscher kann ein solches nur in der unbeschränkten Fortpflanzungsfähigkeit gefunden werden. Art ist Wesensgleichheit; diese zeigt sich aber bei zwei oder mehreren Individuen, die äusserlich oft sehr verschieden sind, z. B. den männlichen und weiblichen Individuen mancher Thierspecies, vor Allem in dem Vermögen, dass durch sie solche Wesen, welche ihnen wiederum vollständig bis etwa auf unwesentliche Aeusserlichkeiten gleich sind, welche dieselben Veränderungsstufen in ihrem Leben durchlaufen und dieselben Eigenschaften zeigen, erzeugt werden und dass sich in diesen wiederum dasselbe Vermögen verjüngt.[3])

Hiernach bildet der Inbegriff sämmtlicher Individuen, welche eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft unter sich zu erzeugen vermögen, die Art, während konstante, durch Zeugung vererbbare Differenzen unter diesen Individuen die Varietät oder die Rasse begründen.[4]) Dieser von A. Wagner[5]) aufge-

[1]) In time there is probably no such thing as species. Knox, on Races. p. 24.

[2]) Waitz, Anthropologie. I. 24.

[3]) Vrgl. Natur u. Offenbarung. III. 455.

[4]) J. Müller (Physiologie II. 769) sagt: „Wenn die Varietät perennirend wird, ist sie Rasse.“ Bei andern Schriftstellern hat dies Wort oft einen ganz unbestimmten Sinn und kann blos Varietät aber auch Spezies bedeuten. Vrgl. Prichard. I. 143.

[5]) In den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1861.

stellte Artbegriff ist wesentlich derselbe, den Linné, Büffon,[1]) Oken,[2]) Prichard,[3]) J. Müller,[4]) Latham,[5]) und andere aufgestellt haben; auch Cuvier[6]) legt das Hauptgewicht auf die Abstammung und selbst Vogt[7]) hat sich in seinem Lehrbuch der Geologie zu demselben bekannt.

Die unbeschränkte Fortpflanzungsfähigkeit ist also das Band, das Individuen und Rassen zu einer und derselben Art verbindet, sie ist das Kriterium, das jedes subjektive Verfahren, jede Willkür bei Feststellung der Arten ausschliesst und sichere Grenzen feststellt, die unverrückt so lange bestehen, als die Individuen selbst. Dass nur Individuen derselben Art Nachkommen hervorbringen, welche unter sich die gleiche Lebensform fortzupflanzen im Stande sind, das ist ein Gesetz der Natur, so bestimmt und heilig, dass es ungestraft nicht übertreten werden darf. Wenn daher je zuweilen Individuen aus zwei verschiedenen Arten einer und derselben Gattung, z. B. Pferde und Esel, Bastarde hervorbringen, so sind diese

[1]) Succession constante d'individus semblables et qui se reproduisent. Buffon, Oeuvres. IV. 386.

[2]) Thiere, welche sich ohne Noth und Zwang mit einander paaren, gehören zu einer Art. Thierreich I. 595.

[3]) Das Wort Spezies darf nur gebraucht werden von einem Inbegriff von Individuen bei denen nichts im Wege steht, dass wir sie als Abkömmlinge eines Stammes betrachten. Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. I. 142.

[4]) Die Art ist eine durch Individuen zunächst repräsentirte Lebensform, welche mit gewissen unveräusserlichen Charakteren in der Generation wiederkehrt und durch die Generation ähnlicher Individuen konstant wieder erzeugt wird. Physiologie II. 768.

[5]) A species is a class of individuals each of which is hypothetically considered to be the descendant of the same protoplast or of the same pair of protoplasts. Bei Bastian, das Beständige etc. S. 5.

[6]) La réunion des individus descendus l'un de l'autre ou de parents communs et de ceux, qui leur ressemblent autant, qu'ils ressemblent entre eux. Règne animal. I. p. 16. 2. edit.

[7]) Zu einer Art gehören alle Individuen, welche von gleichen Eltern abstammen und die selbst oder durch ihre Descendenten den Stammeltern wieder ähnlich werden. Geologie II. §. 1400.

nicht im Stande, durch Vermischung mit ihres Gleichen sich fortzupflanzen, das Naturgesetz verlangt mit unerbittlicher Strenge, dass diese neuen naturwidrigen Formen entweder alsbald dem Tode verfallen, oder in den gesetzlichen Typus zurückkehren. Diese Sterilität der Bastarde, die Unmöglichkeit, dass sie sich unter sich weiter fortpflanzen, ist ein schlagender Beweis, dass kein Uebergang von einer Art zur andern stattfinde, sondern dass der Schöpfer eine unausfüllbare Kluft zwischen sie gesetzt habe. Bestände diese nicht, dann könnten wir von Arten gar nicht reden und an die Stelle streng gesonderter Typen würde ein chaotisches Durcheinander treten.

So deutlich aber dieses Gesetz in der Natur vorliegt und so sehr es durch die Erfahrung der Jahrhunderte bestätiget wird, so hat man es doch angezweifelt und Einwürfe dagegen erhoben, die, wenn sie gegründet wären, auch den auf sie gebauten Artbegriff unhaltbar machen würden. Mehrere Naturforscher[1]) haben nämlich die Behauptung aufgestellt, dass nicht bloss Individuen nahe verwandter Arten sich mit einander fruchtbar begatten können, sondern dass auch die von ihnen erzeugten Bastarde, die Mischlinge zweier Arten, eben so fruchtbar seien, wie es Mischlinge der Varietäten einer und derselben Art sind. Noch weiter ging Morton,[2]) indem er behauptete, dass sogar Thiere von verschiedenen Gattungen fruchtbar mit einander sich paaren können. Die von ihm aufgeführten Fälle sind indess so abenteuerlich und unglaublich, dass man sie in das Reich der Fabeln verweisen müsste, wenn sie auch nicht von J. Bachman, Hyrtl,[3]) A. Wagner und andern so gründlich widerlegt worden wären, dass auch nicht ein einziger übrig bleibt, der einige Wahrscheinlichkeit für sich hätte. Etwas anders gestaltet sich die Sache bei Individuen nahe verwandter Arten, die allerdings Bastarde mit einander erzeugen

[1]) Z. B. Rudolphi, Bory, Desmoulins, C. Vogt, Geoffroy u. andere.

[2]) Morton, Hybridity in animals and plants. 1847.

[3]) Hyrtl ruft einmal unwillig aus: Gott stärke uns im Glauben, wenn es wahr ist, dass ein Stier sich mit einem Schafe begattete; Morton zweifelt nicht daran. Sitzungsberichte der naturwissenschaftl. Klasse der k. k. Akademie in Wien 1854. XIII. S. 143.

können. Ein bekanntes hieher gehöriges Beispiel bildet das Pferd und der Esel, bei denen es nach Agassiz zum spezifischen Charakter gehört, Bastarde erzeugen zu können. Allein hiedurch wird das Naturgesetz nicht im Geringsten alterirt; denn die Thatsache, auf die es hier allein ankommt, dass die Maulthiere steril sind und unter sich nicht weiter sich fortzupflanzen vermögen, steht unerschütterlich fest, da auch nicht ein einziger Fall von der Fruchtbarkeit der Maulthiere unter sich mit Sicherheit nachgewiesen werden kann; sie müssen immer neu aus der Paarung des Pferdes und Esels, wozu diese nur durch Betrug gebracht werden, gezüchtet werden; würde es keine Pferde und Esel mehr geben, dann müssten auch die Maulthiere aussterben. Auch die Versuche, die Bastarde der Kanarienvögel bei reiner Inzucht fortzupflanzen, sind bisher alle fehl geschlagen und nur durch Anpaaren mit einem der elterlichen Stämme hat man eine beschränkte Fruchtbarkeit erzielt.[1]) Wenn Vogt auf die von J. Geoffroy berichteten Versuche, wornach ein gewisser Roux vom Hasen und Kaninchen fruchtbare Bastarde (Leporiden) erzielt habe, ein besonderes Gewicht legt und meint, es sei hiedurch auch wirklich eine neue und unbeschränkt fruchtbare Art erzeugt worden, so ist man wohl berechtiget hiefür einen ganz andern Nachweis zu fordern, als er durch die blosse Versicherung, dass es sich wirklich so verhalte, gegeben ist. Die beiden Arten sind allerdings sehr nahe verwandt, so dass man eine Kreuzung derselben wohl für wahrscheinlich halten könnte; allein nach der Versicherung von Quatrefages ist eine solche trotz zahlloser Versuche noch nie gelungen. Auch Broca, welcher zweimal bei Roux selbst das Verfahren der Züchtung studirt hat, war nicht so glücklich, fruchtbare Bastarde zu erhalten. Zlick vermutet daher wohl nicht mit Unrecht, dass hinter dem Mysterium, mit welchem Roux den Ursprung und die Erzeugungsweise der Leporiden umhüllt, eine Mystifikation stecke und dass dieselben nichts anderes seien als eine besondere Rasse des Kaninchens. In gleichem Sinne haben sich auch Pigeaux, Rufz

[1]) Wagner, in den Sitzungsberichten der Münchner Akademie 1861.

de Lavison, Guérin-Méneville und andere ausgesprochen.[1]) Man hat also wohl ein Recht, mit Wagner die Sache um so mehr zu beanstanden, als es nach einer Bemerkung von Waitz im Grunde noch gar kein sicheres Beispiel der Fruchtbarkeit (der unbeschränkten Fruchtbarkeit gar nicht zu gedenken) von Bastarden unter sich, und nur sehr vereinzelnte von fruchtbarer Vermischung derselben mit einer der Stammarten gibt. Aus den umfangreichen Untersuchungen, welche A. und R. Wagner, Bachman [2]) und andere über diesen Gegenstand angestellt haben, ergibt sich mit unwiderleglicher Gewissheit, dass nur Individuen derselben Art eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft erzeugen können, was bei verschiedenen, wenn auch nahe verwandten Arten nicht der Fall ist. Denn wenn diese mitunter auch Bastarde hervorbringen, was indessen im freien Zustande in Folge des instinktiven Abscheues der Arten vor geschlechtlicher Vermischung gegen einander nur äusserst selten geschieht, so sind diese Bastarde entweder ganz unfruchtbar oder können nur durch Anpaarung mit einem der elterlichen Stämme eine beschränkte Fruchtbarkeit erlangen. So selten nun eine Kreuzung verschiedener Spezies (hybridation) gelingt, so leicht ist die Kreuzung zweier äusserlich oft sehr verschiedener Rassen (métissage); sie vollzieht sich täglich zwischen Individuen im freien Zustande und der Mensch hat, wie Quatrefages [3]) sagt, oft mehr Mühe sie zu hindern, als hervorzubringen. Aus dem Angeführten erhellt zur Genüge, dass in der unbeschränkten Fruchtbarkeit das unzweifelhafte Kriterium der Arteinheit gegeben sei, wie im Gegentheil eine Artverschiedenheit da angenommen werden muss, wo diese

[1]) Zlick, Ueber Akklimatisation der Thiere und Pflanzen. Teschen, 1864. S. 52.

[2]) From personal observation and the collection of all the facts, which have for years accumulating in our hands, we have been almost irresistibly led to the conclusion, that two distinct species of animals are incapable by their organisation of producing an intermediate prolific race. In their wild state two different species have seldom produced hybrids. Bachman, unity of the human race. p. 40. Vrgl. Köstlin, über die Unveränderlichkeit der organischen Spezies. Stuttgart 1860.

[3]) Quatrefages, unité de l'espèce humaine p. 249.

fehlt. Sie allein kann uns in letzter Instanz eine sichere Entscheidung darüber geben, ob Pflanzen und Thiere einer und derselben Art oder verschiedenen Arten angehören.

Unbeschränkte Fruchtbarkeit der verschiedenen Rassen.

Wenn zu einer Art alle jene Individuen gehören, welche eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft unter sich zu erzeugen vermögen, dann muss die Arteinheit des Menschengeschlechtes als eine Thatsache bezeichnet werden, gegen die sich vom naturgeschichtlichen Standpunkt aus kaum ein Zweifel erheben lässt. Denn über die unbeschränkte Fruchtbarkeit der verschiedenen Menschenstämme unter sich liegen so viele und sichere Beweise vor, dass sie nur der bezweifeln kann, welcher wie Gobineau aus Liebe zum Paradoxen die Thatsachen geradezu ignorirt, oder wie Nott und andere nur jene berücksichtiget, welche der angenommenen Vielheit der Menschenspezies zu entsprechen scheinen. Ueberall, wo verschiedene Völker in dauernde Berührung mit einander gekommen sind, haben Vermischungen stattgefunden und dadurch sich Mittelschläge gebildet, welche, wie Prichard bemerkt, sich nicht blos durch die Tendenz sich zu vermehren auszeichnen, sondern in der Regel auch jenen Stämmen, aus denen sie hervorgegangen, in physischer und geistiger Hinsicht voranstehen. Gerade die weltherrschenden Nationen sind Mischvölker: die Engländer sind aus Kelten, Angelsachsen, Römern und Normannen, die Franzosen aus Kelten, Römern und Franken entstanden. Man kann sogar noch weiter gehen und behaupten, dass alle heutigen Bewohner Europa's gemischten Blutes seien.[1]) Dass überall, wo Germanen mit einem andern Stamme sich vermischt haben, ein körper-

[1]) Schweichel, über den gegenwärtigen Stand der Sprach- und Naturforschung. Leipzig 1868. S. 21.

lich kräftiges und geistig regsames Geschlecht entstanden sei, ist eine so bekannte Thatsache, dass man kaum daran zu erinnern braucht. Wie die Kuruglis, Mischlinge der Türken und Mauren, ihre türkischen Väter an Kraft und Schönheit der Formen weit übertreffen,[1]) so sind auch die Irländer durch schöne Gestalt, hohe Statur und grosse Körperkraft ausgezeichnet, wo sie sich mit den englischen Ansiedlern oder den Bewohnern der Niederungen in Schottland vermischt haben, während die von rein keltischem Blute im Allgemeinen eine kleine Statur und unansehnliche Gesichtszüge haben.[2]) Die Mischlinge der Araber und Franzosen sind körperlich und geistig vorzüglich entwickelt und übertreffen ihre Eltern. Das Mischvolk der Fellatahs in Afrika hat sich zu einer der mächtigsten Nationen in diesem Continente erhoben und übertrifft in jeder Hinsicht jene Stämme, aus denen es hervorgegangen. Wenn D'Orbigny's Ansicht richtig ist, so entstehen aus der Vermischung verschiedener Indianerstämme in Südamerika schönere und begabtere Menschen als selbst aus der Verbindung der Weissen mit den Indianern.

Doch nicht blos nahe verwandte Stämme, sondern auch die sich unähnlichsten Menschen, wie Neger, Australier und Weisse erzeugen Nachkommen, welche nicht blos unbeschränkt fruchtbar sind, sondern auch ein geistig wie körperlich kräftiges Geschlecht ausmachen. Die Bastardhottentotten, Griquas, Nachkommen der holländischen Ansiedler und der Urbewohner Südafrika's, zeichnen sich durch Kühnheit und physische Stärke aus und vermehren sich sehr stark, obwohl sie sich nur unter sich verheirathen müssen, da sie die Hottentotten hassen und von den Weissen gehasst werden. Gleichwohl behauptet Nott, dass die Kreuzungen mit den Hottentotten unfruchtbar seien. Allein schon Lavaillant, welcher 1783 jene Gegenden bereiste, hat die Zahl der Mischlinge auf ein Sechstel der Gesammtzahl der Hottentotten angeschlagen und dabei bemerkt: „Diese Rasse vermehrt sich sehr stark. Die Hottentotten erhalten, wenn sie sich unter sich verheirathen,

[1]) Wagner, Reise in Algier. III. 293.

[2]) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. I. 188.

drei oder vier Kinder, wenn sie sich mit Negern verbinden, verdreifachen sie diese Zahl und erhöhen sie noch mehr, wenn sie sich mit den Weissen vermischen.[1]) Wir finden also auf dem Cap dasselbe, was Hombron in Amerika beobachtet hat, dass nämlich die Fruchtbarkeit einer Rasse durch Kreuzung mit einer andern sich nicht vermindere sondern vermehre. Nach Riegler bilden die Nachkommen der Türken und Negerfrauen eine kräftige und intelligente Rasse. Iren und Chinesen haben sich in Australien vielfach mit einander vermischt und eine zahlreiche, gesunde und körperlich kräftige Nachkommenschaft erzeugt.[2]) Smarda erwähnt die Mischlinge der Malaien und Europäer und hebt besonders die Schönheit des weiblichen Geschlechtes hervor.[3]) Aus den Verbindungen der Europäer mit den Eingebornen der Philippinen gehen oft schönere Kinder hervor, als aus den Ehen der Weissen unter sich,[4]) während die Kinder, welche aus den Wechselheirathen der Tartaren mit den Mongolen entspringen, als liebliche, theilweise sogar als herrliche Gestalten beschrieben werden.[5]) Auf den Inseln des Viti-Archipels lebt eine Bevölkerung von Polynesiern und Negritos, welche sich in allen Graden gekreuzt haben, ohne eine Degradation erkennen zu lassen.[6]) Ein ausgezeichnetes Beispiel unbeschränkter Fruchtbarkeit liefern die Matrosen der Bounty,[7]) welche sich mit tahitischen Frauen auf der

[1]) Quatrefages, Unité de l'espèce humaine Paris. 1861 p. 334.

[2]) Anthrop. Review 1865. p. 87.

[3]) Smarda, Reise um die Welt. II. 31.

[4]) Waitz, Anthropologie I. 202.

[5]) Pallas, Mémoire sur les tribus Mongoles. 1828.

[6]) Darwin, Abstammung des Menschen. I. 128.

[7]) Im Jahre 1789 hatte Bligh, Kapitän des englischen Schiffes Bounty, auf seiner Reise nach Otahaite durch seine unmenschliche Behandlung der Matrosen eine Meuterei unter denselben hervorgerufen, in Folge deren er mit 18 Mann mitten im Meere in einem offenen Boote ausgesetzt wurde, mit denen er wie durch ein Wunder nach unsäglichen Beschwerden Timor erreichte. Die Meuterer landeten zu Otahaite; aus Furcht entdeckt zu werden, segelten sie aber bald mit 12 tahitischen Weibern nach der Pitcairn-Insel, wo sie sich niederliessen. Im Jahre 1824 kam Kapitän Beechy auf diese Insel, deren Bevölkerung, lauter

Pitcairn-Insel ansiedelten und zahlreiche Nachkommen erzeugten, welche, obwohl sie sich nur unter sich verbinden, sich nicht nur als lebenskräftig erwiesen haben, sondern nach Vogt sich auch durch schöne Körperformen, Muskelkraft und Intelligenz vortheilhaft auszeichnen. [1])

Mehr als jedes andere Land bietet Amerika, wo seit lange die verschiedensten Menschenstämme mit einander in Berührung stehen, eine wahre Musterkarte aller nur möglichen Kreuzungen und der daraus hervorgegangenen Mischlinge dar. In Südamerika haben sich sowohl die europäischen Colonisten, als auch die Neger in grosser Ausdehnung mit den eingebornen Indianern vermischt und man hat eine förmliche Skala festgesetzt, um darnach den Antheil des weissen Blutes zu bemessen, der in den Adern eines solchen Mittelschlages rollt. [2])

Nachkommen von 9 Engländern und 12 tahitischen Frauen, aus 63 Personen bestand. 1862 hatten sie sich ohne Auffrischung ihres Blutes durch Engländer oder Südsee-Insulaner bis auf 268 Personen vermehrt und wurden, da Petcairn zu klein war, auf die Norfolk-Insel verpflanzt. Vrgl. Anthrop. Review 1864. p. 315.

[1]) Vogt, Vorlesungen II. 246.

[2]) Démangeon (Theorie der Zeugung etc. Aus dem Französischen. Weimar 1836) stellt folgende Klassifikation auf:

Vater	Mutter	Kind	Farbe des Kindes.
Europäer	Europäerin	Kreole	Weiss.
Kreole	Kreolin	Kreole	Weiss.
Weisser	Indianerin	Mestize	$^3/_4$ Weiss, $^1/_4$ Indianisch.
Indianer	Weisse	Mestize	$^1/_2$ Weiss, $^1/_2$ Indianisch.
Weisser	Mestize	Kreole	Weiss, oft sehr schön.
Mestize	Weisse	Kreole	Weiss aber mehr blass.
Mestize	Mestize	Kreole	Blass, oft hellhaarig.
Weisser	Negerin	Mulatte	$^7/_8$ Weiss, $^1/_8$ Schwarz (oft schön.)
Neger	Weisse	Zambo	$^1/_2$ Weiss, $^1/_2$ Schwarz (dunkelkupferfarbig,)
Weisser	Mulattin	Quarteron	$^3/_4$ Weiss, $^1/_4$ Schwarz (schön.)
Mulatte	Weisse	Mulatte	$^7/_8$ Weiss, $^1/_8$ Schwarz (schwarzgelb oder lohfarben.)
Weisser	Quarterone	Quinteron	$^7/_8$ Weiss, $^1/_8$ Schwarz (sehr schön.)

So lebt in Brasilien eine sehr zahlreiche Bastardbevölkerung von Negern und Portugiesen; in Chiloë und andern Theilen Südamerikas besteht die ganze Bevölkerung aus Indianern und Spaniern, welche in verschiedenen Graden in einander übergegangen sind. In andern Theilen dieses Continentes kommen die komplicirtesten Kreuzungen zwischen Indianern, Negern und Weissen vor und gerade diese dreifachen Kreuzungen bieten die schärfste Probe für die wechselseitige Fruchtbarkeit der verschiedenen Stämme dar.[1]) Die gemischte Rasse in Paraguai, welche die grosse Mehrzahl der Bevölkerung dieses Landes bildet, übertrifft nach Azara[2]) an physischen Eigenschaften und Fruchtbarkeit die beiden Rassen, aus denen sie hervorgegangen. Nur wenige Merkmale erinnern noch an das Indianerblut, das in ihren Adern fliesst, die Gesichtszüge gleichen mehr den englischen und selbst in armen Hütten findet man oft Kinder mit langem Gesicht und blondem, oft röthlichem Haare.[3]) Am Red River leben etwa 6000 Mischlinge, von weissen Vätern und indianischen Müttern herstammend, welche, obwohl sie sich nur unter sich verbinden, eine fruchtbare und sehr kräftige Menschenrasse bilden.[4]) Die Kabugls oder schwar-

Vater	Mutter	Kind	Farbe des Kindes.
Quarteron	Weisse	Quarteron	3/4 Weiss, 1/4 Schwarz (schwarzgelb.)
Weisser	Quinterone	Kreole	Weiss (lichte Augen und schönes Haar.)
Neger	Indianerin	Chino	1/4 Schwarz, 3/4 Indianisch.
Indianer	Negerin	Chino	1/4 Schwarz, 3/4 Indianisch.
Neger	Mulattin	Zambo	5/8 Schwarz, 3/8 Indianisch.
Mulatte	Negerin	Zambo	1/2 Schwarz, 1/2 Weiss.
Neger	Zambo	Zambo	15/16 Schwarz, 1/16 Weiss.
Zambo	Negerin	Zambo	7/8 Schwarz, 1/8 Weiss.
Neger	Chino	Zambo-Chino	15/16 Schwarz, 1/16 Weiss.
Chino	Negerin	Zambo-Chino	7/8 Schwarz, 1/8 Weiss.

1) Darwin, Abstammung des Menschen. I. 198.

2) Azara, Voyages dans l'Am. mérid. Paris. 1809.

3) Ausland, 1856. S. 977.

4) Kane, Wanderungen eines Künstlers. S. 36

zen Karaiben, welche durch Vermischung der Neger und Indianer auf den westindischen Inseln St. Vincent und Dominica entstanden sind, sollen ein sehr thätiger und muthiger Menschenschlag sein, der nicht nur seine indianischen Halbeltern, die rothen Karaiben, fast gänzlich ausrottete, sondern sich auch im Kampfe gegen die Europäer sehr lange hielt, bis er sich endlich den Engländern unterwerfen musste. [1])

Sehr zahlreich sind in allen Staaten, zumal aber in den europäischen Colonien die Mulatten, Nachkömmlinge der Neger und der Weissen. Sie vermehren sich sehr stark, so dass die Furcht, sie möchten einst die Herrschaft über die europäischen Colonien erhalten, nicht ganz ungegründet zu sein scheint. Auch in Brasilien sind sie sehr zahlreich und bilden dort vorzugsweise die untern Schichten der freien Gesellschaft. In jedem Dorf, in jeder kleinen Stadt hat die farbige Bevölkerung bereits das Uebergewicht erhalten. [2]) Nach dem fast einstimmigen Urtheile der Reisenden sind diese Mischlinge, wenigstens in den Colonien und in Brasilien, durch Intelligenz nicht weniger als durch Schönheit der Körperformen ausgezeichnet. Der Körperbau des Mulatten, sagt Burmeister, [3]) ist zierlich; etwas kürzere Arme, ganz allerliebste Hände, eine ausnehmend schöngewölbte Brust, die schönste Taille und unbeschreiblich kleine gefällige Füsse machen die ganze Persönlichkeit zu einem höchst angenehmen reizenden Wesen. Es ist gar kein Vergleich zwischen einer weissen, indolenten, gleichgiltigen Brasilianerin und diesen ausgelassenen, munteren, oft tollen und dabei hübschen Mulattinnen möglich. Im französischen Westindien befinden sich fast alle Handwerke in ihren Händen und ihre Thätigkeit und Intelligenz ist zunächst der Grund, wesshalb sie von den indolenten Kreolen so sehr gehasst und gefürchtet werden. In Brasilien bilden sie nicht blos einen grossen thätigen Theil der Bevölkerung, sondern es fehlt auch nicht an solchen, welche in höheren Berufsarten durch Talent, Scharfsinn und Bildung eine hervorragende Stel-

[1]) Perty, Ethnographie. S. 42.

[2]) Burmeister, geologische Bilder. I. 160.

[3]) A. a. O. I. 95.

lung einnehmen.[1]) Wie sie für die schönen Künste eine ganz vorzügliche Begabung zeigen sollen, so werden auch ihre Liebenswürdigkeit und geselligen Talente von Burmeister mit Nachdruck hervorgehoben. Wenn man daher auch nicht mit Michelet, der offenbar zuweit geht, annehmen will, „dass aus den Mulatten und Mestizen eine neue Gestaltung der Weltgeschichte hervorgehen werde, die sich vielleicht als eine Verjüngung Europas und Umbildung seines Principes darstellen wird," so wird man doch kaum bestreiten können, dass den Mulatten bei ihrem Talente und ihrer geistigen Regsamkeit noch eine grosse Zukunft bevorstehe und dass die Ansicht jener, welche in den farbigen Mischvölkern das herrschende Volk der Zukunft in diesem Lande erblicken, nicht ganz grundlos sei.

Auch in den Maurenländern haben die Mulatten von jeher eine wichtige Rolle gespielt und Neger und Mulatten haben nicht selten sich zu den höchsten Würden emporgeschwungen. Dort glaubt man auch, dass der Menschenschlag um so schöner werde, dass der Charakter der Männer eine desto grössere Entschiedenheit, der der Weiber eine um so grössere Liebenswürdigkeit gewinne, je mehr sich die Hautfarbe durch Beimischung von Negerblut dem Schwarzen nähere.[2]) Ist diese Ansicht wirklich gegründet, dann würde hiedurch auch Channings Meinung, dass in dem Negercharakter Elemente seien, welche sogar eine beträchtliche Verbesserung der germanischen Civilisation bewirken könnten, eine Bestätigung erhalten.[3])

Man würde sich übrigens sehr täuschen, wenn man glauben wollte, dass alle Naturforscher und Reisenden so günstig über die Mulatten urtheilen; es gibt im Gegentheile sehr viele,[4]) welche denselben die Lebensfähigkeit absprechen und ihren Charakter mit den schwärzesten Farben zeichnen. Von

[1]) Waitz I. 199. — Lille Geoffroy, ein Mulatte aus Martinique, war Mitglied des Instituts in Frankreich.

[2]) Graberg bei Waitz I. 199.

[3]) Carpenter, „Varieties" in Todd's Cyclopaed.

[4]) Z. B. H. Smith (Nat. history of the human Species) Nott, on hybridity. 1842.

den Schriftstellern Nordamerika's, wo jeder, in dessen Adern auch nur ein Tropfen schwarzen Blutes fliesst, als ein Verworfener (outcast) betrachtet wird, lässt sich dieses gar nicht anders erwarten und da man dort den Neger für wenig mehr denn ein Thier hält, so ist es nur konsequent, wenn man in dem Farbigen ein Wesen erblickt, das sich kaum über die Stufe der Thierheit erhoben hat. Unter den deutschen Reisenden haben vorzüglich Pöppig,[1]) v. Tschudi[2]) und Seemann[3]) sehr ungünstige Urtheile über die Farbigen ausgesprochen. Der letztere sagt über die Mischlingsbevölkerung Neugranada's: „Ihr Charakter ist noch schlechter als der der Neger. Diese Menschen haben alle Laster und nicht eine Tugend ihrer Erzeuger. Ihr Körper ist schwächlich und mehr zu Krankheiten geneigt, als dies bei den Weissen und andern Rassen vorkommt. Es hat den Anschein, als ob die Mischlinge gedeihen, so lange reines Blut in ihre Adern kommt; allein wenn sie sich unter sich verheirathen, dann zeugen sie zwar viele Kinder, aber dieselben kommen nicht auf. Familien von ungemischtem Blute sind weniger fruchtbar, aber die Lebensdauer ist um so bedeutender. Da nun die physischen Verhältnisse, unter welchen beide Arten leben, ganz dieselben sind, so muss wohl in den Rassen selbst eine spezifische Verschiedenheit sein und die Vermischung derselben muss als ein Ueberschreiten der Natur angesehen werden.“ Wenn diese Angaben nicht auf Vorurtheilen und falschen Beobachtungen beruhen, was man anzunehmen leicht geneigt sein könnte, da sie von andern Forschern geradezu widersprochen werden, so kann ihnen doch kein grosses Gewicht beigelegt werden, da sie sich blos auf lokale Vorkommnisse beziehen und desshalb nicht zu einem allgemeinen Urtheile berechtigen. Auch anderwärts kann man die Erfahrung machen, dass einzelne Familien, ja sogar ganze Stämme sehr fruchtbar sind, während bei andern das gerade Gegentheil stattfindet, ohne dass man in den meisten

[1]) Pöppig, Reise in Chile, Peru u. auf dem Amazonenstrom (1827 bis 32.)

[2]) L. v. Tschudi, Reise in Peru 1846.

[3]) Seemann, Reise um die Welt. Hannover 1853.

Fällen weder für das eine noch für das andere einen Grund angeben kann. So ist auch das Nichtaufkommen der Kinder von Farbigen in Neugranada, wenn es auch gegründet wäre, noch kein Beweis dafür, dass die Farbigen überhaupt nicht lebensfähig seien und zwar um so weniger, als sie anderwärts z. B. in Nicaragua, Carracas, Guatemala etc.[1]) wo sie den überwiegenden Theil der Bevölkerung ausmachen, sich sehr stark vermehren, obwohl sie sich meistens nur unter sich verheirathen. Bachmann kennt Mulattenfamilien in Carolina und New-York, welche ohne Auffrischung des Blutes aus der Stammrasse fünf Generationen hindurch fruchtbar waren und es noch sind.[2]) Ebenso hat Lyell über diesen Gegenstand Untersuchungen angestellt, welche ihn zu demselben Resultate geführt haben.[3]) Da überdies Mollien[4]) von der Mischlingsbevölkerung Neugranada's behauptet, dass sie sich sehr stark vermehre, so scheint die Vermutung nicht ganz unbegründet zu sein, dass man die Lebensunfähigkeit der Farbigen vielfach nur desshalb behaupte, um der Annahme einer spezifischen Verschiedenheit des Menschengeschlechtes eine Stütze zu geben.

Was die moralische Versunkenheit und geistige Stumpfheit der Farbigen betrifft, die erst jüngst wieder von Scherzer[5]) und von Tschudi hervorgehoben wurden, so können sie wohl kaum geleugnet werden, wenn es auf der andern Seite auch gleichwohl nicht in Abrede gestellt werden kann, dass hiebei viele Uebertreibungen vorgekommen sind. Wenn man bedenkt, dass nicht nur in jenem Continente auch die Weissen vielfach ganz roh und unempfänglich für alles Edlere und Höhere sind, sondern dass auch manche Schichten selbst der europäischen Bevölkerung eine kaum glaubliche Versunkenheit

[1]) In Guatemala leben nach Scherzer etwa 140,000 Mischlinge.

[2]) Bachman, Unity of the hum. races. Derselbe: An Examination of Prof. Agassiz's Sketsh of the natur. Provinces of the animal world. Charleston. 1855. p. 44.

[3]) Darwin, Abstammung etc. S. 194.

[4]) Mollien, Voyage dans la Républ. de Colombia II. 176.

[5]) Scherzer, aus dem Natur- und Völkerleben des tropischen Amerika. 1864.

zur Schau tragen, [1]) dann wird man die Farbigen um so mehr milder beurtheilen, als sie grossentheils unter Verhältnissen leben, welche eine Ausbildung ihrer moralischen und intellektuellen Fähigkeiten geradezu unmöglich machen. Denn wie die Zambos, welche wegen ihrer Schlechtigkeit am verrufensten sind, meistens unehlicher Geburt sind, so repräsentiren auch die Mulatten beinahe den ganzen unerlaubten Verkehr zwischen den Weissen und Negern. Da unter solchen Umständen von einer Erziehung nicht die Rede sein kann, so darf man sich kaum wundern, wenn diese üppigen Naturen verwildern, wenn die niedern Triebe und unedlen Leidenschaften alles Edle und wahrhaft Menschliche in ihnen vertilgen. Da ferner in den meisten Staaten, zumal aber in Nordamerika, die tiefste Verachtung auf allen Farbigen lastet, nicht wegen ihrer Schlechtigkeit, sondern wegen der Beimischung von schwarzem Blute, so dass die Ehe zwischen Weissen und Farbigen als unauslöschliche Mackel angesehen wird, dass ferner die Farbigen trotz der Gesetze faktisch von allen Rechten der Gesellschaft ausgeschlossen sind, so scheint es nur natürlich, dass sie, hinausgestossen aus der menschlichen Gesellschaft, Rache an derselben nehmen für die verweigerten Menschenrechte und so allerdings oft eine Geissel für das Land werden. Man hebe die Verachtung auf, die sie zu Boden drückt, man betrachte sie als Menschen, und sie werden sicherlich wie in Brasilien, wo dem schwarzen Blute keine Schmach anklebt, sich aus ihrer Versunkenheit erheben und brauchbare Glieder der Gesellschaft werden. Der geachtete Farbige wird

[1]) Carpenter sagt: „Wer an der Versunkenheit einzelner Menschenclassen in England zweifelt und glaubt, dass diese vor den niedrigsten Menschenstämmen etwas voraus haben, der lese das Buch: „London Labour and London Poor,“ und er wird zu seinem Erstaunen die grösste Aehnlichkeit finden.“ Aus Palermo ward unterm 18. November 1863 geschrieben: Die Zustände lassen sich in drei Worte zusammenfassen: Elend, Blut, Thränen! In weniger als fünf Monaten wurden im Gerichtsbezirk Palermo 743 Blutthaten, überhaupt 6745 Verbrechen verübt. Auf ganz Sizilien kamen von 1821 — 1851 4319 Meuchelmorde vor. Globus III. 156. Wenn das in einem Lande, das christlich und civilisirt sein will, geschieht, was soll man dann von Halbwilden erwarten?

an der Hand der Erziehung und unterstützt durch liberale Gesetze mit Riesenschritten das nachholen, was der verachtete Auswürfling versäumt hat.

Vielfach hat man selbst noch in der neuesten Zeit die Behauptung aufgestellt, dass die Verbindungen der Weissen mit den australischen Völkern, wenn nicht gänzlich so doch in den meisten Fällen unfruchthar seien. Schon D'Omalius d'Halloy [1]) hat es als eine bemerkenswerthe Thatsache bezeichnet, dass, obgleich eine beträchtliche Anzahl Europäer die australischen Länder bewohne, das Vorhandensein von Bastarden nirgends erwähnt werde. Während Gliddon meint, es habe im Jahre 1835 in Tasmanien nur zwei erwachsene Mulatten gegeben, behauptet Jaquinot, [2]) dass in Australien und Tasmanien überhaupt gar keine Mischlinge vorhanden seien. Diese Angaben und zugleich der Umstand, dass in jenen Ländern kein besonderes Wort zur Bezeichnung der Mischlinge gefunden werde, haben Broca [3]) zu der Behauptung veranlasst, dass Abkömmlinge von europäischen Vätern und eingebornen Weibern Australiens und Tasmaniens sehr selten seien, weil derartige Verbindungen wegen der grossen Differenz der beiden Stämme in der Regel unfruchtbar seien. Die Seltenheit der Mischlinge in den australischen Ländern, wenn sie wirklich vorhanden sein sollte, lässt sich indess leicht erklären und kann in keinem Falle einen Grund zur Annahme einer spezifischen Verschiedenheit zwischen den Australiern und den übrigen Rassen abgeben. Bei der bekannten Hässlichkeit und dem ungeheuren Schmutz der australischen Weiber lässt sich kaum annehmen, dass ein Verkehr der Europäer mit denselben in einem sehr ausgedehnten Masse stattgefunden habe. Es ist ferner eine wohlbeglaubigte Thatsache, dass die australischen Weiber meistens Prostituirte waren, deren Fruchtbarkeit bekanntlich eine sehr geringe ist. [4]) Dazu kommt noch,

[1]) D'Omalius d'Halloy, Des races humaines ou Eléments d'Ethnographie. Paris 1850. p. 108.

[2]) Jaquinot, Voyage au Pole et dans l'Océanie Paris 1846. II. 109.

[3]) Broca, on the Phaenomena of Hybridity. London 1864. p. 47.

[4]) Cunningham relates, that the Australians prostitute their gins (girls) to the first comer for a pipe of tobacco. — The women of the people

dass in Australien der Kindsmord allgemein verbreitet war und es zum Theil noch ist, dass insbesondere die Kinder von europäischen Vätern, welche die Mutter verlassen hatten, und dies waren wohl die allermeisten, getödtet wurden. Nach Murray's neuesten Berichten [1]) suchen die Häuptlinge überhaupt alle Mischlinge zu vernichten und es wird ein Fall angeführt, wo 11 junge Leute einer Mischlingsrasse zu gleicher Zeit ermordet und verbrannt worden sind. Hiernach wird man es sehr begreiflich finden, dass die Zahl der Mischlinge nicht gross sein könne. Uebrigens sind solche doch vorhanden und Nixon bezeugt es ausdrücklich, dass die Nachkommen der Europäer und tasmanischen Frauen eine kräftige Rasse mit guten Anlagen bilden. Nach Petermanns Mittheilungen leben auf den Inseln der Bass-Strasse etwa 100 Mischlinge, Nachkommen von Europäern und australischen Frauen, welche von ihren Vätern kräftigen Körperbau und Intelligenz geerbt haben; die Männer sind stark und muskulös, die Frauen hübsch gewachsen. [2]) Es ist nicht nothwendig weitere Zeugnisse hier anzuführen und es sei nur noch daran erinnert, dass Quatrefages [3]) zahlreiche Belege dafür gesammelt hat, dass Australier und Europäer bei einer Kreuzung nicht unfruchtbar seien, und dass Bendyshe nach verlässigen Berichten aus Australien behauptet, dass die Mischlinge daselbst nicht blos körperlich gut entwickelt, sondern auch zahlreich seien. [4])

Noch muss hier eines Einwurfes gedacht werden, der, wenn er gegründet wäre, ein grosses Gewicht in die Wagschale der Gegner der Einheit legen würde. Strzelecki [5]) hat nämlich die

of Port Jackson, says Lesson, look out for and excite the white men and prostitute themselves for a glass of brandy. Broca, on hybridity. p. 51.

[1]) Anthrop. Review 1868. p. LIII.

[2]) Petermann, Mittheilungen 1863. IV.

[3]) Revue des cours scientifiques 1869. p. 239.

[4]) Anthrop. Review 1864 p. CCXXVII.

[5]) Strzelecki, physical. Description of New-South-Wales and Van Diemen's Land. London 1845. p. 346. Eine ähnliche Ansicht hat H. Smith (Nat. history p. 119) bezüglich der Negerfrauen ausgesprochen: No Negro-woman having born a mulatto child is ever after the mother of a black, she becomes in that respect sterile.

Behauptung ausgesprochen, dass die eingebornen Weiber von Amerika und von den australischen Inseln, wenn sie einmal von einem Europäer empfangen hätten, die Fähigkeit verlieren, einem Manne ihres Stammes noch ein Kind zu gebären. So unwahrscheinlich diese Angabe auch klingen mag, so hat man doch an ihr festgehalten und selbst Broca schenkt ihr noch vollen Glauben. Indess hat schon Thomson[1]) bei mehreren Stämmen der Südsee persönliche Forschungen über diesen Punkt angestellt und gefunden, dass es durchaus nichts ungewöhnliches sei, dass ein eingebornes Weib auch dann noch einem eingebornen Vater Kinder geboren habe, wenn sie schon früher durch einen Europäer Mutter geworden.[2]) Brown gibt zwar zu, dass die Abnahme der Bevölkerung theilweise durch die Unfruchtbarkeit der Weiber, welche einem Europäer Kinder geboren haben, veranlasst werde, schreibt aber diese Unfruchtbarkeit, wohl nicht mit Unrecht, dem durch den Umgang mit den Europäern veranlassten Wechsel der Lebensweise, der Trunkenheit, den syphilitischen Krankheiten und dem Umstande zu, dass sie meistens erst dann zu ihrem Stamme zurückkehren, wenn sie die Zeit der Fruchtbarkeit — sie empfangen selten noch nach dem dreissigsten Lebensjahre — bereits überschritten haben. In jüngster Zeit hat nicht nur Wallace[3]) mehrere Fälle zur Kenntniss gebracht, in denen australische Weiber zuerst weissen Männern und dann Männern ihres Stammes Kinder geboren haben, sondern es hat auch Murray in dem oben angeführten Berichte Strzeleckis Angabe mit schlagenden Gründen widerlegt.

Wenn es daher zur Zeit noch nicht möglich ist, Giebels[4]) Frage, wo denn die zeugungsfähigen Kinder einer Pa-

[1]) Carpenter: „Varieties of Mankind,“ in Todd's Cyclopaedia of Anatomy and Physiology. IV. 1341.

[2]) Monthly Journal of medical Science, Edinburgh 1851. p. 354.

[3]) Anthrop. Review 1864. p. CCXXVII.

[4]) Giebel (Tagesfragen S. 50) glaubt mit dieser Frage einen Beweis gegen die unbeschränkte Fruchtbarkeit und damit zugleich auch gegen die Arteinheit der Menschen beigebracht zu haben. Bolsmann (Natur und Offenbarung IV. 74) sagt dagegen: Auch die deutschen Elstern

puasmutter und eines Eskimovaters, die von einem Botokudenvater und einer Kamtschadalenmutter seien, zu beantworten, so dürfte doch das Angeführte mehr als genügend sein, um daraus die Ueberzeugung zu gewinnen, dass sich alle Rassen fruchtbar mit einander vermischen und eine Nachkommenschaft zu erzeugen vermögen, welche unter sich ebenso unbeschränkt fruchtbar ist, wie die Stammrassen. Selbst Vogt [1]) erkennt es an, dass die verschiedenen Menschen*arten* sich nicht nur mit einander begatten und Bastarde zeugen können, sondern dass diese Bastarde auch wieder fruchtbar sind und ihre Eigenthümlichkeiten weiter fortpflanzen können. In gleicher Weise dürfte daraus hervorgehen, dass eine Vermischung der verschiedenen Rassen keine Degradation, keine Verschlechterung, wie Cabanis, [2]) Gobineau, [3]) Pouchet [4]) und andere wollen, herbeiführe, sondern in den meisten Fällen eine Verbesserung, eine Erhöhung der körperlichen und geistigen Kräfte. Wenn man daher auch Kriegk's und Crawfurd's [5]) Ansicht, dass, wo immer zwei Völkerschaften mit einander verschmelzen, *überall* ein körperlich kräftigeres Dasein, vermehrte Population und erhöhte Cultur die Folge gewesen, nicht beistimmen mag, so wird man doch zugestehen müssen, dass Mischlingsrassen, deren Eltern einerseits Europäer, anderseits aber die Eingebornen irgend eines Landes gewesen, sehr schnell sich vermehren und in der Regel die besten Eigenschaften der Rassen, aus denen sie hervorgegangen, in sich vereinigen, nämlich die Intelligenz und geistige Regsamkeit des Europäers und die Akklimatisation des Eingebornen. Gewisse Länder scheinen fast nur für eine Bevölkerung, die aus einer solchen Mischung entstanden ist, bewohnbar zu sein. In dem mörderischen Klima der Mosquitoküste wohnen behaglich riesenstarke Zambos, d. h.

haben sich noch nie mit den spanischen gepaart; aber man bringe sie zusammen und sie werden durch Paarung ihre Arteinheit beweisen.

[1]) Natürliche Geschichte der Schöpfung, übersetzt von Vogt Braunschweig 1851. p. 251.

[2]) Rapports du Physique et du Moral I. p. 484.

[3]) Gobineau, Essay sur l'Inégalité des Races humaines. Paris 1852.

[4]) Pouchet, the plurality of the human Race. London 1864. p. 105.

[5]) Anthrop. Review 1864 p. 318.

Mischlinge von Indianern und Negern. So stellt die Natur in kurzer Zeit durch Mischung den Körperbau her, welcher sonst durch Anbequemung an das Klima erst in Jahrhunderten nach und nach entsteht.

Gleichheit der körperlichen und geistigen Organisation.

Ist die unbeschränkte Fortpflanzungsfähigkeit auch das wichtigste Argument für die Einheit des Menschengeschlechtes, so ist sie doch nicht das einzige; es gibt deren noch manche andere, welche ein um so grösseres Gewicht haben, je mehrere sich zu demselben Effekte vereinigen. Wenn man nämlich unter Art Wesensgleichheit versteht, so müssen die dazu gehörigen Individuen in ihrer geistigen und körperlichen Beschaffenheit wesentlich mit einander übereinstimmen, das allgemein Menschliche muss sich bei ihnen in der gleichen Weise ausprägen. Soll bei Thieren die Artidentität bestimmt werden, so zieht man den anatomischen Bau im Ganzen und Einzelnen, die Lebensdauer, die Grösse, die geschlechtlichen Beziehungen, die Instinkte und Fähigkeiten, sowie die Gefühls- und Handlungsweise in Betracht. Es ist nun ganz analog, wenn wir auch beim Menschen denselben Gang einhalten, und zwar um so mehr, als er seiner leiblichen Seite nach unleugbar mit dem Thiere verwandt ist. Würden in den angegebenen Beziehungen durchgreifende Unterschiede vorhanden sein, welche ohne Vermittlung und Uebergänge die eine Rasse von der andern schroff abgrenzten, oder der einen Rasse so eigen wären, dass sie bei einer andern gar nicht vorkämen, dann könnten wir trotz der unbeschränkten Fruchtbarkeit der Annahme mehrerer Spezies kaum entgehen. Dasselbe würde der Fall sein, wenn die vorkommenden Eigenthümlichkeiten ursprünglich wären und ihre Entstehung in keiner Weise erklärt oder doch wenigstens durch Analogien nachgewiesen werden könnte.

Im Alterthum, ja sogar noch viel später glaubte man bereitwilligst an Pygmäen und an Geschöpfe, die zur Hälfte Affen, zur Hälfte Menschen wären, man hielt Menschen ohne

Kopf und mit nur einem Fusse für ebenso wirklich, wie Plinius an solche mit nur einem Aug' auf der Stirne oder mit dem Kopfe eines Hundes glaubte.[1]) Wenn die Wissenschaft diese und ähnliche Erzählungen schon längst in das Gebiet der Märchen verwiesen hat, so ist ihr dieses mit der Sage von geschwänzten Menschen bisher noch nicht vollständig gelungen, indem von Zeit zu Zeit einzelne Reisende das Vorkommen eines solchen thierischen Auswuchses behaupten. In früheren Jahrhunderten zweifelte man gar nicht daran und Benvenuto Cellini sagt ganz ernsthaft: „Dieses Schwänzchen wendet sich in unseren wärmeren Gegenden nach innen, aber in den kältesten Gegenden, weit hinten im Norden, wird es durch die Kälte nach aussen gezogen und ich habe es vier Finger breit bei einer Menschenart gesehen, die sich Iberner nennen und als Monstra erscheinen.“[2]) Selbst Linné hat, getäuscht durch die fabelhaften Nachrichten der Reisenden und in Folge der mangelhaften Kenntniss der Affen in der Originalausgabe seines „Systema Naturae“ einen homo caudatus aufgeführt, den er als dritte Menschenspezies zu betrachten scheint und in seinen „Amoenitates“ findet sich eine Abbildung von geschwänzten Menschen, die Martini sogar in seine Uebersetzung der Büffon'schen Naturgeschichte aufgenommen hat.[3])

[1]) Plinius, Hist. nat. VII. 2. — Auf dem von Martin Behaim 1492 in Nürnberg verfertigten Globus stehen unter andern auch folgende Bemerkungen: „In Königreich Jambri haben die Leutt Man und Fraven hinden Schwenz gleich die Hundt. Im letzten Buch Marco Polo im 16. Capitel findt man geschrieben, dass das Volckh in dieser Insul Angama genant hab hundts heupt Augen und Zaehn gleichwie die Hundte.“ — Becker Weltgeschichte VII. 33.

[2]) Göthe, B. Cellini's Leben II. 379.

[3]) Blumenbach hat der Quelle dieser bildlichen Darstellung nachgeforscht und gefunden, dass Linné sie von Aldrovandi, dieser aber von Gessner entlehnte, welcher sie in der „Reyss in das gelobte Land von B. v. Breydenbach, Mainz 1486“gefunden hatte. Hier stellt das Bild einen vollkommenen Vierhänder dar, der mit dem Menschen kaum eine Aehnlichkeit hat. Dieser Affe wurde nun von denen, welche die Abbildung kopirten, immer mehr in ein zweihändiges Wesen umgewandelt, bis der geschwänzte Mensch fertig war. Blumenbach, de gen. hum. varietate. p. 271. Vgl. Lawrence's lectures p. 429.

Wenn Männer, wie Linné, sich täuschen liessen und derartige Angaben in ihre Werke aufnahmen, so darf man sich wohl nicht wundern, wenn sie allgemeinen Glauben fanden und Lord Monboddo, der in dem Menschen nur ein civilisirtes Thier sah, es sogar wagen konnte, sie mit allen Gründen der Wissenschaft zu vertheidigen. Selbst in unsern Tagen tauchen noch immer Nachrichten über das Vorkommen geschwänzter Menschen auf, welche Perty [1]) in seiner Ethnographie kurz zusammengestellt hat. Hiernach sollen auf dem Javanischen Hochlande, auf Sumatra, Borneo, auf den Nikobaren und andern indischen Inseln geschwänzte Menschen eben keine Seltenheit sein. Allein abgesehen davon, dass schon aus anatomischen Gründen ein derartig verlängertes Rückgrat unmöglich erscheint, [2]) so erwähnen gerade die glaubwürdigsten Reisenden nichts von einem solchen thierischen Auswuchse, der ihnen doch kaum hätte entgehen können, wenn er so allgemein wäre, wie Kögel von den Javanesen und den Dajaks auf Borneo behauptet. [3]) Will man nicht annehmen, dass der Berichterstatter seine Leser absichtlich in die Irre führen wollte, so wird man ihn doch von dem Vorwurf nicht freisprechen können, dass er sich selbst durch falsche Nachrichten täuschen liess oder bei seinen Beobachtungen nicht mit der gehörigen Genauigkeit zu Werke ging. Denn überall, wo das Vorkommen geschwänzter Menschen behauptet wurde, hat sich die Sache bei genauerer Untersuchung als eine Täuschung erwiesen. So wurden die Nyam-Nyams im Süden von Sudan als ein geschwänztes Kanibalenvolk dargestellt, bis der Reisende Lejean, [4]) welcher bei einem Raubanfall einen Nyam-Nyamneger getödtet und eine Frau desselben Stammes gefangen genommen hatte, nachgewiesen hat, dass der angebliche Schwanz nichts anderes sei als ein Kleidungs- oder vielmehr Verzierungsstück, welches nach hinten in einen Fächer ausläuft und so allerdings aus der

[1]) Perty, Grundzüge der Ethnographie. S. 30.

[2]) Kennedy, natural history of Man. p. 27.

[3]) Ausland 1858 Nr. 46. Nach Kögel sind die Schwänze bei den Dajaks so häufig, dass sogar die Ruderbänke ihrer Kähne Oeffnungen oder Einschnitte haben, welche das allzulange Rückgrat aufnehmen.

[4]) Bei Zimmermann, der Mensch. S. 146.

Ferne das Ansehen eines fächerförmigen Schwanzes darbietet. Obgleich Perty glaubt, dass der Schwanz als Monstrosität bei einzelnen Individuen tief stehender Stämme, vielleicht sogar bei ganzen sehr niedrigen Stämmen vorkommen könne, so ist doch bis zur Stunde durch kein glaubwürdiges Zeugniss der Beweis geliefert worden, dass auch nur eine einzige Familie mit einem solchen thierischen Anhängsel versehen wäre.

Wie es keine derartige Abnormitäten gibt, die, wenn sie wirklich vorkämen, der Ansicht, dass der Mensch sich aus dem Thiere entwickelt habe, eine mächtige Stütze leihen würden, so gibt es auch keine wesentlichen Merkmale, durch welche ein Menschenstamm von dem andern unterschieden wäre; es findet im Gegentheil unter allen, selbst den entferntesten Menschen eine so grosse Uebereinstimmung der körperlichen und geistigen Eigenschaften statt, wie sie nur bei Varietäten, nicht aber bei verschiedenen Spezies stattfinden kann. Der anatomische Bau des Körpers ist im Ganzen überall, selbst bei den entferntesten Rassen derselbe und die hervortretenden Verschiedenheiten sind entweder nur unbedeutend oder beziehen sich nur auf untergeordnete Merkmale. Das Knochengebäude bietet mit Ausnahme des Schädels und des Beckens keine bemerkenswerthen Unterschiede dar; die einzelnen Knochen sind überall in derselben Anzahl vorhanden und nach Form und Struktur wesentlich gleich, während hinwiederum jeder, wie selbst Huxley [1]) zugesteht, Zeichen an sich trägt, durch die er von dem entsprechenden Knochen des höchstorganisirten Affen unterschieden werden kann. Die Eigenthümlichkeit beim Brustbein, dass es in der Kindheit aus acht, in der Jugend aus drei Theilen besteht, welche im Alter vollständig verwachsen, findet sich bei allen Rassen. [2]) Bei allen Völkern sind die Zähne in gleicher Anzahl vorhanden und stehen überall ohne bedeutendere Lücken in gleichmässigen Reihen in den Kiefern, und ein Unterschied findet nur darin statt, dass sie entweder senkrecht oder schief auf einander stehen und dadurch einen grösseren oder kleineren Winkel (Prognathie) bilden.

[1]) Huxley, Zeugnisse. S. 113.

[2]) J. Bachman, the unity p. 22.

Die Umkleidung des Gerippes mit Muskeln, deren Zahl und Anordnung in jedem Theile des Leibes ist überall dieselbe und man hat bisher noch keine wesentlichen Differenzen auffinden können. Arme und Füsse haben überall sehr kräftige Muskeln, die Waden sind allen Menschen und nur ihnen allein eigenthümlich, wie auch allein bei ihnen die Hüften mit breiten abgerundeten Hinterbacken versehen sind. Bei allen Völkern sind die Muskeln mit einer glatten, wenig behaarten Haut überkleidet, welche trotz der verschiedenen Färbung in ihrem anatomischen Bau und in ihrer Funktion keinerlei Verschiedenheit zeigt. Der Bart ist zwar bei der kaukasischen Rasse am stärksten, bei der amerikanischen dagegen am schwächsten entwickelt, fehlt aber keinem Volke gänzlich.

Alle Menschen ohne Ausnahme haben die aufrechte Stellung, die durch die ganze Organisation bedingt und die allein natürliche ist, während sie beim Affen, auch bei dem höchstorganisirten als erzwungen und weil mit seiner Organisation im Widerspruch stehend als widernatürlich erscheint. Durch die aufrechte Stellung wird dem Menschen der freie Gebrauch zweier vollkommenen Hände möglich, deren künstlicher Bau, symmetrische Gestaltung und ausserordentliche Beweglichkeit nach allen Richtungen bei allen Völkern ebenso gleich ist, wie die Stellung des Daumens und die Beweglichkeit der Finger, die wie die Zehen überall mit elastischen Nägeln versehen sind. Der künstliche Bau des Gehirns und der von ihm ausgehenden Nerven ist überall derselbe und die Unterschiede, die man hier gefunden haben will, sind einerseits nur unbedeutend und scheinen anderseits mehr individueller Natur als Rasseneigenthümlichkeit zu sein.[1]) Die Sprachwerkzeuge haben bei allen Menschen wesentlich dieselbe Ausbildung, das Blut dieselbe Zusammensetzung und Farbe.[2]) Die innern Organe

[1]) Tiedemann, Gehirn des Negers.

[2]) Pruner und andere haben behauptet, das Blut des Negers sei dick, schwarz und pechartig. Foissac (über den Einfluss des Klima. S. 67) dagegen, welcher eine grosse Anzahl Neger unter den verschiedensten Verhältnissen ärztlich behandelt hatte, versichert, dass er bei allen mit der grössten Sorgfalt angestellten und oft wiederholten Untersuchun-

bieten ebensowenig in ihrem Bau als in ihren Funktionen einen Unterschied dar. Blutumlauf, Athmungs-, Verdauungs- und Absonderungssysteme haben überall dieselbe Organisation, wie auch die mittlere Pulsfrequenz und die Körperwärme bei allen Rassen gleich sind oder doch keine grösseren Unterschiede darbieten, als sie bei Individuen desselben Stammes vorkommen. Auch die physische Entwicklung ist bei allen Menschenstämmen im Allgemeinen dieselbe, wenn sie auch in wärmeren Klimaten und bei roheren Völkern schneller erfolgt, als in kalten Gegenden und bei gebildeten Nationen. Wenn bei den Thieren die Tragzeit und die Zahl der Jungen ein schwerwiegendes Charakteristikum bildet, so muss dies folgerichtig auch beim Menschen der Fall sein. Bei allen Menschenrassen ist nun die Periode der Schwangerschaft dieselbe; ebenso finden wir überall, dass in der Regel nur ein Kind, selten zwei, und noch seltener drei geboren werden. Auch die Thatsache, dass das mittlere Verhältniss der Geburten der beiden Geschlechter bei allen Stämmen gleich ist, darf hier nicht übergangen werden. Es ist in der That merkwürdig, sagt Thury,[1]) dass, während in den verschiedenen Familien das Zahlenverhältniss der weiblichen und männlichen Geburten ausserordentlich veränderlich ist, das mittlere Verhältniss zwischen den Geburten der beiden Geschlechter, wenn man eine sehr grosse Zahl von Fällen zu Grunde legt, überall eine beständige Zahl bildet. Im Durchschnitte werden 104 bis 107 Knaben auf 100 Mädchen geboren.[2]) Früher hat man geglaubt, dass in Ländern, wo die Polygamie herrscht, eine grössere Anzahl von Mädchen geboren werde; Campbell ist jedoch durch eingehende Untersuchungen, zunächst in den Harems von Siam, zu dem Schluss gelangt, dass das Verhältniss der männlichen zu den weiblichen

gen keine Verschiedenheit zwischen dem Blute eines Negers und Europäers gefunden habe.

[1]) Thury, über das Gesetz der Erzeugung der Geschlechter. Leipzig 1864. S. 64.

[2]) Man nimmt an, dass, wenn auf der ganzen Erde in jeder Minute 51 Kinder geboren werden, es 25 Mädchen und 26 Knaben sind, so dass also täglich etwa 1500 Knaben mehr als Mädchen geboren werden. Burdach, Anthropologie. S. 692.

Geburten dasselbe sei, wie bei monogamen Verbindungen.[1]) Die Zahnperiode tritt bei allen Stämmen zur selben Zeit ein, wie auch die Katamenien überall in derselben Weise vorkommen. Auch die Krankheitsfähigkeit ist bei allen Völkern dieselbe. Es gibt zwar endemische Krankheiten, welche gewissen Völkern vorzugsweise eigen sind, aber keine von ihnen ist derartig an ein Volk gebunden, dass sie bei einem andern gar nicht vorkäme. So sind dem Weichselzopfe vorzüglich die Polen unterworfen, aber auch die dort wohnenden Deutschen werden von ihm befallen; die Yaws sind vorzüglich bei den Negern einheimisch, ergreifen aber auch den Europäer. Die Krankheiten sind in verschiedenen Klimaten verschieden und Lokalverhältnisse erzeugen oft bei Rassen, welche lange ihrem Einflusse ausgesetzt waren, eine Prädisposition zu gewissen Krankheiten. So sind die Pöans den Negern fast ausschliesslich eigen und eine Krankheit, Matlazaljuatl[2]) genannt, kommt nur unter den Mexikanern vor. Dagegen sind Krankheiten, welche bei dem ganzen Menschengeschlechte vorkommen, bei den Thieren nie beobachtet worden. Die Versuche, den Thieren das syphilitische Gift einzuimpfen, sind fehlgeschlagen. Man hat in dem Umstande, dass das gelbe Fieber vorzugsweise dem Weissen gefährlich werde, dagegen den Neger verschone, einen Beweis für die spezifische Verschiedenheit finden wollen. Dies beruht indess, wie Waitz[3]) nachgewiesen hat, nicht auf einer Rasseneigenthümlichkeit, sondern einfach auf der Wirkung des Clima, wie es auch dem gleichen Einflusse zuzuschreiben ist, dass auf der bekannten Nigerexpedition der Engländer von 145 Weissen vierzig starben, von den Negern dagegen keiner, obwohl Pouchet[4]) aus diesem Umstande eine Mehrheit der Menschenspezies ableiten will. Früher hat man auch ge-

[1]) Anthrop. Review. 1870. p. CVIII.

[2]) Wenn Tarquemada Glauben verdient, so raubte die erste Epidemie dieser Krankheit, im Jahre 1545, 800,000, die zweite, im Jahre 1576, 2 Millionen Indianern das Leben. Foissac, Einfluss des Klima S. 129.

[3]) Waitz, Anthropologie. I. 139.

[4]) Pouchet, de la pluralité des races humaines. Paris 1858.

glaubt, dass die Blattern, welche unter den Indianern so arge Verheerungen angerichtet haben, den Neger verschonen. Wenn es noch einer Widerlegung dieser Ansicht bedürfte, so könnte sie in der Thatsache gefunden werden, dass, wie Mühry [1]) berichtet, in den letzten Jahren im Sudan die Blattern ausserordentlich heftig aufgetreten sind. Wie die Krankheitsfähigkeit überall dieselbe ist, so muss auch trotz mancher gegentheiligen Behauptung die Grenze des Lebens als die gleiche bezeichnet werden.

Wie in körperlicher Hinsicht nur geringe Unterschiede bei den verschiedenen Völkern sich zeigen, so besteht auch das gleiche Verhältniss für die geistigen Anlagen, obwohl diese, wie Perty bemerkt, in Folge des Culturstandes noch viel differenter erscheinen, als sie es wirklich sind. Ueberall finden wir das gleiche Wahrnehmungsvermögen durch die Sinne. Zwar übertreffen in dieser Beziehung die meisten wilden Völker den Culturmenschen, weil sie in vielen Fällen allein von dem Gebrauch ihrer Sinne abhängig sind und daher durch unausgesetzte Uebung ihnen oft eine Schärfe verleihen, die uns gerade zu unglaublich erscheint. [2]) Dass aber auch der Culturmensch sie bis zu einem kaum glaublichen Grade vervollkommnen könne, das beweisen insbesondere solche Menschen, denen irgend ein Sinn fehlt und die daher auf eine erhöhte Thätigkeit der übrigen Sinne angewiesen sind.

Alle Völker haben eine Sprache von gesetzmässigem Bau, die den geistigen Menschen verräth, der durch die Operationen seines Verstandes die Aussenwelt in Begriffen aufzufassen und durch artikulirte Laute und Worte seine Gedanken und

[1]) Mühry, Beiträge zur Geo-Physik und Klimatologie. 1864. S. 64.

[2]) So sollen die bengalischen Spinnerinnen die feinsten Unterschiede in der Dicke der Coconfäden blos durch den Tastsinn herausfinden, wie es uns nur mit Hülfe eines Vergrösserungsglases möglich wäre; die Indianer vermögen im Dunkeln blos durch den Geruch die verschiedenen Menschenrassen zu unterscheiden. die Hottentotten erkennen in weiter Entfernung bloss an dem aufsteigenden Dunste das Vorhandensein einer Quelle; die Buschmänner leisten nach Lichtenstein mit dem blossen Auge, was wir nur mit mässig grossen Fernröhren erreichen.

Empfindungen anderen Wesen seines gleichen mitzutheilen vermag.[1]) Die Sprache ist das vereinigende Band, das die Menschen mit einander verbindet, und beweist, dass sie eines Wesens und eines Stammes sind. Merkwürdig ist besonders der Umstand, dass selbst die verkommensten Völker oft eine sehr kunstvolle Grammatik ihrer Sprache aufzuweisen haben, was den Sprachforscher Du Ponceau zu dem Ausspruche veranlasste, dass viele Sprachen der amerikanischen Wilden ihrer Construktion nach eher von Philosophen in der Studirstube als von den Wilden in den Wäldern gebildet erschienen. Da die verschiedenen Sprachen ausserordentlich von einander abweichen, so hat man darin vielfach einen Beweis gegen die Einheit des Menschengeschlechtes finden wollen.[2]) Dass aber diese Schlussfolgerung mindestens als sehr verfrüht betrachtet werden müsse, geht schon aus dem Umstande hervor, dass die Sprachforschung bis jetzt nur einen verhältnissmässig geringen Theil der Sprachen[3]) in das Bereich ihrer Untersuchung gezogen hat und desshalb noch gar nicht im Stande ist, ein endgiltiges Urtheil auszusprechen. Anderseits haben auch Männer, die durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnet

[1]) Man mag die Sprachenfamilien nach innern und äussern Gründen in mehr oder minder vollkommene ordnen; die Sprache selbst ist überall die gleiche, es ist noch kein Volksstamm gefunden worden, von dessen Sprache wir nicht sagen müssten: das ist derselbe herrliche wunderbare Organismus, wie unsere eigene Sprache, es ist Fleisch von unserem Fleisch, Bein von unserem Bein. Bacmeister, germanistische Kleinigkeiten. Stuttgart 1870. S. 102.

[2]) Pott (Ungleichheit der menschlichen Rassen. S. 202) bekennt sich „zu einer Mehrheit von einander schlechthin unabhängiger und vom Urbeginn her verschiedener Sprachanfänge.“ Andere glauben, dass die Linguistik weder pro noch contra beweisen könne. The North-American Review 1867. p. 214.

[3]) Nach Balbi (Atlas ethnographique. Paris 1826) gibt es auf der ganzen Erde 860 verschiedene Sprachen, von denen 153 auf Asien, 53 auf Europa, 114 auf Afrika, 117 auf Ozeanien und 423 auf Amerika treffen. Andere steigern die Zahl der lebenden Sprachen bis auf 3064, von denen auf Amerika allein gegen 1000 treffen sollen. Vrgl. Esser, Psychologie. S. 322. Bachman, the doctrine of unity p. 17.

sind, wie Humboldt, Fr. Schlegel, Abel-Remusat, Klaproth,[1]) Max Müller[2]) und andere einen merkwürdigen Zusammenhang der verschiedenen Sprachen unter sich gefunden und die Hoffnung ausgesprochen, dass man die ursprüngliche Einheit der Sprachen um so mehr erkennen werde, je umfassender und ausgedehnter sich das Sprachstudium gestalten werde. „Wir ahnen, sagt Chamisso, dass wer mit gehörigen Kenntnissen ausgerüstet, alle Sprachen der redenden Menschen überschauen und vergleichen könnte, in ihnen nur verschiedene, aus einer Quelle abgeleitete Mundarten erkennen würde." Wo man immer zwei oder mehrere Sprachen, wenn sie auch noch so abgeschlossen erschienen, gründlich erforscht und verglichen hat, da haben sich Analogien und verwandtschaftliche Beziehungen gefunden, die auf eine gemeinsame Quelle hinweisen. Wie fast sämmtliche Sprachen Europa's auf die indogermanische Ursprache sich zurückführen lassen,[4]) so hat Edkins[5]) erst jüngst mit grossem Scharfsinn nachzuweisen gesucht, dass sämmtliche Sprachen Europa's und Asiens aus einer gemeinsamen Wurzel entsprossen seien. Wenn bei den amerikanischen und afrikani-

[1]) Klaproth sagt in seinem Werke „Asia polyglotta" S. 9, dass die allgemeine Sprachverwandtschaft durch dasselbe in ein so helles Licht gesetzt worden sei, dass man sie als erwiesen anzunehmen gezwungen wäre.

[2]) M. Müller, Vorlesungen über die Sprache, deutsch von C. Boettner 1865) sagt: Wir vermögen nicht blos zu begreifen, wie die Sprache entstand, sondern auch, wie sich eine Sprache in viele auflösen musste und wir nehmen wahr, dass selbst die grösste Mannigfaltigkeit in den materiellen und formalen Elementen der Sprachen mit der Annahme eines gemeinsamen Urquells nicht unvereinbar ist. Die Sprachwissenschaft führt uns zu jenem höchsten Gipfelpunkt empor, von dem wir in das erste Frühroth des Menschenlebens auf Erden hinabblicken und wo die Worte, welche wir so oft in den Tagen unserer Kindheit gehört haben: „Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache," eine natürlichere, verständlichere und überzeugendere Bedeutung annehmen, als sie je zuvor besassen.

[3]) Schleicher, die darwinische Theorie und die Sprachwissenschaft. Weimar 1863.

[4]) J. Edkins, China's place in philology. London 1872.

schen Sprachen ein solcher Zusammenhang noch nicht nachgewiesen werden konnte, so hat man zu bedenken, dass das Studium derselben verhältnissmässig noch sehr jung sei und überdies dadurch sehr erschwert werde, dass jene Sprachen nicht durch die Schrift fixirt sind. Jedenfalls aber dürfen wir nach den bisher gewonnenen Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft mit Wedewer hoffen, „dass in einer nicht zu fernen Zukunft die Stammverwandtschaft aller Sprachen der Erde mit einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit dargethan werde.“ [1])

Neben der Sprache besitzt der Mensch überall die Vernunft, die ihn befähiget, den ersten Grund und den letzten Zweck zu erkennen. Wie die Vernunft ein unverlierbares Eigenthum des Menschen ist, so gehört es auch zu seinem Wesen, sich über die sichtbare Welt zur unsichtbaren zu erheben, wesshalb wir den Glauben an ein höheres Wesen überall finden, der, wenn er auch noch so entstellt ist, gleichwohl auf einen und denselben Quell der Ueberlieferung hindeutet. [2]) Es gibt, wie es schon Cicero ausgesprochen hat, kein Volk, das, so roh und thierisch es auch sein mag, gar keine religiösen Vorstellungen hätte, dem nie eine Ahnung von einem höheren Wesen, wenn auch in noch so roher Form, aufgegangen wäre. [3])

[1]) Wedewer, die neuere Sprachwissenschaft und der Urstand der Menschheit. 1867.

[2]) Kreuzer, Symbolik II. 2. Aufl. S. XI sagt: Meinen Hauptsatz halte ich in seiner ganzen Ausdehnung fest. Es ist die Grundlehre von einer anfänglich reinen Erkenntniss und Verehrung Eines Gottes, zu welcher Religion sich alle nachherigen wie die gebrochenen und verblassten Strahlen zu dem vollen Lichtglanz der Sonne verhalten. Vrgl. Schubert, das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde. Erlangen 1852.

[3]) Treffend sagt Hartmann (Glückseligkeitslehre S. 22), die Idee von einem höchsten Ideale, die sich dem Menschen als das erste, Alles erschaffende und erhaltende, beste, weiseste Wesen, mit einem andern Worte, als Gottheit darstellt, ist demselben angeboren und entwickelt sich nothwendig von selbst mit der Vernunft aus der innern Natur des menschlichen Geistes. Der Gedanke und der Glaube an Gott sind folglich diesem so natürlich, als seinem Körper der Hunger und Durst. . . . Auch

Ueberall finden wir wenigstens einen unbestimmten Glauben an das Fortbestehen des Geistes nach dem Tode, daher auch die heilige Scheu vor den Todten, die Pietät für die Gräber, die Furcht vor Gespenstern. Alle Völker haben geistige Anlagen, die einer unbegrenzten Ausbildung fähig sind. Die Bildungsfähigkeit kommt allen Rassen zu, jede kann sich unter günstigen Umständen erheben, wie auch schon manches hochgebildete Volk im Laufe der Zeit in tiefe Barbarei zurückgesunken ist. Ueberall finden wir dieselben Affekte, dieselben Leidenschaften, dieselben Gefühle und Gemüthsanlagen. Dass auch die wildesten Völker, zumal aber die Indianer der zartesten Gefühle, der Liebe, des Mitleids, der treuesten Freundschaft fähig seien, davon führt M'Kenney [1]) mehrere schlagende Beispiele an, wie auch Mungo Park und andere Reisende dies von den Negern hervorgehoben haben. [2]) Wenn auch die Gemüthsbewegungen, die Wünsche, die moralischen Gefühle der Menschheit in Form und Ausdruck durch mannigfache Umstände und Nothwendigkeiten im Leben noch so sehr modificirt erscheinen, so sind und bleiben sie doch, wie Holland [3]) sagt, ewig dieselben bei allen Rassen der Erde. Die Fähigkeit des Lachens und Weinens [4]) — Ausdrücke des Gefühls, welche allen Rassen

hat sich dieser Glaube bei jedem Volke der Erde, sobald es nur den ersten Schritt über die rohe Sinnlichkeit gethan hatte und der erste Lichtschimmer in sein Inneres gefallen war, von freien Stücken entwickelt. Wenn aber die Natur den Glauben an Gott in des Menschen Seele gelegt hat, so hat dieser Glaube auch Grund und Zweck und ist wahr und weise, denn von der Natur ward kein Geschöpf betrogen; und so beweist schon der blosse Gedanke an Gott das Dasein Gottes.

[1]) M'Kenney, Memoires II. 90.

[2]) Fleecy locks and black complexion
Cannot alter nature's claim;
Skins may differ, but affection
Dwells in white and black the same. Cowper.

[3]) Holland, Essays, übersetzt von Althaus III. 377.

[4]) Schon der hl. Augustin hat den Menschen ein „lachendes Wesen" genannt, durch welche Bezeichnung die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Rassen und zugleich ihre Verschiedenheit vom Thiere ebenso treffend ausgedrückt ist, wie durch Shakespeares Worte: One touch of

und Farben, civilisirten und barbarischen Stämmen eigen sind, liefert stärkere Beweise für die Identität derselben, als alle Räsonnements. Bei keinem Volke fehlt die Kindesliebe, die Scham, die Achtung vor dem Alter, obwohl sich dieselbe oft in einer sonderbaren und sogar verwerflichen Weise ausspricht; ebenso finden wir überall das Gewissen, das uns innewohnende Organ für die moralische Welt des Geistes, von dem Goethe sagt, dass es durch Gott selber in die Welt gekommen, dass es kein Produkt menschlicher Reflexion, sondern angeschaffene und angeborene schöne Natur sei. Selbst das niedrigst stehende Volk hat allgemeine Begriffe von Gut und Bös und Worte, um sie im physischen und moralischen Sinne auszudrücken. Wenn aber die nämlichen Gefühle und Ideen bei Völkern, die einander ganz unbekannt sind, entstehen, so müssen sie auf einer allgemeinen Wahrheit beruhen, sie müssen den Menschen angeschaffen sein. Darum verstehen sich auch die Menschen überall nach ihrem innersten Wesen, weil dieses eben überall das gleiche ist. Alle Völker haben ferner den Gebrauch des Feuers und kochen ihre Nahrung, wie auch alle, gleichsam durch einen allgemeinen Instinkt getrieben, sich irgend ein narkotisches Genussmittel [1]) zu verschaffen wussten

nature makes the whole world kin. „Ein Naturlaut (Weinen) macht uns alle gleich."

[1]) Es gibt kein Volk, das nicht seit undenklichen Zeiten sein narkotisches Betäubungsmittel gehabt hätte. Der Tabak, in Centralamerika von jeher geraucht, ist jetzt über die ganze Erde verbreitet und bildet das allgemeinste Narkoticum, ohne jedoch die andern zu verdrängen. Während die Bewohner von Sibirien und die Kamtschadalen getrocknete Fliegenschwämme verschlucken und dann eine grosse Menge Wassers trinken, um in Mitte ihres rauhen Klima's sich ein Elysium erträumen zu können, haben die Türken, Ostindier und Chinesen ihr Opium, das sie bald essen, trinken oder rauchen. Persien, Indien und die Türkei, Afrika und selbst die brasilianischen Indianer haben ihren Hanfextrakt oder Haschisch; Indien, China und der östliche Archipel ihre Betelnuss und Betelpfeffer; Peru und Bolivia das Cocablatt, das schon in den frühesten Zeiten ganz so wie heute gekaut wurde. Neugranada und der Himalaya haben den rothen und gemeinen Stechapfel, die Indianer in Florida ihre Stechpalme, das nördliche Europa und Amerika ihren Sumpf-

und die Kunst gegohrene Getränke zu bereiten, herausgefunden haben. Man kann sagen, dass das Verlangen nach narkotischen Genüssen und die Gewohnheit, es zu befriedigen, kaum weniger allgemein sei, als das Bedürfniss der Nahrung.

Wenn nun nach dem Gesagten sowohl in körperlicher Hinsicht als auch in geistiger Beziehung unter allen Menschen eine wesentliche Gleichheit besteht, so hindert dies nicht anzuerkennen, dass auch manche Abweichungen zu Tage treten, die um so bedeutender erscheinen, je mehr man die Mittelschläge und Uebergangsformen unberücksichtiget lässt und nur die Extreme einander gegenüber stellt. Man darf sich daher nicht wundern, dass manche Schriftsteller in diesen Unterschieden spezifische Merkmale finden, die deutlich und bestimmt genug wären, um verschiedene Menschenspezies begründen zu können. So hat, um nicht mehr anzuführen, Crawfurd [1]) erst jüngst sich dahin ausgesprochen, dass die anatomischen Unterschiede, welche sich bei den einzelnen Menschenrassen finden, nicht geringer seien, als die, welche zwischen den Schweinen und Bären und den zur Familie Canis gehörenden Thieren bestehen. Wäre dies wirklich der Fall, dann könnte weiterhin von der Einerleiheit des Menschengeschlechts keine Rede mehr sein und jene würden vollkommen in ihrem Rechte sich befinden, welche verschiedene Menschenarten angenommen haben. Eine genauere Betrachtung der in Rede stehenden Unterschiede wird jedoch nicht bloss den Ungrund dieser Behauptung zeigen, sondern zugleich auch den Beweis liefern, dass es gar kein Merkmal gebe, das einer Rasse so ausschliesslich eigen wäre, dass es nicht auch bei den übrigen Rassen mehr oder minder häufig vorkomme; dass ferner die unterscheidenden Merkmale so un-

porst und Gagel, die Engländer und die Deutschen den Hopfen, die polynesischen Inseln ihre Ava, ein grosser Theil Europa's verschiedene Arten des Salates, der bis zu einem gewissen Grade den Mohn ersetzt. Natur und Offenbarung IX. S. 348.

[1]) Globus. III. 92.

vermerkt in einander übergehen, dass man unmöglich eine Grenze angeben kann, wo das eine aufhört und das andere anfängt. „Jeder wesentliche Charakter verliert aber seine Bedeutung, sagt Giebel, sobald er in einen andern übergeht und aufhört, spezifische Eigenthümlichkeit zu sein.“

Die Punkte, welche hier in Betracht kommen und einer näheren Besprechung unterstellt werden sollen, sind: Körpergrösse, Lebensdauer, Farbe der Haut und der Haare, Struktur der Knochen, Gestalt des Beckens, Form und Capazität des Schädels, Grösse des Gehirns und geistige Anlagen.

Körpergrösse.

Die Schwankungen, denen die Körpergrösse unterworfen ist, sind im Ganzen nicht sehr bedeutend, jedenfalls nicht der Art, dass sie einen wesentlichen Unterschied unter den verschiedenen Menschenstämmen begründen könnten. Die Fabeln von Zwerg- und Riesennationen sind schon längst widerlegt. Allerdings kommen sehr kleine Menschen vor,[1]) die aber nur als Missbildungen betrachtet werden können, wie auf der andern Seite auch Riesen von 8—8½ Fuss, freilich nur als sehr vereinzelte Ausnahmen sich finden.[2]) Wenn man früher die Patagonier als ein wahres Riesenvolk dargestellt hat, so haben neuere Reisende dies als arge Uebertreibung bezeichnet und nur das als Thatsache gelten lassen, dass grosse Menschen unter ihnen häufiger vorkommen als anderwärts.[3]) Ebenso

[1]) Bebe, der Zwerg des Königs von Polen, war nur 33 Zoll hoch; der Pole Borlaski mass nur 28 Zoll, sein Bruder 34 Zoll und seine Schwester 21 Zoll. Ein brittischer Zwerg war in seinem 37. Lebensjahre nur 16 Zoll hoch.

[2]) Der Potsdamer Riese mass 8 Fuss, 6 Zoll, 8 Linien. Der Riese Bernhard Gili aus Tyrol soll 10 Fuss hoch gewesen sein.

[3]) Von dem Commodore Biron, welcher 1764 durch die Magellans-Strasse fuhr, wurde die gewöhnliche Grösse der Patagonier auf 8 Fuss und darüber geschätzt; von den Capitänen Willis und Carteret 1776

hat sich die Angabe, dass die Quimos [1]) auf Madagaskar langhändige Zwerge und die Dokos [2]) nicht grösser als Knaben von 9 oder 10 Jahren seien, nicht bestätiget, und wenn auch einzelne Stämme weniger gross sind als andere, so gibt es doch keinen, der in seiner Gesammtheit zur Kleinheit des Zwerges herabgesunken wäre. [3]) Wie viele Individuen europäischer Nationen, sagt Burmeister, [4]) eine Höhe von fünf Fuss nicht überschreiten, so sinkt auch nicht leicht eine ganze Nation unter dieses Mass, während auf der andern Seite sechs Fuss Höhe das Maximum zu sein scheint, worüber schwerlich ganze Nationen hinausgehen, obwohl es überall einzelne grössere Individuen gibt.

Fragt man nach den Ursachen, welche modificirend auf das Wachsthum des Körpers einwirken, so müssen in erster Reihe die klimatischen Verhältnisse genannt werden. Die Kälte und Rauhheit des Klima tritt jeder organischen Bildung hemmend und beschränkend entgegen, wesshalb auch Pflanzen, welche in den warmen oder gemässigten Zonen als grosse Bäume auftreten, gegen die Pole hin und auf hohen Bergen nur als zwergartige Sträucher erscheinen. Ebenso verkümmert auch der Mensch in jenen eisigen Gegenden nicht nur wegen der herrschenden Kälte, sondern auch wegen der Entbehrungen, denen er nur zu oft ausgesetzt ist. Denn die rauhe Natur bietet ihm meist nur eine kärgliche Nahrung, welche überdies oft nur mit der grössten Kraftanstrengung gewonnen werden kann. Darum sind die Pescherä klein wie die Eskimo, darum sind nach Quetelet's Untersuchungen die jungen Leute aus wohlhabenden Familien im Allgemeinen mehr als mittelgross, während bei denen, die grössern Anstrengungen und

wurde sie auf 6 Fuss 6 Zoll angegeben. Dumont d'Urville (Reise nach dem Südpol, übersetzt von Külb. I. 179) dagegen behauptet, dass die Grösse der Patagonier nicht unter 5 Fuss herabsinke, aber auch 5 Fuss 10 Zoll nicht übersteige.

[1]) Blumenbach, de gen. human. var. p. 260.

[2]) Latham, Man and his migrations. Lond. 1851. p. 54.

[3]) Im Allgemeinen bezeichnet man jene Menschen als Zwerge, deren Grösse 40 Zoll nicht überschreitet.

[4]) Burmeister, Geschichte der Schöpfung. 1856. S. 506.

Entbehrungen ausgesetzt sind, das Wachsthum sich vermindert; darum ist die Bevölkerung der Städte durchschnittlich länger und schlanker, als die des Landes, wobei freilich zahlreiche Ausnahmen vorkommen. Wie übermässige Kälte, so scheint auch übermässige Hitze hemmend auf das Wachsthum des Körpers einzuwirken. Denn im Allgemeinen findet man in den gemässigten Zonen die grössten Menschen, während sie in den heissen nur eine mittlere Grösse erreichen. Die Neger sind nach H. Smith's [1]) Beobachtungen durchschnittlich von mittlerer Grösse, erreichen selten sechs Fuss, sinken aber auch nicht leicht unter fünf Fuss, wogegen er unter den Kaffern Individuen fand, die nahezu sieben Fuss erreichten.

Man ersieht aus dem Angeführten, dass hinsichtlich der Körpergrösse kein wesentlicher Unterschied zwischen den verschiedenen Menschenstämmen stattfindet. Ueberall, selbst unter den Negern, gibt es einzelne athletische Gestalten, wie auch überall einzelne Individuen bald in grösserer, bald in geringerer Zahl unter das Normalmass herabsinken. Die Unterschiede sind bei weitem nicht so gross, wie sie bei verschiedenen Varietäten der Thiere hervortreten. Die Grösse des Patagoniers, sagt Schubert, [2]) steht zu jener des Eskimo noch kaum in dem Verhältniss wie 3 zu 2, während sich bei den verschiedenen Varietäten des Hundes selbst das Verhältniss von 1 zu 12 und bei den Abarten des zahmen Stieres das Verhältniss von 1 zu 6 findet.

Hat die Körpergrösse gegen die Vorzeit abgenommen oder ist sie wesentlich dieselbe geblieben? Die meisten Schriftsteller entscheiden sich für den letztern Theil der Frage, obwohl auch manche nicht unwichtige Gründe für die entgegengesetzte Ansicht sprechen. Die Riesengeschlechter, welche die heilige Schrift erwähnt, [3]) sind zwar weder durch aufgefundene Knochenreste, noch auch durch anderweitige historische Dokumente bewiesen, können aber gleichwohl nicht so ohne weiters

[1]) Hamilton Smith, Natural history of the human Species. Edinburgh 1848.

[2]) Schubert, Geschichte der Natur. II. 407.

[3]) 4 Mos. 13, 32. 33. Baruch. 3. 26.

in das Gebiet der Mährchen verwiesen werden. Jedenfalls wird man, wie A. Wagner sagt, die Möglichkeit nicht bestreiten können, dass die unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur sporadisch auftretenden gigantischen Formen unter andern Verhältnissen und Einwirkungen in grösserer Allgemeinheit, hiedurch aber auch in Vererbbarkeit zum Vorschein kommen konnten. Es ist nicht blos denkbar, sondern als gewiss anzunehmen, dass der Bildungstrieb, der in jenen urkräftigen Naturen ungleich intensiver war, auch in der Richtung der Körpergrösse wirkte und Gestalten hervorbrachte, welche die Leibesgrösse der spätern durch allerlei Einflüsse geschwächten Epigonen weit überragte. Auch die heidnischen Schriftsteller haben ganz ähnliche Vorstellungen und stimmen mit den Angaben der hl. Schrift vollkommen überein.[1]) Wenn man aber hievon auch ganz absieht und nur die eigentlich historischen Zeiten im Auge behält, so wird man eine Abnahme der Körpergrösse wenigstens bei den civilisirten Nationen nicht ganz in Abrede zu stellen vermögen. Die alten Deutschen waren durchschnittlich über sechs Fuss hoch, während jetzt dieses Mass nur von sehr wenigen Individuen erreicht wird. In Frankreich musste das Soldatenmass seit 1818 dreimal herabgesetzt werden und auch in andern Ländern Europa's sind ähnliche Erscheinungen, wenn auch weniger bemerkbar, zu Tage getreten. Von erfahrenen Aerzten wird diese auffallende Thatsache zumeist dem Genuss der gebrannten Getränke zugeschrieben;[2]) wenigstens hat in Frankreich die Körpergrösse in demselben Verhältnisse abgenommen, in welchem der Genuss des Branntweins zunahm. Dabei ist nicht in Abrede zu stellen, dass auch noch andere Umstände, welche man als Folgen der Civilisation bezeichnen könnte, dieses Resultat herbeiführen helfen. Wenn es wahr ist, dass die Kraft der alten Deutschen in ihrer einfachen und strengen Lebensweise, vorzüglich aber in ihrer reinen und keuschen Sitte wurzelte, dann wird man sich nicht wundern, wenn das gegenwärtige Geschlecht, dem jene Tugenden gänz-

[1]) Rougemont, Peuple primit. II. 163.

[2]) Martin in den Abhandlungen der schwedischen Akademie XXI. p. 75. Bonner Zeitschrift N. F. I. 2. S. 174.

lich abhanden gekommen, wie an Pfunden der Kraft, so an Zollen der Leibeslänge hinter seinen Ahnen weit zurückgeblieben ist.

Lebensdauer.

Manche Schriftsteller haben die Ansicht ausgesprochen, dass die Naturvölker im Allgemeinen eine kürzere Lebensdauer hätten als die Europäer. So behauptet Virey,[1]) dass die Mongolen, Malaien und insbesondere die Neger kein so hohes Alter erreichen, wie die Völker des kaukasischen Stammes. Schliesst diese Behauptung den Sinn in sich, dass die Neger ihrer ganzen Organisation nach weniger lebenskräftig seien als die Europäer und selbst unter günstigen Umständen das normale Lebensalter nicht erreichen können, dann muss sie als entschieden falsch bezeichnet werden; man kann sich ihr dagegen vollkommen anschliessen, wenn sie nur die Bedeutung hat, dass die mittlere Lebensdauer der Naturvölker im Allgemeinen kürzer sei als bei den civilisirten Nationen, obwohl auch in diesem Falle bei dem Mangel aller statistischen Aufzeichnungen der Nachweis schwer zu liefern sein dürfte.

Die normale Dauer des menschlichen Lebens anzugeben, ist unmöglich; man kann nur aus den bekannt gewordenen Fällen, in denen ein sehr hohes Lebensalter erreicht wurde, den Schluss ziehen, dass auch andere Menschen unter günstigen Umständen ebenso alt oder noch älter werden könnten. Da nun viele Fälle,[2]) wo ein Alter von 150 und mehr Jahren

[1]) Virey, hist. nat. du genre hum. I. 143.

[2]) Pantoppidan (natürliche Historie von Norwegen II. 473) erwähnt den Bischof Auden Evendson von Stavanger, welcher 210 Jahre alt geworden sein soll, während der Portugiese Foria von einem Einwohner von Diu sagt, dass er 300 Jahre gelebt habe. — Weitere Angaben über sehr hohe Lebensalter findet man in folgenden Schriften: Hufeland, die Kunst das menschliche Leben zu verlängern. Jena 1819. I. 81 ff. — Black, Vergleichung der Sterblichkeit des menschlichen Geschlechtes in allen Altern, Krankheiten und Unglücksfällen. Aus dem Englischen 1789.

erreicht wurde, mit völliger Sicherheit nachgewiesen werden können, so ist man wohl berechtiget, mit Hufeland das mögliche Lebensalter des Menschen auf 200 Jahre anzusetzen. Zu einem ähnlichen Resultate gelangen wir auch auf einem andern Wege. Es ist nämlich ein allgemeines Naturgesetz, dass ein Wesen eine um so kürzere Lebensdauer habe, je schneller es den höchsten Grad seiner physischen Entwicklung erlangt, und dass die mögliche Dauer seines Lebens um so länger sei, einen je längeren Zeitraum seine völlige Ausbildung erfordert. Bei den meisten Säugethieren verhält sich nun die Zeit der Entwicklung zur möglichen Lebensdauer wie 1 zu 8. Da nun der Mensch zur vollen Entwicklung seines Leibes 20—25 Jahre braucht, so ergibt sich eine Lebensdauer von nahezu 200 Jahren. Flourens [1]) glaubt, dass die Lebensdauer fünfmal grösser sei als die zur völligen Entwicklung des Knochengerüstes erforderliche Zeit, welche 20 Jahre betrage; die Dauer des menschlichen Lebens solle also, meint er, nicht unter 100 Jahre herabsinken. Ganz anders gestaltet sich freilich die Sache,

S. 31 ff. — Pantoppidan, natürliche Historie von Norwegen, aus dem Dänischen von Scheiben. Kopenhagen 1753. II. 474 — F. Baconis Bar. de Verulamio, historia vitae et mortis. Amstelodami 1663. p. 50. — Nachet, Longévité. Dictionnaire des sciences médicales, tom. XXIX. — Zumpt, über den Stand der Bevölkerung und Volksvermehrung im Alterthum, in den philologischen und historischen Abhandlungen der k. Akademie in Berlin 1840. — Fournier, Cas rares. Dictionnaire des sciences med. tom. IV. — Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. I. 164. — Auch A. v. Haller hat Data über 1000 Personen gesammelt, welche länger als 100 Jahre gelebt hatten. — Hier sollen folgende Fälle angeführt sein:

Thom. Parr starb 1635 . . .	152	Jahre alt.
Henry Jenkins starb 1670 . .	169	„ „
Gräfin Desmond starb 1612 . .	145	„ „
Thom. Damme starb 1648 . .	154	„ „
P. Czartan starb 1724 . . .	185	„ „
Taveira de Lima starb 1738 .	198	„ „
J. Rovin starb 1741	172	„ „
Kentigen starb 1781	185	„ „

[1]) Flourens, de la longévité humaine. Paris 1855. p. 86.

wenn wir von diesem Ideale in die Wirklichkeit herabsteigen. Hier finden wir, dass das normale Sichausleben, wie Schmidt[1]) sagt, 70—80 Jahre dauere, dass aber die allermeisten Menschen noch viel früher sterben. Nach Burdach erlangen von 100 Menschen kaum zehn das siebenzigste Lebensjahr.

Das mittlere Lebensalter ist je nach dem Lande, der Gegend, dem Geschlechte,[2]) Stande, den herrschenden Seuchen[3]) etc. etc. ausserordentlichen Schwankungen unterworfen. So ist nach Moreau Jonnés[4]) Berechnungen in einigen Fällen das Sterblichkeitsverhältniss und die Lebensdauer fast um die Hälfte verschieden. Hiernach trifft in England 1 Todesfall auf 51, während in der Lombardei 1 auf 31, im Kirchenstaat sogar 1 auf 28 kommt. Während in England und Wales die mittlere Lebensdauer 40—44, in Frankreich und Deutschland 36—40 Jahre beträgt, sinkt sie in Russland, dann in Fabrikstädten und Manufakturbezirken auf 20 — 25 Jahre herab. In den ungesunden Quartieren Londons war 1841 die Sterblichkeit um 60 Procent grösser als in den gesünderen. In sumpfigen Gegenden Frankreichs ist die mittlere Lebensdauer um 20 Procent kürzer als in den übrigen Theilen des Landes. Aehnliche Verhältnisse stellen sich in allen Sumpfländern heraus, die sich in heissen Klimaten noch unendlich mehr steigern müssen. So ist es nach Oesterlein eine Thatsache, dass in Jamaika und Java in tiefgelegenen Gegenden im Niveau des Meeres oft der vierte Theil der Einwohner hinweggerafft wird, während in der Höhe von einigen 1000 Fuss über der See von 1000 Menschen jährlich nur etwa 20 sterben.[5])

Wenn daher die Neger in den Küstengegenden oder sonst in tiefen ungesunden Lagen nur eine verhältnissmässig kurze

[1]) Schmidt, die Wissenschaft vom Menschen. Dresden 1865. II. 481.

[2]) Die mittlere Lebensdauer ist beim weiblichen Geschlechte konstant länger als beim männlichen.

[3]) So hat die Cholera nach Oesterlein 30, nach Foissac sogar 80 Millionen Menschen auf der ganzen Erde weggerafft, und doch sind ihre Verheerungen noch gering im Verhältniss zu den Pesten und Seuchen früherer Jahrhunderte.

[4]) Moreau Jonnés, Notices sur la population de l'Europe.

[5]) Oesterlein, Hygieine 1851. S. 821.

Lebensdauer haben, so ist dies ebenso natürlich, als dass die Leute in den pontinischen Sümpfen an schleichendem Siechthum frühzeitig dahin sterben. Die von Andersen gemachte Angabe, dass die Neger am Sennegal mit dem fünfundvierzigsten Jahre, mitunter sogar noch früher, wirkliche Greise seien, hat daher durchaus nichts Auffallendes und beweist nur, dass die Neger trotz ihrer guten Constitution,[1]) welche vielen Krankheiten, die andern Nationen so gefährlich werden, Widerstand leistet, den Einflüssen eines tödtlichen Klima ebenso wenig entgehen können, als die Bewohner von Queensland, von denen Marcet [2]) sagt, dass sie mit 40 Jahren bereits alt seien, dass ihre Haare weiss werden oder ausfallen, dass ihre Hände zittern und auch der Stärkste an rheumatischen Schmerzen leide. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass die Neger wie überhaupt die Wilden den äusseren schädlichen Einflüssen um so mehr ausgesetzt sind, als sie unregelmässig leben und aller jener Schutzmittel entbehren, welche die Civilisation an die Hand gibt. Welchen grossen Einfluss diese auf das Leben und Wohlbefinden der Menschen ausüben, zeigt der Umstand, dass im Mittelalter die mittlere Lebensdauer kaum 18 und selbst im vorigen Jahrhundert nur etliche zwanzig Jahre betrug, während sie jetzt im civilisirten freien Europa bis auf 38 gestiegen ist und, wo nicht besondere Umstände dazwischen treten, noch fortwährend sich steigert. So hat sie sich in Frankreich von 1806—1860 um drei Jahre verlängert.[3]) Dass auch äussere Noth die Lebensdauer herabdrücke, ist eine Thatsache, die, wenn sie eines Beweises bedürfte, durch die statistischen Zusammenstellungen mehr als genügend bestätiget würde. Es ist daher ganz natürlich, dass die Australier, Pescherä, Hottentotten und Buschmänner, deren Leben eine fortgesetzte Kette von Mangel und Elend ist, ein hohes Lebensalter nicht erreichen.

Mag also immerhin die mittlere Lebensdauer bei den Negern und andern wilden Völkern kürzer sein als bei den Euro-

[1]) H. Smith, nat. history. p. 193.

[2]) Mémoires de la société de Géographie de Genève 1861. tom. 2.

[3]) Ausland 1865. S. 264.

päern, so beweist dies noch nichts gegen ihre Lebensfähigkeit. Denn abgesehen davon, dass das mittlere Lebensalter in gesunden Gegenden überall höhere Zahlen aufweist, so sind auch bei den Negern so viele Fälle von hohem Lebensalter bekannt, dass über ihre Fähigkeit, unter günstigen Umständen das dem Menschen mögliche höchste Lebensalter zu erreichen, gar kein Zweifel bestehen kann. Prichard [1]) führt eine lange Reihe von Negern auf, welche über 100 Jahre, ja sogar 160 und 180 Jahre alt geworden sind. Will man einen Beweis mehr dafür, dass sie selbst in der Sklaverei keine kürzere Lebensdauer haben als die Europäer, so liefert ihn die Volkszählung der Vereinigten Staaten vom Jahre 1850. Hiernach erreichten unter drei Millionen Negern 1400 Individuen ein Alter von 100 Jahren und darüber, während unter 20 Millionen Weissen nur 800 zu diesem Alter gelangten [2]) Noch günstiger für die Neger ist die von Oesterlein angeführte Volkszählung von New-Jersei, wornach auf 300,000 Weisse nur zwei Individuen von 100 Jahren treffen, während sich unter 20,000 Negern 11 befanden, welche 100 Jahre und darüber gelebt hatten. Nach dem Gesagten dürfte man fast behaupten, dass die Neger in Bezug auf die Lebensdauer günstiger gestellt seien als die Weissen.[3])

Bei den übrigen Rassen finden sich ganz ähnliche Verhältnisse. Nach Riley erreichen die Wüstenaraber unter Afrikas heissem Himmel nicht selten ein Alter von 200 Jahren und die Abiponer in den Pampas von Südamerika pflegen den Tod im achtzigsten Lebensjahre für frühzeitig zu halten,[4]) während Humboldt [5]) es als etwas nicht Ungewöhnliches anführt, dass in Mexiko auf der halben Höhe der Cordilleren Eingeborne,

[1]) Prichard I. 162.

[2]) Petermann, geogr. Mittheilungen 1855.

[3]) While the whites, in a nearly equal aggregate of population, give but 15 deaths between 90 and 100, and but 1 death above 100 years, the blacks, for the same period of ten years, give 101 deaths between 90 and 100 years of age and 38 deaths over 100 years. Nott and Gliddon, Indig. races p. 391.

[4]) Berthold, die Menschenrassen.

[5]) Humboldt, politischer Versuch über Neuspanien.

namentlich Frauen, ein Alter von mehr als 100 Jahren erreichen. Während seines Aufenthaltes in Lima starb der Indianer Hilario Pari in einem Alter von 143 Jahren, nachdem er 90 Jahre mit einer Indianerin, die 117 Jahre alt geworden, verheirathet gewesen war. Von den Indianern Peru's sagt Stevenson: [1]) „Ein langes Lebensalter ist unter den Peruanischen Indianern etwas Gewöhnliches. Ich war selbst bei der Beerdigung zweier Individuen in einem kleinen Dorfe gegenwärtig, von denen das eine ein Alter von 109, das andere von 127 Jahren erreicht, beide aber bis zum letzten Tage vor ihrem Tode eine vollkommene Gesundheit genossen hatten. Bei einer Untersuchung des Kirchenbuchs von Barranca fand ich, dass in sieben Jahren 11 Indianer beerdiget worden waren, die zusammengenommen 1207 Jahre gelebt hatten." — Selbst bei den Lappländern ist ein hohes Lebensalter nichts Ungewöhnliches. Viele unter ihnen leben über 100, die meisten 70—90 Jahre. [2]) So finden wir bei allen Rassen Fälle von hohem Lebensalter, mitunter sogar mehrere als bei den Weissen, so dass die Behauptung wohl keine gewagte sein dürfte, dass die Lebensdauer bei allen Rassen im Allgemeinen dieselbe sei, dass alle Völker das normalmässige Menschenalter erreichen können, wenn nicht äussere ungünstige Verhältnisse dies unmöglich machen.

Eine andere Frage ist die, ob die Lebensdauer seit der Urzeit eine wesentliche Verkürzung erfahren habe oder nicht. In den historischen Zeiten scheint jedenfalls eine bemerkenswerthe Aenderung nicht eingetreten zu sein; denn schon der Psalmist sagt: „die Zeit unserer Jahre ist 70, und wenn der Mensch in Kräften, 80 Jahre." [3]) Dagegen stellt sich ein sehr bedeutender Unterschied heraus, wenn wir die gegenwärtige Lebensdauer mit den Lebensjahren vergleichen, welche die hl. Schrift den Erzvätern beilegt. Hiernach lebte Adam 930, Seth 912, Jared 962, Methusalah 969, Noe 950 Jahre. Die bibel-

[1]) Stevenson, Reisen in Arauco, Chile, Peru und Columbia in den Jahren 1804—1823. Weimar 1826. I. 267.

[2]) Prichard, Naturgeschichte I. 164.

[3]) Psalm. 89, 10.

feindliche Wissenschaft hat an diesen hohen Zahlen grossen Anstoss genommen und mannigfache Erklärungsversuche gemacht, die aber sämmtlich als misslungen bezeichnet werden müssen. So will Rask statt Jahren Monate verstehen, wodurch er allerdings Methusalahs Leben auf 80 Jahre herabbringt, aber auch die Absurdität zugeben muss, dass nach seiner Rechnungsweise Henoch schon mit sieben Jahren, Noe's Söhne mit 8 Jahren verheirathet gewesen; [1]) Bunsen [2]) und Friedreich [3]) meinen, dass die Personennamen ganze Perioden der Urzeit, die Zahlen nicht die Lebensjahre der Erzväter, sondern Epochen der vorsündfluthlichen Welt bezeichnen, während andere in diesen Angaben der hl. Schrift nur Dichtung und Mythe ohne historische Unterlage finden.

Die nähere Prüfung dieser und ähnlicher Erklärungsversuche ist Aufgabe der wissenschaftlichen Exegese, während es sich hier nur um die Frage handelt, ob die Naturwissenschaft mit Recht die Unmöglichkeit einer so langen Lebensdauer, wie sie die hl. Schrift den Patriarchen beilegt, behaupten könne. Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Behauptung auf einem falschen Schlusse beruhe und daher als unberechtiget und falsch bezeichnet werden müsse. Der Fehler liegt darin, dass man von unsern Verhältnissen auf die Urzeit zurückschliesst und glaubt, dass die aus den gegenwärtigen Erscheinungen abgeleiteten Gesetze auch auf jene frühe Periode ihre Anwendung finden müssten. Die Naturwissenschaft kann die normale Lebensdauer nur nach den Erfahrungen der Gegenwart bestimmen, kann also nur sagen, dass der Mensch unter Verhältnissen, wie die gegenwärtigen, nicht 900 Jahre leben könne. Damit ist nun aber keineswegs auch bewiesen, dass die Verhältnisse der Urzeit nicht anders gewesen seien als jetzt. Abgesehen davon, dass die klimatischen und atmosphärischen Zustände anders geartet waren als jetzt, [4]) so ist

[1]) Wagner, Urgeschichte. 1. Aufl. S. 520.

[2]) Bunsen, Bibelwerk V. 49.

[3]) Friedreich, zur Bibel. I. 171.

[4]) Vrgl. Keerl, die Schöpfungsgeschichte und die Lehre vom Paradies. Basel 1861. S. 631 ff. Burmeister, Geschichte der Schöpfung. S. 269. Quenstedt, Sonst und Jetzt. S. 151.

man auch zu der Annahme nicht blos berechtiget, sondern sogar gezwungen, dass, wenn Gott den Menschen geschaffen hat, er ihn nicht als Schwächling und mit Siechthum behaftet in die Welt gesetzt, sondern mit der Vollkraft des Lebens, mit einer urkräftigen Gesundheit ausgerüstet habe. Der Strom des Lebens, ganz nahe seiner Quelle, floss damals noch rein dahin und war noch nicht getrübt durch den Schlamm, der sich seit Jahrtausenden in seinem Rinnsal angesammelt hat. Die primitive Urkraft jener Menschen konnte sich bei der Einfachheit aller Lebensverhältnisse, bei dem reinen und gesunden Klima, in dem sie lebten, unmöglich so schnell erschöpfen, wie gegenwärtig, wo verkehrte Lebensweise und in Folge davon ein Heer von Krankheiten, die damals noch nicht existirten, ihren vergiftenden Einfluss auf das Leben äussern und den Keim des Todes gross ziehen.

Diesen Unterschied zwischen Einst und Jetzt haben auch Naturforscher wie Büffon und Haller nicht verkannt und desshalb auch die Möglichkeit des langen Lebens in der Urzeit zugegeben.[1]) Auch daran soll noch erinnert sein, dass damals ein ungewöhnlich langes Leben nothwendig war, wenn das Menschengeschlecht sich vermehren und die Erde bevölkern sollte. Nicht unwichtig ist, was Gatterer[2]) bezüglich der langen Lebensdauer in der Urzeit anführt. „Man muss hiebei, sagt er, auch die göttliche Vorsorge und Absicht, die mündliche Ueberlieferung von dem Ursprunge der Welt, dem verheissenen Messias und andern göttlichen Dingen rein und ohne viele Umschweife auf Moses fortzupflanzen, nicht vergessen, sondern vielmehr als eine Hauptsache ansehen.“ Darum vermindern sich auch die Lebensjahre, nachdem die Erhaltung des Geschlechtes und die Fortpflanzung der Tradition gesichert war; Abraham wurde 175, Moses nur 120 Jahre alt, was keineswegs unglaublich ist, da selbst in unsern Tagen einzelne Individuen ein solches Alter erreicht haben. Endlich sei noch erwähnt, dass alle Völker

[1]) Vrgl. Flourens, de la longévité hum. p. 76. Pinney, the duration of human life and its three eras. London 1856. p 5.

[2]) Gatterer, Handbuch der Universalhistorie. I. S. 155.

des Alterthums von einem tausendjährigen Leben der Menschen vor der Fluth und von einer Verkürzung des Lebens seit derselben sprechen. [1])

Hautfarbe.

Unter allen körperlichen Verschiedenheiten springt die Hautfarbe wohl am meisten in die Augen und scheint vorzüglich geeignet zu sein, ein charakteristisches Merkmal der Rassen abzugeben. Man denke sich einen Kongoneger mit seiner tiefschwarzen, sammtartigen Haut neben einem Bewohner von St. Kilda, [2]) und man wird beim ersten Anblick kaum an die Möglichkeit denken, dass beide zu einer und derselben Art gehören.

Doch dieser Abstand, so gross er auch immer sein mag, ist nur scheinbar und beweist nur, welch' grosser Abänderungen der menschliche Organismus fähig ist.

Die menschliche Haut besteht aus drei Schichten, nämlich der eigentlichen Lederhaut, welche aus ihren zahlreichen Blutgefässen Schleim absondert, der die mittlere Schicht bildet, welche man Malpighisches Schleimnetz genannt hat. Dieses ist aus kleinen, mit Flüssigkeit gefüllten Bläschen zusammengesetzt, die, je näher an der Lederhaut, kugelförmig, je weiter nach aussen, eckig erscheinen. Da sich in der untersten Schicht fortwährend neue Zellenreihen erzeugen, so werden die bereits vorhandenen immer weiter vorgestossen, platten sich durch gegenseitigen Druck immer mehr ab und erhärten sich zuletzt zu wirklichem Horn. Diese steinpflasterartig über der Schleimschicht liegenden Plättchen bilden die obere Schicht oder die Hornhaut (Epidermis). Hier hängen die verhornten Zellen so fest zusammen, dass man die ganze Lage als eine zusammenhängende Haut, besonders nach Einwirkung von blasenziehen-

[1]) Pinney, the duration of human life. p. 3.

[2]) Auf der Hebrideninsel St. Kilda sollen nach Martin die weissesten Menscheu leben.

den Substanzen oder von kochendem Wasser abziehen kann.[1]) Während nun die Lederhaut sich bei allen Menschen, selbst den Neger nicht ausgenommen, ganz gleich verhält, zeigen sich in den beiden obern Schichten einige Unterschiede, welche vielfach sehr überschätzt worden sind. Selbst der ausgezeichnete Physiologe Flourens glaubte noch, in der Schleimschicht der verschiedenen Rassen solche Differenzen in der Struktur gefunden zu haben, welche die Annahme von drei ursprünglich verschiedenen Spezies, der weissen, rothen und schwarzen, zu rechtfertigen im Stande wären. Die mikroscopischen Untersuchungen haben jedoch aufs klarste bewiesen, dass die Struktur der Haut bei allen Rassen vollständig dieselbe sei, und dass die verschiedene Färbung der dunklen Stämme von dem Pigmente in den Zellen der Schleimhaut abhänge. „Bei dem Neger und den übrigen farbigen Menschenstämmen, sagt Kölliker,[2]) sind die innersten Zellen der Schleimschicht dunkelbraun oder schwarzbraun gefärbt und bilden einen gegen die helle Lederhaut scharf abstechenden Saum. Dann kommen hellere, jedoch noch immer braune Zellen; endlich folgen an der Grenze gegen die Hornschicht braungelbe oder gelbe, oft ziemlich blasse, mehr durchscheinende Lagen. Alle diese Zellen sind mit Ausnahme der Membranen durch und durch gefärbt und zwar vor allem die um den Kern gelegenen Theile. Auch die Hornschicht des Negers hat einen Stich ins Gelbliche oder Bräunliche. In der gelblich gefärbten Haut eines Malaienkopfes der anatomischen Sammlung in Würzburg finde ich dasselbe, was das dunkelgefärbte Skrotum eines Europäers darbietet. Demzufolge unterscheidet sich die Oberhaut der gefärbten Rassen in nichts Wesentlichem von derjenigen der gefärbten Stellen der Weissen und stimmt selbst mit der Haut einzelner Stellen, z. B. Warzenhof, fast ganz überein.“

Die Farbe der Haut ist also abhängig von der verschiedenen Färbung der Zellen in der Schleimschicht. Da diese Zellen bei dem Europäer farblos sind oder doch nur ein Minimum

[1]) Vogt, physiologische Briefe. S. 144.

[2]) Kölliker, mikroskopische Anatomie. II. 52.

von Farbstoff enthalten, so schimmert das Blutroth der gefässreichen Lederhaut durch und bewirkt so die rothe Farbe, welche am intensivsten da hervortritt, wo die Oberhautschicht am dünnsten ist, wie an den Wangen und Lippen. Das gefärbte Pigment oder der Farbstoff tritt erst bei den gelben Nationen in bemerkbarer Weise auf, wird dunkler bei den braunen, ganz schwarz bei den Negern, wesshalb das Blutroth der Lederhaut nicht durchschimmern kann. Aus diesem Grunde ist auch das Erröthen bei den farbigen Menschen weniger sichtbar, fehlt jedoch nirgends ganz, wie früher oft, namentlich auch von Humboldt, behauptet worden ist. [1])

Aus dem Angeführten ist von selbst klar, dass die Hautfarbe als ein specifisches Unterscheidungsmerkmal der verschiedenen Rassen nicht angesehen werden könne. Denn es handelt sich hier nur um ein Mehr oder Weniger der Pigmentabsonderung, nicht aber um ein entweder — oder, was doch nothwendig der Fall sein müsste, wenn die Farbe ein spezifisches, ein Art begründendes Merkmal wäre. Das Pigment ist bei allen Rassen vorhanden, und wenn einzelne Individuen der kaukasischen Rasse einen dunklern Teint haben, so wird er eben durch das Pigment bewirkt, wie die gänzliche Abwesenheit desselben den Albinismus erzeugt, der immer mit krankhafter Schwäche der Augen verbunden ist und unter den Negern vielleicht häufiger vorkommt als bei den Europäern. Man findet sogar Neger mit gefleckter Haut, wie es auch in Amerika Gegenden geben soll, wo, wie Bachman berichtet, blaugefleckte Menschen keine Seltenheit sind. [2]) Nach Kögel werden auf Java oft Kinder geboren, welche grosse weisse Flecken am Körper oder ganze Glieder mit weisser Haut haben,

[1]) Heussinger, Grundriss der Anthropologie. S. 100. — Waitz, Anthropologie. I. 149.

[2]) R. Poinsett saw in the Capital of Mexico a regiment to the number of six hundred men, called „los Pintados“, who were all spotted with blue spots in some parts of the body. These people are found along the pacific coast just North of Acapulco. These persons were all in good health and propagated these varieties from generation to generation. Bachman, the doctrine of the unity. pg. 182.

während der übrige Theil ihres Körpers braun gefärbt ist.[1]) Bei allen Rassen zeigen sich ferner die mannigfachsten Abstufungen und Uebergänge vom Helleren zum Dunklern, so dass schon aus diesem Grunde die Hautfarbe als ein untergeordnetes, weil vages und wandelbares Merkmal bei der Unterscheidung der Rassen erscheint. So finden wir selbst bei kaukasischen Stämmen, deren gemeinsame Abstammung schon durch die Sprache ausser Zweifel steht, alle Farbenschattirungen vom Weiss der germanisch-celtischen Nationen bis zum Braun der indischen Braminen, ja sogar zum Schwarz der Abyssinier. Nach der Versicherung der Reisenden haben die Bewohner der arabischen Hochlande eine lichte Complexion, und blaue Augen und rothe Haare sind bei ihnen keine seltene Erscheinung. Die Araber bei Muskat dagegen haben eine schwachgelbe, die bei Mekka eine gelblich-braune Farbe, während die in den Niederungen des Nil bereits tiefschwarz sind.[2]) Ebenso sind die Araber in der Sahara schwarz oder doch von ungleich dunklerer Färbung als ihre Brüder in Asien. Während die Tuaregs in der Wüste schwarz sind, haben die Berberstämme des Hochlands, zu denen die ersteren als Zweig gehören, eine braune oder bräunliche Färbung. Insbesondere zeigen die Hindu nach Hebers[3]) Versicherung eine auffallende Verschiedenheit in der Farbe. Die Maratten im indischen Tiefland sind im Allgemeinen schwarz, ebenso die Malabaren, in höher gelegenen Gegenden zeigen sie eine viel hellere Färbung. Die Juden, die ihr Blut überall von fremder Beimischung rein zu erhalten suchten, durchlaufen alle Nüancen bis zum Negerschwarz. In der Barabinsky-Steppe westlich von Tomsk haben sie helle Haut und lichtfarbiges Haar, was in Deutschland und England schon seltener ist, und zeigen abgestuft dunklere Farben in Spanien, Portugal, Syrien, Ostindien, Congo.[4])

[1]) Ausland. 1863. S. 41.

[2]) Carpenter, varieties of Mankind.

[3]) Of the crowd, by whom we were sourounded, some were black as Negroes, others merely copper-coloured and others little darker than the Tunesians. Kennedy, history of man II. 84.

[4]) Waitz, Anthropologie. I. S. 52. Owen sagt in Bezug auf die Juden: For 1800 years that race has been dispersed in different latitu-

Wie bei den Kaukasiern, so ist auch bei den Mongolen das Pigment in verschiedenen Abstufungen vorhanden. Die Weiber und Kinder der Mongolen sind auffallend weiss, so dass Klaproth und Pallas der Meinung sind, die mongolische Farbe sei nur eine Folge der Lebensweise der Männer. Während manche Chinesen fast ganz schwarz sind,[1]) haben andere eine fast ganz weisse Farbe, und Thunberg versichert ausdrücklich, dass die Frauen von Stande, welche selten an die freie Luft gehen, eine europäisch-weisse Hautfarbe hätten.[2]) Aehnliches finden wir bei den indianischen Stämmen Amerikas, von denen ein ausgezeichneter Forscher[3]) sagt, dass es gar keine Abstufung der menschlichen Hautfarbe gebe, die bei ihnen nicht vorkomme. Die Charruas sind beinahe schwarz, noch schwärzer sind die Californier, während die Indianer in den Wäldern von Paraguai eine europäisch-weisse Haut haben[4]) und unter den Pechuanches Individuen vorkommen, welche ganz die Farbe eines deutschen Landmanns besitzen.[5]) Selbst die hässlichen Botokuden sind auffallend weiss mit röthlichen Wangen, fast wie Europäer.[6]) Die Bezeichnung „rothe Men-

tes and climates, and they have preserved themselves distinct from intermixture with other races of mankind. There are some Jews still lingering in the valleys of the Jordan, having been oppressed by the successive conquerors of Syria for ages, a low race of people, and described by trustworthy travellers as being as black as any of the Ethiopian races. Others of the Jewish people, participating in European civilisation, and dwelling among the northern nations, show instances of the light complexion, the blue eyes and light hair of the Scandinavian families. The condition of the Hebrews, since their dispersion, has not been such as admit of much admixture by the proselytism of household slaves. We are thus led to account for the differences in colour by the influence of climate, without having to refer them to original or specific distinction. Transactions of the ethnological Society. 1861. I. 223.

[1]) Bachman, the doctrine of unity.

[2]) Kennedy history of Man.

[3]) Gobineau, Essai sur l'inégalité des races humaines IV. p. 243.

[4]) Dobrizhofer, Geschichte der Abiponer. II. 18.

[5]) Pöppig, Reise. I. 463.

[6]) Perty, anthrop. Vorträge. S. 76.

schen" ist keineswegs charakteristisch für die Indianer. Allerdings gibt es Stämme mit rother Farbe, die Mehrzahl ist aber braun, einige sind gelb, andere weiss oder schwarz.[1]) So sehr nun die Indianer in ihrer Färbung von einander abweichen, so müssen sie doch sämmtlich zu einer und derselben Rasse gezählt werden.

Die Farbe der Malaien ist nach Crawfurd[2]) im Ganzen braun, wechselt jedoch bei den verschiedenen Stämmen sehr bedeutend. Die hellsten sind im Allgemeinen gegen Westen, doch einige von ihnen, wie die Battiks auf Sumatra gerade unter dem Aequator. Dagegen gehören die Javanesen, welche eine sehr verfeinerte Lebensweise führen, zu den dunkelsten Bewohnern des Archipels, die Dajaks auf Borneo aber zu den hellsten. Bei den Cingalesen variirt die Farbe vom Lichtbraunen zum Schwarzen.[3]) Die Bewohner von Tahiti und den Marquesasinseln haben eine hell-olivenfarbene oder brünette Complexion, wie sie bei den südlichen Völkern Europa's gewöhnlich ist. Die Sandwichsinsulaner sind dagegen etwas dunkler.

Auf der andern Seite ist die eigentlich schwarze Farbe auf einen verhältnissmässig kleinen Raum beschränkt.[4]) „Die

[1]) Transactions of the ethnological society of London. 1861. p. 69. Die gewöhnliche Farbe der Amerikaner ist nicht die rothe, sondern die braune, welche theils soviel Weiss aufnimmt, dass sie mit der der Südeuropäer übereinkömmt, theils sich so mit Gelb vermischt, dass dadurch eine Kalmükenfarbe entsteht, theils Roth sich zusetzt, wodurch mitunter eine Kupferfarbe entsteht, theils mit soviel Schwarz sich sättiget, dass eine Annäherung an die Negerfarbe entsteht. Perty, anthrop. Vorträge. S. 76.

[2]) Crawfurd, History of the Indian Archipelago. I. p. 19.

[3]) Davy, Account of the Interior of Ceylon. — Transactions of ethnolog. S. 1861. p. 67.

[4]) Without going so far as to maintain, that a dark complexion is the exception rather than the rule in Africa, it may safely be said, that the hue of the Arab, the Indian and the Australian is the prevalent colour. Latham, the varieties of man p. 471. — The Negroes inhabit, comparatively speaking, a small area. J believe, that what is called the typical Negro — the black-skinned, woolyheaded Negro — is distinguished

tiefe Sammetschwärze sagt, Pruner, ist ausserordentlich selten; gewöhnlich finden sich Abstufungen von Braun, die mitunter sehr schöne Farbentöne erzeugen können, oder von Grau, welche stets ein hässliches Leichenansehen geben.“ Bei einigen Stämmen gleicht die Farbe an den lichteren Körperstellen dem rohen Kupfer, manchmal sogar dem Messing, bei andern ist sie mehr roth und erinnert an florentinische Bronce.[1]) Die Haut der Kaffern ist sehr schwarz, aber glänzend; sie spielt in grüne und blaue Reflexe hinüber, wie wir sie bei antiken Broncen finden. Bei den rohen Völkern Centralafrikas hat sie eine schwarze, matte, russige Färbung, ist auch bei vielen Stämmen, wie wir durch Barth wissen, kupferfarbig. Manche Negerstämme z. B. die am rothen Meer, machen alle Farbenstufen vom tiefsten Schwarz bis zum Braun der lichteren Araber durch. Von Aegypten gegen Sudan geht die Farbe aus dem hellen Rothbraun in das Pechschwarze über, aber so allmälig, dass man, wie v. Beurmann versichert, die Unterschiede gar nicht wahrnehmen kann.[2]) Unter den Kafferstämmen finden sich manche Individuen mit hellbrauner Gesichtsfarbe und röthlichen Haaren, obwohl sie zu demselben Stamme wie die Neger der Guineaküste gehören; an der Gold- und Sklavenküste sind Stämme mit bedeutend hellerer Färbung als die gewöhnlichen Neger; die Hottentotten, die Mongolen

on account of the moist and deleterious climate. Winwood Reade in Journal of anthropological Society. II. 1864. p. XXI.

[1]) Escairac, die afrikanische Wüste. S. 185.

[2]) A fact which we observed, is perhaps not yet known, namely, that between the albino proper and those in whom there is a normal development of pigmentum, there are individuals possessing more or less color, so that if a series were formed embracing both extremes, the difference between any consecutive two would be hardly perceptible. The first digressions are characterized by a reddish tinge of hair, and complexion in harmony, but difficult to describe. These characteristics are observed still more prominent in other individuals, and thus on, till some are found with complexions as light as mulatoes, although not otherwise like them. From these the deviation still continues, till at length the perfect albino is found. R. Campbell, a pilgrimage to my motherland. London 1861. p. 46.

Afrika's, haben eine starke Beimischung von Gelb, während die Fellahs in Centralafrika eine ganze Skala von Farbenunterschieden darbieten. Nach Brehm sind die Nubier im Thale pechschwarz, die auf den Bergen dagegen rothbraun.

Die voranstehenden Angaben mögen genügen, um zu zeigen, dass das färbende Element bei allen Rassen in verschiedenen Abstufungen vorhanden sei, dass mithin die Hautfarbe um so weniger als spezifisches Merkmal betrachtet werden könne, als die verschiedenen Farbenschattirungen so unvermerkt in einander übergehen, dass eine Grenzlinie anzugeben gar nicht möglich ist. Es findet allerdings ein grosser Unterschied statt zwischen einem pechschwarzen Neger und einem weissen Europäer; allein diese beiden Extreme sind durch zahllose, kaum bemerkbare Abstufungen so enge mit einander verbunden, dass, wenn wir die allmäligen Uebergänge im Auge behalten, der Anfangs so grell in die Augen springende Unterschied völlig verschwindet. Wollte man die Farbe als spezifisches Merkmal betrachten, dann müsste man auch zugeben, dass entweder Stämme, welche in allen übrigen Beziehungen streng von einander geschieden sind, zusammen gehören, oder dass solche, welche dieselbe Sprache reden, dieselben Sitten und Ueberlieferungen haben und durch ihre gesammte Körperbildung ihre nahe Verwandtschaft beweisen, verschiedene Arten bilden und demgemäss auch von Urpaaren abstammen, die in gar keiner Beziehung zu einander standen, dann müsste man für Amerika nicht einen sondern wenigstens fünf Ausgangspunkte annehmen, ja man müsste zuletzt für jede einzelne Insel ein besonderes Stammpaar, in manchen Fällen sogar mehrere voraussetzen. [1]) Schwarz ist auch der Abyssinier, und doch gehört er dem Schädelbau nach der kaukasischen Rasse an; das gleiche findet statt bei den Arabern und Türken in Nubien. [2])

[1]) Worauf beruhen die Verschiedenheiten des menschlichen Körperbaues? in Natur u. Offenbarung. Bd. 8 u. 9.

[2]) We have seen, that the Arab, living in the country of the negro, becomes of negro blackness; that the negro, dwelling on the banks of the Nile, presents the dark red tinge of the ancient Egyptian; that the Jew, transplanted into the northern regions of Europe, has the original swarthy complexion of his race replaced by

Es entsteht nun die Frage, welche Ursachen thätig sein müssen, um das Pigment, welches der Anlage nach überall vorhanden ist, zur wirklichen mehr oder minder dunkeln Farbe zu entwickeln. Da eine genaue und ins Einzelne eingehende Beantwortung dieser Frage zu weit führen würde, so mögen hier unter Verweisung auf Mutke's[1]) lehrreiche Abhandlung über diesen Gegenstand nur einige allgemeine Bemerkungen Platz finden. Wenn wir bedenken, dass die Hautfarbe von Norden nach Süden dunkler wird, und dass die schwarzen Nationen nur in heissen Gegenden ihre Heimat haben, so scheint dies deutlich darauf hinzuweisen, dass die Hautfarbe, wenn nicht ganz so doch vorzugsweise als Produkt der klimatischen Verhältnisse betrachtet werden müsse.[2]) Auch die Analogie führt uns zu demselben Ergebniss. Thiere und Pflanzen sind in heissen Klimaten dunkler gefärbt oder prangen in herrlichen Farben, während Weiss die vorherrschende Farbe der Polarthiere ist; Hasen, Wiesel etc. etc. sind im kalten Norden weiss; in Guinea und Malabar dagegen

a fair hair, and even a florid hue, whilst another offset of the same stock rivals in blackness the Hindoos among whom he dwells; that the Hindoo, when he migrates to the high lands of the Himalaya range, becomes, in process of time, as fair as Europeans, who have come thither from the far north; that the natives proved by the affinities of language to be the descendants of the great Arian stock, which has dispersed itself through every variety of climate, admit of every variety of colour; and that equal and similar varieties of colour abound among the membres ot other groups of nations, as among the American and Polynesian, whose geographical distribution and linguistic affinities afford a strong presumption of a common origin. We cannot conceive that any candid person can weigh this mass of evidence without coming to the conclusion, that the most extreme differences of complexion are unsafe indications of an original distinctness of race, and that these differences owe their origin far more to the prolonged influence of external physical conditions, than to any other assignable cause. Transactions of the ethnological Society 1861. I. 70.

[1]) Worauf beruhen die Verschiedenheiten des menschlichen Körperbaues? In Natur und Offenbarung. Bd. 8 u. 9.

[2]) v. Müller, des causes de la coloration de la peau et des différences dans les formes du crane au point de vue de l'unité du genre hum. Stuttgart 1853.

sind Hunde und Hühner schwarz. Im Sommer erhalten die Thiere ein dunkleres Kleid als im Winter; so ist das Schneehuhn im Winter weiss, im Sommer dagegen braun. Crawfurd [1]) und andere behaupten nun freilich, dass das Klima gar keinen Einfluss auf die Hautfarbe ausübe; wenn man indess bedenkt, dass sich bei manchen Individuen und ganzen Stämmen mit Sicherheit nachweisen lässt, dass die Einwirkungen des Klima oft schon in kurzer Zeit eine völlige Umänderung der Hautfarbe hervorgebracht haben, so wird man jener Behauptung keinen grösseren Werth beimessen dürfen, als seinem Ausspruch, dass zwischen der Hautfarbe des afrikanischen Schwarzen und jener des weissen Europäers, zwischen einem Hindu und einem Chinesen, einem Australier und einem nordamerikanischen Indianer ein ebenso grosser Unterschied sei, wie zwischen Wolf, Schakal und Fuchs. Pruner [2]) berichtet aus eigener Beobachtung, dass der in Aegypten sich akklimatisirende Europäer schon nach kurzer Zeit eine schmutzigbräunliche Farbe erhalte, in Abyssinien eine eigenthümliche Broncefärbung annehme, fahl an der Küste von Arabien, kachektisch-weiss in Syrien, halbbraun in der Wüste Arabiens, und lebhaft-roth auf den syrischen Gebirgen werde, während das Haar nicht blos seine Farbe zum Dunkleren verändere, sondern auch eine weichere Textur erhalte, sich verdünne und zum Krauswerden sich neige. Langsdorf [3]) fand auf den Marquesasinseln Europäer, die in einigen Jahren so dunkelfarbig wie die Eingeborenen wurden. Auch Barth wurde nach und nach rothbraun wie die Neger aus dem Konggebirg. Nach Ritters Versicherung werden in dem ausgedörrten Thalkessel von Mekka alle Bewohner, von woher sie auch immer kommen mögen, in der dritten Generation krankhaft-gelb. Die Nachkommen der portugiesischen Ansiedler in den Tropen sind in drei Jahrhunderten fast völlig schwarz geworden, so namentlich auf den kapverdischen Inseln, [4]) auf der Küste von Guinea

[1]) Globus. III. 92.

[2]) Krankheiten des Orients. 1847,

[3]) Bemerkungen auf einer Reise um die Welt. S. 77.

[4]) Forster, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt. S. 29.

und in Batavia, wo sie nach Gillan[1]) sogar noch schwärzer sind als die Eingebornen. Man hat diesen Umstand vielfach einer Vermischung mit ihren schwarzen Sklaven zugeschrieben, was aber, wenn auch Heber nicht ausdrücklich das Gegentheil versicherte, schon aus dem Grunde nicht der Fall sein kann, weil ihre Gesichtszüge den kaukasischen Typus vollständig bewahrt haben. Diese Thatsachen, denen noch viele andere beigefügt werden könnten, beweisen unwiderleglich, dass das Klima einen mächtigen Einfluss auf die Farbe der Haut ausübe, und wenn wir auch noch nicht alle Einflüsse kennen, welche sie modifiziren, so lässt sich doch nicht verkennen, dass die klimatischen Verhältnisse in der engsten Beziehung zur Hautfarbe stehen.[2])

Diese Annahme wird auch durch den Einwurf nicht entkräftet, dass Neger und andere dunkelfarbige Völker, die längere Zeit in gemässigten Klimaten gelebt haben, ihre charakteristische Hautfarbe nicht verloren hätten, oder wie Vogt sagt, dass noch kein Neger zu einem Weissen sich umgeändert habe. Denn es gibt im Grunde noch gar kein Beispiel, dass ein Negerstamm auch nur drei oder vier Generationen hindurch in einem gemässigten Klima geblieben wäre, ohne sich mit den Weissen oder andern Schwarzen vermischt zu haben. Und doch müsste, wenn der Einwurf eine Bedeutung haben sollte, zuerst nachgewiesen werden, dass bei einer Gruppe von Negern, die mehrere Generationen hindurch nur unter sich Verbindungen geschlossen haben, keine Aenderung der Farbe erfolgt sei, obwohl die Bedingungen, unter denen sie lebten, eine solche hätten bewirken können. Wenn man auch keine Seife erfunden hat, welche geeignet wäre, einen

[1]) Gillan, Account of the inhabitants of Batavia.

[2]) Schon die Alten haben diesen Zusammenhang erkannt. Aethiopas vicini sideris vapore torreri adustisque gigni, barba et capillo vibrato, non est dubium. Plin. Hist. nat. II. 80.

Οἷς ἀγχιτέρμων ἥλιος διφρηλατῶν
σκοτεινὸν ἄνθος ἐξέχρωσε λιγνύος
εἰς σώματ᾽ ἀνδρῶν, καὶ συνέστρεψεν κόμας
μορφαῖς ἀναυξήτοισι συντήξας πυρός.

Theodectes apud Strabon. XV, 1.

Mohren weiss zu waschen, so haben doch viele Forscher[1]) nach den genauesten Beobachtungen es als eine Thatsache bezeichnet, dass die nach Amerika geschleppten Neger nach zwei oder drei Generationen sich merklich ändern: die Haare werden länger und schlichter, die Haut heller zumal bei jenen, welche gegen die äussern klimatischen Einflüsse geschützt sind. In einzelnen Fällen ist sogar eine ziemlich vollständige Bleichung der Haut eingetreten. Caldani[2]) erwähnt einen schwarzen Schuhmacher, der in früher Jugend nach Venedig gebracht wurde und am Ende nicht dunkler war als ein Europäer, mit einer leichten Gelbsucht behaftet. Nach Lücken[3]) lebt zu Groningen in Holland ein Neger, der eben nur noch gebräunt ist, obwohl er früher ganz schwarz gewesen. Eine Negerin von Zanzibar legte zu Kairo durch Abschuppung der Oberhaut in zwei Jahren ihre Negerfarbe ab und wurde weiss.[4]) Dr. Hutchison erzählt folgenden ebenso interessanten als wohlbeglaubigten Fall. Ein Negersclave in Kentucky, von schwarzen Eltern stammend und selbst vollständig schwarz, bekam in seinem dreizehnten Lebensjahre einen weissen Fleck in der Nähe des linken Auges, von welchem aus sich die weisse Farbe allmälig über das Gesicht und dann über die ganze Oberfläche des Körpers verbreitete. Diese Umwandlung der schwarzen Farbe in die weisse dauerte 10 Jahre, nach welcher Zeit der Neger ganz das gesunde Aussehen eines Europäers mit schönem Teint hatte.[5])

Uebrigens muss die Constanz der Farbe unter andern klimatischen Verhältnissen als ein Beweis der Harmonie, welche zwischen dem Klima und den demselben ursprünglich angehörenden Menschen besteht, angesehen werden, welche durch Einwanderung in andere Gegenden nur sehr allmälig aufgehoben werden kann. Denn die schwarze Farbe ist nicht blos

[1]) Unter andern Bachman, Dwight, d'Orbigny, Lyell, Hancok, Ward, Williamson etc. etc.

[2]) Caldani, institutiones physiolog. Venetiae. p. 158.

[3]) Lücken, Einheit des Menschengeschlechtes. S. 17.

[4]) Ausland 1847. S. 596.

[5]) Transactions of ethnolog. S. 1861. p. 61.

ein verbranntes Weiss analog der dunklen Farbe, welche bei uns durch unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die unbedeckten Theile des Körpers hervorgebracht wird, sondern sie hat einen viel tiefern Grund und beruht auf innern Vorgängen, bei denen zuletzt der ganze Organismus betheiliget ist. Wie es keinem Zweifel unterliegt, dass verschiedene Klimate auch eine verschiedene Constitution erfordern, so ist es auch gewiss, dass die biegsame Natur des Menschen befähigt sei, solche Modifikationen in seiner Organisation hervorzubringen, welche ihn mit der äussern Natur ins Gleichgewicht setzen und so seine Gesundheit auch unter veränderten Verhältnissen sicher stellen. Daraus erklären sich die Akklimatisationskrankheiten, die um so heftiger auftreten, je schroffer und unvermittelter der Wechsel gewesen. In den heissen Tropengegenden ist die Luft sauerstoffarm und daher nicht hinreichend, den Kohlenstoff des Blutes in gehöriger Menge durch die Lunge auszuscheiden, wesshalb auch die Gefässe einen grösseren Antheil davon führen, der, wenn das Gleichgewicht im Organismus nicht gestört werden soll, durch vermehrte Thätigkeit der übrigen Organe fortgeschafft werden muss. Die heisse und eben desshalb an Sauerstoff arme Luft bewirkt also eine Veränderung der organisch-chemischen Processe, die Verbrennung des Kohlenstoffes geht nur unvollkommen vor sich, wesshalb er auf dem gewöhnlichen Wege nicht vollständig entfernt werden kann. Denn während in kälteren Gegenden, wie Heussinger[1]) sagt, der Brennstoff mehr in

[1]) Heussinger, Grundzüge der Physiologie 1831. Berthold, (Lehrbuch der Physiologie. II. 325) hat wesentlich dieselbe Ansicht ausgesprochen. Pruner (Naturgeschichte und Anthropologie Aegyptens) sagt: Während der Neger in Aegypten unter einem für ihn kälteren Himmel und einer folglich an Sauerstoff reicheren Luft seine Lungen zu erweitern und die Funktion seiner Hautgefässe, sowie den Leberkreislauf zu beschränken hat, geschieht bei dem Nordländer das Entgegengesetzte. Das frische Colorit, die Muskelkräfte, die geistigen Thätigkeiten fangen längstens schon im zweiten Sommer an zu sinken. Die überthätige Leber und der Einfluss der Sonnenstrahlen ändern die Gesichtsfarbe in das schmutzig Bräunliche; die Haut erschlafft durch übermässige Ausscheidung, die Abmagerung schreitet fort und eine gewaltige geistige Aufregung, be-

kompurirter Form durch Lungen und Nieren ausgeschieden wird, muss er in heissen Ländern mehr in kombustibler Form als Gallenstoff und Pigment durch Leber und Haut entfernt werden. Die verminderte Thätigkeit der Lunge hat also eine erhöhte Thätigkeit der Haut zur Folge, und letztere muss Stoffe aus dem Organismus entfernen, welche sonst durch die Lunge ausgeschieden werden. Die unmittelbare Einwirkung der Wärme und des Lichtes auf diese Ausdünstungsstoffe bewirkt aber eine chemische Zersetzung derselben, noch ehe sie durch das Oberhäutchen gedrungen sind, wobei ein Theil des Kohlenstoffes sich niederschlägt und den Pigmentzellen eine mehr oder minder dunkle Färbung verleiht. Daraus erklärt sich auch, dass die Negerkinder weiss oder doch nahezu weiss geboren werden und die schwarze Farbe erst allmälig erhalten, wenn der Organismus die Respiration und Ausscheidung selbstständig vollzieht, und dass dieses Schwarzwerden in der heissen Jahreszeit schneller vor sich geht, als in einer kälteren.[1])

Hieher gehören auch jene Fälle, in denen Europäer eine mehr oder minder schwarze Hautfarbe erhalten haben. So erwähnt Strack[2]) einen Mann, der nach einem intermittirenden Fieber schwarz wurde wie ein Afrikaner. Aehnliche Erscheinungen hat auch Blumenbach mehrfach beobachtet.[3]) Vorzüglich bei Frauen hat man ein solches Schwarzwerden der Haut vielfach wahrgenommen. Beim weiblichen Geschlechte, das bekanntlich weniger energisch athmet als das männliche,

sonders in den Sommermonaten, macht im Laufe der Zeit einer gewissen Trägheit und Apathie Platz. Während dieser Umbildung erscheinen oft die gefährlichen endemischen Krankheiten als Probirstein für eine weitere Lebensfähigkeit

[1]) Die Negerkinder haben bei ihrer Geburt eine nur wenig vom Europäer verschiedene röthliche Farbe, werden aber in etwa acht Tagen schwarz. Camper sah in Amsterdam eine Negerin ein Kind gebären, das ganz weiss war mit Ausnahme eines röthlichen Ringes um den Nabel, von wo aus es dann schwarz wurde. In den nördlichen Theilen der Negerländer entwickelt sich nach Pruner die schwarze Farbe vollständig erst gegen das dritte Jahr.

[2]) Bei Kennedy, nat. history of Man II. 77.

[3]) De generis hum. varietate pag. 156.

muss der nicht verbrannte Kohlenstoff durch die periodischen Ausscheidungen entfernt werden. Kann dies in Folge von Krankheit oder während der Schwangerschaft nicht geschehen, so bilden sich oft dunkle Hautstellen, schwarze Ringe um die Brustwarzen, oder es erhält der Unterleib und wohl auch die ganze Körperoberfläche eine mehr oder minder schwarze Farbe in ganz ähnlicher Weise wie es beim Neger der Fall ist.[1]) So hat Lecat[2]) eine schwangere Frau beobachtet, deren Haut im Gesichte sehr schön schwarz wurde; zwei Tage nach der Entbindung verschwand die schwarze Farbe wieder. „Eine ähnliche Metamorphose, sagt Bomare,[3]) hat sich jährlich erneuert an der Person einer Dame, die einen schönen Teint und eine sehr weisse Haut hatte. Von der Empfängniss an begann sie sich zu bräunen und gegen das Ende ihrer Schwangerschaft wurde sie eine wahre Negerin. Nach der Niederkunft verschwand die schwarze Farbe allmälig wieder.“ Nach Virchow wurde ein Mädchen, bei dem durch Krankheit die periodischen Ausscheidungen aufhörten, ganz dunkelfarbig; was sich nach ihrer Heilung wieder verlor. Diese und ähnliche Fälle sind nun allerdings pathologischer Natur; sie beweisen aber dennoch, dass der Kohlenstoff, wenn er nicht auf die gewöhnliche Weise, sondern durch die Haut ausgeschieden wird, eine dunkle Färbung derselben veranlasst.

Durch die vermehrte Sekretionsthätigkeit der Haut hat die Natur den schwarzen Menschen auch noch in einer anderen Weise dem heissen Klima angepasst. Wie ein schwarzer Flor unmittelbar über die Haut gespannt dieselbe auch bei heftiger Sonnenhitze angenehm kühl erhält, so ist auch die Haut des Negers stets kühl anzufühlen, indem die schwarze Farbe Wärme und Sonnenstrahlen verschluckt[4]) und verhindert, dass eine

[1]) Natur und Offenbarung. VIII. 533.

[2]) Bei Eble, Lehre von den Haaren. II. 139.

[3]) Wagner, Geschichte der Urwelt. II. 254. Vrgl. Camper, kleine Schriften. I. 471. — Sömmering, über die körperliche Verschiedenheit des Negers. S. 48.

[4]) Darüber, dass die schwarze Hautfarbe die Sonnenstrahlen verschlucke, hat Graf Rumford Versuche angestellt. Voigts Magazin VIII. 223.

Brechung der letzteren die Haut wie beim weissen Menschen entzünde und Sonnenbrandblasen verursache. Wenn man den nackten Handrücken, sagt Home,[1]) den brennenden Sonnenstrahlen bei 84—90° Fahrenheit aussetzt, wird der Weisse bald einen lebhaften Schmerz empfinden und Sonnenbrandblasen bekommen, während der Neger einen solchen Einfluss selbst bei 100° nicht empfindet.

Eines von Burmeister gemachten Einwurfes muss hier noch gedacht werden, nicht als hätte er ein besonderes Gewicht, sondern nur desshalb, weil er, obwohl schon längst mit schlagenden Gründen von Wagner, Altum und andern widerlegt, noch immer wiederholt wird. „Sollten alle Nationen, sagt Burmeister, von einem Paare abstammen, so müssten sämmtliche Färbennüancen aus einem Grundton sich herleiten lassen, was nach meiner Meinung unmöglich ist. Wäre auch wirklich das Schwarz des Negers ein verbranntes Weiss vom Europäer und läge das Gelbe des Mongolen in der Mitte, so würde doch die kupferrothe Farbe des Amerikaners nicht in diese Skala passen. Man müsste beweisen, warum in Amerika alle Nationen von der Baffinsbay bis zum Feuerlande dieselbe rothbraune Farbe annehmen, während auf der östlichen Halbkugel bald weisse, bald braune, bald schwarze Nationen oft dicht neben einander wohnen.“ Burmeister sucht dieses Raisonnement durch den Satz zu stützen, dass, wenn Säugethiere in der Farbe variiren, sie nur solche Farbentöne hervorbringen, welche schon in der Mischung ihres ursprünglichen Farbenkleides liegen. Wäre dieser Satz auch ganz richtig, was indess A. Wagner bestreitet, so wäre damit der Beweis noch keineswegs geliefert, dass die Farbe der Amerikaner nicht in die Farbenskala passe. Denn abgesehen davon, dass die vorherrschende Farbe bei den Indianern nicht kupferroth, sondern zimmtbraun ist, und dass bei ihnen alle Farbenstufen bis zum Schwarz vorkommen, so liegt eine Unrichtigkeit schon darin, dass von der Haarfarbe der Thiere auf die Hautfarbe der Menschen geschlossen wird. Sollte der Schluss ganz zutreffen, so müsste man von der Farbe der Haare bei den

[1]) Home, sketches of the history of Men.

Thieren auf die Haarfarbe der Menschen schliessen. Hier finden wir aber bei derselben Rasse alle Farben vom Schwarz zum Braun, Roth und Blond, ja selbst zum Weiss der Albinos. Das Roth der Haare ist vorhanden, ob es in die Skala passt oder nicht. Wenn man aber auch den Schluss von der Haarfarbe der Thiere auf die Hautfarbe der Menschen gelten lassen will, so ändert das nichts an der Sache, da ja auch bei den farbigen Rassen keine andern Farben vorkommen, als solche, welche sich auch bei den Europäern an einzelnen Stellen zeigen. Denn auch der Körper des Kaukasiers zeigt, wie Perty[1]) bemerkt, eine Stufenfolge aller bei den verschiedenen Rassen vorkommenden Farben. Man findet Röthlichweiss in der Haut, Roth in Lippen und Wangen, Braun in den Brustwarzen, Schwarz im Augenpigment und in den Haaren. Dieselbe Stufenreihe findet sich in der Haut, wenn wir von dem Kaukasier zum Mongolen, Amerikaner, Malaien und Neger übergehen. Da überdies die Farben nirgends scharf abgegrenzt sind, sondern allmälig in einander überfliessen, so ist man schon aus diesem Grunde nicht berechtiget, einen Grundton für sie vorauszusetzen. Der ganze Einwurf widerlegt sich übrigens schon durch die Thatsache, dass einzelne Europäer in Amerika eine den Indianern ganz gleiche Farbe angenommen haben. So berichtet Adair[2]) als Augenzeuge von einem Weissen aus Pennsylvanien, dass er nach einem vierjährigen Aufenthalte in den Wäldern eine vollständige Indianerfarbe erhalten habe, während nach Stanhope Smith[3]) die Abkömmlinge der Spanier in Südamerika die Kupferfarbe schon wirklich angenommen haben. Auch manche afrikanischen Stämme haben eine schwarze Farbe, welche ein eigenthümliches Kupferroth durchscheinen lässt.

[1]) Perty, anthropologische Vorträge. S. 74.

[2]) Adair, history of the American Indians. p. 3.

[3]) St. Smith, Versuch über die Ursachen der ungleichen Farbe und Gestalt. 1790. S. 27.

Da, wie oben erwähnt, die Haut des Negers auch Stoffe absondert, welche sonst durch Lunge und Nieren ausgeschieden werden, so ist auch der Geruch der Ausdünstung bei ihnen ein eigenthümlicher, welcher die Umgebung farbiger Menschen für die Nase meist sehr unangenehm macht, wesshalb auch die Nordamerikaner die Neger von ihren Gesellschaften ferne halten und es sogar vermeiden, mit ihnen in einem und demselben Wagen zu fahren oder an einem Tische zu sitzen. Der liebe Gott, sagt ein Negerlied, kennt seinen Neger am Geruch.[1]) Dieser scharfen Ausdünstung ist es auch zuzuschreiben, dass die wilden Thiere weit eher die Schwarzen als die Weissen angreifen; sie wittern jene aus weiterer Ferne, während bei letzteren der Geruch auch desshalb schon schwächer ist, weil sie Kleider tragen.[2]) Dieser unangenehme Geruch fehlt indess bei einigen Individuen gänzlich oder ist doch nur in sehr geringem Grade vorhanden, während er sich bei andern schon aus weiter Ferne kund gibt.[3]) Bei den Negern am Senegal, in Angola und Sierra Leone soll er am stärksten sein und nach Foissac dem üblen Geruch, den das schwarze Gefieder der Vögel und das schwarze Haar der Hunde in Guinea besitzt, entsprechen.[4]) Auch die Milch der dunkelgefärbten Ziegen soll den eigenthümlichen Bocksgeruch und Geschmack in viel höherem Grade besitzen, als die der weissen,[5]) wie auch die ägyptischen Hunde und unter den Pferden die Rothschimmel eine ganz eigenthümliche Ausdünstung haben sollen. Man hat diesen Geruch der Neger vielfach als eine spezifische Eigenthümlichkeit derselben angesehen[6]) und behauptet, dass er ebenso zur Art gehöre, wie der Bisamgeruch zum Moschusthiere.[7]) Dagegen ist nun zu bemerken, dass im Grunde nicht nur jedes Volk einen besondern Geruch habe, sondern sogar jeder ein-

[1]) The Lord, he loves the Nigger well,
He knows his Nigger by the smell

[2]) Escairac, die Wüste S. 186.

[3]) Burmeister, Reise nach Brasilien. S. 89.

[4]) Waitz, Anthropologie. I. 115.

[5]) Moleschott, Physiologie der Nahrungsmittel. S. 435.

[6]) Metzger Physiologie. §. 14.

[7]) Vogt, Vorlesungen. I. 157.

zelne Mensch eine eigenthümliche Ausdünstungs-Atmosphäre um sich her verbreite und dadurch eine sich gleichbleibende Geruchsempfindung bei andern errege. Das beweisen nicht blos die Hunde, die daran ihren Herrn erkennen und seine Spur weithin verfolgen, sondern auch der feine Geruch nervöser und kranker Personen. Man will bemerkt haben, dass der Brünette einen stärkeren Geruch habe als der Weisse, dass die Hautausdünstung der Bewohner selbst ganz naher Provinzen verschieden rieche, wenn sie sich auf verschiedene Art ernähren. Jedenfalls haben die Nahrungsmittel einen unverkennbaren Einfluss auf die Hautausdünstung, und ein Italiener oder Provençale, der viel Zwiebel, Knoblauch und Sellerie isst, verbreitet sicherlich einen ganz andern Geruch als ein Bewohner von Island und Norwegen, der hauptsächlich von Fischen und Thran lebt. Dass auch die Unreinlichkeit hiebei eine grosse Rolle spiele, braucht kaum bemerkt zu werden.

Dass die verschiedenen Völker einen eigenthümlichen mehr oder minder intensiven Ausdünstungsgeruch verbreiten, haben die Reisenden so vielfach bestätiget, dass ein Zweifel hierüber gar nicht bestehen kann. Schon Pausanias[1]) erzählt, dass unter den Phokäern die Ozolen wegen der Eigenthümlichkeit der Luft durchaus übelriechen. Nach Humboldt[2]) erkennen die Indianer den Weissen im Dunkeln blos an dem ihm eigenthümlichen Geruch. Von den Bulgaren behauptet man, dass sie wie die Neger einen keineswegs aromatischen Geruch um sich her verbreiten, so dass ein Reisender auf das ganze Volk Dantes Schilderung Geryons angewendet hat: „Sieh denjenigen, welcher die ganze Welt mit Gestank anfüllt.“[3]) In Russland soll, nach einer Bemerkung Perty's, ein Aufenthalt von wenigen Tagen den Kleidern einen eigenthümlichen, langhaftenden Geruch mittheilen.[4]) Von den Indianern Nordamerikas sagt W. Jameson, sie verbreiten einen so eigenthümlichen, wider-

[1]) Pausanias, Descriptio Graeciae, ed. Schubart et Walz. Lipsiae 1839. Lib. X. Cap. 38.

[2]) Humboldt, Neuspanien. I. 192.

[3]) Ausland 1869. S. 1250.

[4]) Perty, Ethnographie. S. 23.

lichen Geruch, dass man an einer Stelle, wo ein Indianerzelt gestanden, noch mehrere Stunden nach dem Abbruch desselben den Indianer in der Luft riechen könne.[1]) Auch die Karaiben haben einen starken, unangenehmen Geruch, mit dem nichts verglichen werden kann.[2]) Nach dem Berichte Cooks[3]) verbreiten die Feuerländer und alles, was sie haben, einen unerträglichen Thrangeruch. Von den Chinesen in Kjachta verbreitet jeder, wie Erman[4]) bemerkt, stets einen Knoblauchgeruch, der sich allen von ihnen berührten Gegenständen mittheilt. Von den Australiern berichtet Marcet,[5]) dass der Geruch ihrer Hautausdünstung ebenso widerwärtig sei wie der der Neger. Diese Angaben mögen genügen, um den Nachweis zu liefern, dass der eigenthümliche widrige Geruch der Neger, überhaupt der farbigen Menschen — der Geruch, den die Tuaregs ausdünsten, soll noch viel stärker sein als der der Neger — keineswegs als spezifisches Merkmal betrachtet werden könne, sondern dass er durch die klimatischen Verhältnisse und die dadurch veränderte Sekretionsthätigkeit der Haut, durch Nahrungsmittel wie durch die gesammte Lebensweise bedingt sei.

Haare und Bart.

In der nächsten Beziehung zur Hautfarbe steht das Haar. Denn in der Regel, jedoch nicht immer, stimmt die Farbe des Haares wie auch die der Regenbogenhaut mit der Complexion überein, ein Verhältniss, das schon die Alten gekannt zu

[1]) Jameson, Winter studies and Summer rambles in Cannada.

[2]) Blumenbach, de gen. hum. var. p. 136.

[3]) Cook, Voyage towards the Southpole p. 183.

[4]) Ermann, Reise um die Welt. II. 145.

[5]) Mémoires de la société de Géographie de Genève. 1861. tom. II. p. 23.

haben scheinen.[1]) Das Haar ist jedoch ausserordentlichen Variationen unterworfen, und die Unterschiede, die es darbietet, sind noch weniger durchgreifend und konstant als die der Hautfarbe, obwohl manche Schriftsteller, wie Bory, H. Smith und J. Geoffroy St. Hilaire die Rasseneintheilung darauf gegründet haben. „Bau und Farbe des Haares, sagt Burmeister mit Recht, ändern sich sehr bald nicht blos in Folge der Vermischung, sondern auch in Folge veränderter Lebensweise. Ueberhaupt ist das Haar nicht blos beim Menschen, sondern auch bei den Säugethieren leichter als irgend ein Körpertheil zu Variationen geneigt, verliert daher immer zuerst seinen nationalen Charakter und schwankt am meisten von allen Körpertheilen des Menschen auf zahlreichen neu entstandenen Zwischenformen und Modifikationen.“ Blumenbach nimmt vier Hauptverschiedenheiten an, nämlich: a) braunes, theils ins Gelbe theils ins Schwarze übergehendes, weiches, reichliches, wallendes Haar, welches sich bei den meisten Nationen des mittleren Europa, auch in Nordamerika und in manchen gemässigten Gegenden Asiens findet; b) schwarzes straffes, dünnstehendes Haar, bei den mongolischen und amerikanischen Völkern; c) schwarzes, weichlockiges, dichtstehendes Haar, bei den meisten Bewohnern der Südseeinseln; d) schwarzes, krauses Wollenhaar, bei den schwarzen Völkern. Dass diese Eintheilung ganz vage und unbestimmt sei und daher keinen grossen Werth bei der Rassenbestimmung beanspruchen könne, soll in Nachstehendem genauer erörtert werden.

Der kleinere in die Haut eingesenkte Theil des Haares bildet die Haarwurzel, während der freie ausser der Haut befindliche Theil den Haarschaft ausmacht. Dieser besteht aus einer äussern Lage eines hornartigen, durchscheinenden, fast farblosen Gewebes und aus einer innern gefärbten Materie (Medulla, Mark), die von manchen für ein schwammiges Gewebe, dem ähnlich, welches den Kiel der Feder ausfüllt, ge-

[1]) Ausonius sagt in seiner Idylle an Bissula:

— — Germana maneret
Ut facies, oculos coerula, flava comas.

Horat. od. I. 32: Et Lycum nigris oculis nigroque
Crine decorum.

halten wurde. Jedenfalls entspricht der äussere umhüllende Theil, welcher hornartig ist und 3 verschieden organisirte Schichten aufweist,[1]) der Epidermis, während die Marksubstanz mit der Schleimschicht der Haut übereinkommt oder vielmehr nur eine Fortsetzung derselben zu sein scheint. Die Medulla enthält das färbende Element, welches mit dem der Haut von einer und derselben Natur ist, was schon daraus hervorgeht, dass beide in der Regel mit einander übereinstimmen. Diese Uebereinstimmung zeigt sich nicht blos bei den Menschen, sondern auch bei den Thieren, indem häufig die gesammte Hornmasse, Oberhaut, Haare, Hörner und Hufe dieselbe Färbung haben.[2])

Obwohl die Farbe des Haares sehr verschieden ist und vom hellsten Blond bis zum tiefsten Schwarz mit allen dazwischen liegenden Schattirungen variirt, so ist doch im Ganzen die schwarze Farbe die vorherrschende, da sie sich bei der Mehrzahl der Menschen findet. Im Allgemeinen richtet sich das Haar nach der Beschaffenheit der Haut, so dass Menschen mit dunkler Haut in der Regel auch schwarze Haare, die mit weisser Haut gewöhnlich lichter gefärbte besitzen, obwohl es auch keine Seltenheit ist, dass schwarze Haare mit einer blendend weissen Haut zusammentreffen.[3]) Blonde Haare sind allgemein in Schweden, Dänemark und mehreren Gegenden Russlands, während in Frankreich, Italien und Spanien die schwarze Farbe die vorherrschende ist. Die blonden Haare der alten Deutschen und Angelsachsen, welche von den Römern so sehr bewundert wurden,[4]) sind meist verschwunden und

[1]) Pfaff, das menschliche Haar. Leipzig, 1869. S, 4.

[2]) Rudolphi, Grundzüge der Physiologie. I. 44.

[3]) St. Smith, Versuch etc. S. 33 meint, dass, wenn man schwarzes Haar auf einer weissen Haut zu sehen glaube, dieses von dem Contraste beider Theile herrühre.

[4]) Nach Juvenal und Ovid war das blonde Haar der Deutschen bei den Römern so beliebt, dass man blonde Perücken auf den kurz geschorenen schwarzen Köpfen trug und die Römerinen ihre Häupter ganz ähnlich wie jetzt mit Chignons von fremden Haaren schmückten. Pfaff, S. 45. So sehr übrigens die Römer die blonden (gelben) Haare liebten, eben so sehr hassten sie, wie die Griechen, die rothen. Bei den alten Aegyptiern sollen sogar Kinder mit rothem Haar gesetzlich getödtet worden sein. Eble, Lehre von den Haaren. II. 176.

haben der braunen, mitunter sogar der schwarzen Farbe Platz gemacht. Wie indess in den nördlichen Klimaten die dunkle Haarfärbung nicht ausgeschlossen ist, so fehlt auch im Süden die lichtere Färbung nicht gänzlich. Pickering sah zwei Negerkinder, deren Haar er nur mit weisser Wolle vergleichen konnte.[1]) Nach Pruners[2]) Versicherung findet sich bei den Negern, freilich nur selten, feuerrothes Haar und Prichard führt viele Beispiele von Negern an, welche rothes Haar mit blauen oder grauen Augen hatten. Nach Bruce sind rothe Haare unter den Kabylen keine seltene Erscheinung, und Munzinger[3]) fand unter den Beni-Amer in Ostafrika, deren Haare in der Regel schwarz sind, viele Individuen mit rothen und blonden, ganz weichen Haaren. Das Haar der Cingalesen bietet nach Davy[4]) alle Farbenstufen von Schwarz und Braun zu Roth und Blond dar, während sich auf Timor alle Schattirungen des Haares von Röthlich und Schlicht bis zum kurzen schwarzen Wollenhaar der Papuas finden[5]). Pallas[6]) fand rothe Haare bei den Mongolen, und Prichard[7]) berichtet, dass man bei den Tungusen, welche den mongolischen Charakter am reinsten darstellen, häufig braune Haare und starken Bart antreffe. Die Akansas in Nordamerika unter dem 45. Grad nördlicher Breite zeichneten sich wie durch grösseren Wuchs, so auch durch weisse Haut, blondes Haar und blaue Augen aus.[8]) Die Mandans, ein jetzt ausgestorbener Indianerstamm Nordamerikas, zeigten nach Catlin in der Haarfarbe eine ebenso grosse Verschiedenheit, wie in der Complexion, und man konnte bei ihnen jede Abstufung der Farbe, mit Ausnahme der rothen, sehen[9]).

[1]) Pickering, the races of Man. p. 188.

[2]) Pruner, der Mensch in Raum und Zeit. S. 15.

[3]) Munzinger, ostafrikanische Studien. S. 336. Die Nachricht von einem Volke „Zabulae" in Abyssinien mit langen blonden Haaren (Petermanns Mittheilungen 1863) bedarf noch der Bestätigung.

[4]) Davy, Account of the Interior of Ceylon. Lond. 1821.

[5]) Earl, the native races of the Ind. Archipelago. 1853. p. 173.

[6]) Pallas, historische Nachrichten über die mongolischen Völker. I. 152.

[7]) Prichard. IV. 410.

[8]) Zimmermann, geographische Geschichte der Menschen. I. 65.

[9]) Bei anderen Stämmen hat man indess auch feuerrothe Haare gefunden. Zimmermann, die Erde und ihre Bewohner. IV. 123.

Eine andere Eigenthümlichkeit von diesem Indianerstamm erwähnt Kennedy[1]), nämlich die, dass viele Individuen von beiden Geschlechtern von Jugend an bis zum Greisenalter Haare von glänzendem Silbergrau, in einzelnen Fällen von vollständig weisser Farbe haben. Unter 10 Personen finde man durchschnittlich eine mit dieser eigenthümlichen Haarfärbung, die erblich und mit keiner körperlichen oder geistigen Krankheit verbunden sei. Aus diesen wenigen Angaben erhellt zur Genüge, dass die Farbe des Haares so unsicherer und schwankender Natur sei, dass sie bei Unterscheidung der Menschenrassen kaum in Betracht gezogen werden kann.

Die Frage, worin die Ursachen der verschiedenen Haarfärbung liegen, lässt sich nur im Allgemeinen dahin beantworten, dass das färbende Element in Haut und Haaren dasselbe sei, dass mithin für beide die gleichen Ursachen vorausgesetzt werden müssen. Wie die vom Blute ausgeschiedene Kohle sich im Schleimnetz der Haut ablagert und dessen Zellen eine hellere oder dunklere Färbung verleiht, so ist es derselbe Kohlenstoff, welcher die verschiedene Farbe der Haare bewirkt.[2]) Die Pigmentzellen in Haut und Haaren haben ganz denselben Charakter.[3]) Dass auf ihre Entwicklung das Licht einen

[1]) Kennedy, Natural history of Man. II. 41.

[2]) Das verschiedene Haarkolorit hängt lediglich ab von der Farbe der Flüssigkeit, mit der jedes einzelne eine Röhre bildende Haar gefüllt ist. Liebig hat die Farbzellen untersucht und ihre chemische Zusammensetzung nach der Haarfarbe wirklich verschieden gefunden. Das schöne goldgelbe Haar dankt sein Colorit einem Ueberfluss von Sauerstoff und Schwefel, während die Kohle zurücktritt, wogegen umgekehrt beim schwarzen Haar die Kohle auf Kosten des Sauerstoffs und Schwefels vorschlägt. — Ein anderer Deutscher hat die Haare gezählt und rechnet auf den blonden Kopf 140,000, auf den braunen 109,440, auf den schwarzen 102,962 endlich auf den rothen 88,840 einzelne Haare, so jedoch, dass bei den beiden letzteren die geringe Menge durch grössere Stärke der einzelnen Haare aufgewogen wird. Morgenblatt 1854. Nr. 14.

[3]) Einen schlagenden Beweis, dass die Farbe der Haare von der Haut abhängt, liefern die gefleckten Afrikaner, bei denen die Haare, welche an den weissen Hautstellen wachsen, weiss sind. Blumenbach, Abbildungen naturhist. Gegenstände Nr. 21. Lawrence p. 310.

mächtigen Einfluss äussere, kann keinem entgehen, der diesem Gegenstande nur einige Aufmerksamkeit zuwendet. Wie bei der Pflanze das Chlorophyll sich nur am Lichte entwickelt, so ist auch derjenige Theil des Haares, welcher noch in der Haut steckt, bei allen Haaren, auch bei denen des Negers, weiss. Das Haar des Negerkindes ist nach Burmeister nicht schwarz, sondern kastanienfarbig; die schwarze Farbe entwickelt sich vollständig erst zur Zeit, wo es laufen lernt. Auch sonst findet man, dass die dem Lichte mehr ausgesetzten Haare gewöhnlich dunkler gefärbt sind, als die bedeckt gehaltenen.

Wo die Farbe in Haut und Haaren nicht übereinstimmt, wo z. B. eine ganz weisse Haut mit schwarzen Haaren verbunden ist, da ist zwar das färbende Element von derselben Natur, aber die physiologischen Vorgänge, welche die Farbe in den Haaren concentriren, in der Haut dagegen nicht erscheinen lassen, können ebenso wenig genügend erklärt werden, als die Ursachen, welche das Erbleichen der Haare zur Folge haben. Es ist hier nicht die Rede von den grauen Haaren, welche eines der Attribute des Greisenalters bilden, sondern von solchen Fällen, wo bei jungen Leuten mit vollständig kräftigem Körper und ganz normaler Entwicklung, ohne wahrnehmbare physische oder moralische Ursache, die Haare grau oder auch ganz weiss wurden, oder wo, wie Bartholin von einem Kinde berichtet, die eine Seite des Kopfes blendend weisse, die andere dagegen ganz schwarze Haare besass, oder endlich wo in Folge langen Kummers oder heftigen Schreckens eine fast plötzliche Bleichung der Haare beobachtet wurde. Manche Physiologen, unter ihnen auch Haller, haben diese und ähnliche Angaben, weil sie sich physiologisch nicht genügend erklären lassen, in das Bereich der Fabeln verwiesen, gleich als ob es nicht hunderte von Thatsachen gäbe, deren Erklärung bisher vergebens versucht wurde, die aber nichts desto weniger als wirklich bestehend betrachtet werden müssen. So ist es eine bekannte Thatsache, dass Eltern mit schwarzem Haar oft Kinder mit rothen Haaren erzeugen und umgekehrt, ohne dass man weder für das eine noch andere einen Grund angeben kann. So sind auch ganze Stämme, die ihrer Abstammung nach nahe verwandt sind, in der Haarfarbe verschieden, während bei andern, die in gar keiner Beziehung zu einander

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

stehen, das gerade Gegentheil stattfindet. Nach Prichard haben unter den sibirischen Völkern die Finnen, Permier und Ostjacken fast sämmtlich rothes Haar, die Lappen dagegen, die Tscheremissen, Wogulen und Ungarn, die dem nämlichen Stamme angehören, haben im Ganzen schwarze Haare. Auch ist es keine seltene Erscheinung, dass der Bart anders gefärbt ist, als das Haupthaar. Insbesondere werden in Hochschottland häufig Männer getroffen, welche schwarze Haare und rothe Bärte haben.[1])

Wichtiger als die Farbe ist die Textur und das Wachsthum des Haares. Das Negerhaar hat bekanntlich eine wollige Beschaffenheit und Heussinger,[2]) Browne,[3]) und andere glaubten, dass es der thierischen Wolle ganz analog sei und mit Recht Wolle genannt werde; andere dagegen behaupten, dass es seinen Haarcharakter durchaus nicht verliere und von der thierischen Wolle wesentlich verschieden sei. Der Unterschied[4]) zwischen Wolle und Haar besteht wesentlich darin, dass die Wollfaser mit zahlreichen, sägeförmigen, scharf zugespitzten Vorsprüngen versehen ist, wodurch die ganze Oberfläche rauh wird; das Haar dagegen ist nie wahrhaft gezahnt, sondern glatt, oder hat höchstens in einem sehr geringen Grade einen schuppigen oder runzeligen Rand. Das Haar ist ferner durchaus von gleicher Dicke und wird nur gegen die Spitze hin dünner; die Wollfaser dagegen hat einen ungleichen Umfang und wird dicker gegen das Ende.[5]) Prichard,[6]) der viele

[1]) St. Smith, Versuch etc. p. 34.

[2]) Heussinger, Histologie. I. Bd.

[3]) In hair the enveloping scales are comparatively few, smooth of surface and closely embrace the shaft; in wool they are numerous, rough, charppointed and project from the shaft. Hence the hair of the white man will not felt, the wool of the Negro will. Browne in transactions of the American Association. III. p. 62.

[4]) Martin, Naturgeschichte des Menschen. S. 173.

[5]) In a variety of experiments made by Dr. Anderson he always found, that the growing part of the fibre of wool varied in thickness with the temperature of the season; being thickest in summer, smaller in spring and autumn and smallest of all in the winter. Lawrence, Lectures p. 311.

[6]) Prichard, Natural history of Man. p. 96.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Haare der verschiedenen Rassen einer genauen mikroskopischen Untersuchung unterworfen hat, konnte in den Negerhaaren keine von jenen Eigenthümlichkeiten entdecken, welche die Wolle charakterisiren; er fand im Gegentheil, dass das Haar des Negers von der Wolle ganz und gar verschieden sei und nur durch seine Kräuselung von dem Haare des Europäers abweiche. Wenn es aber auch wirklich Wolle wäre, so dürfte es doch nicht als spezifisches Merkmal betrachtet werden, da auch bei einzelnen Europäern die wollartige Beschaffenheit ganz ausgeprägt hervortritt, wie es auf der andern Seite auch nicht an Negern fehlt, bei denen der wollähnliche Charakter mehr oder minder vollständig verschwunden ist. Nur dann könnte man diese Eigenthümlichkeit als spezifisches Merkmal bezeichnen, wenn sie einerseits bei allen Negern ohne Ausnahme vorkäme und anderseits bei keinem Europäer gefunden würde. Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, dass man nicht selten Individuen kaukasischer Abkunft findet, deren Haar nicht blos kraus, sondern wollig in seiner Textur ist. „Ich habe," sagt Prichard, „auf dem Kopfe einiger Europäer Haare gesehen, die denen der Neger so auffallend gleichen, dass die einen von den andern kaum unterschieden werden konnten." Auch Pruner[1]) bestätiget das Vorkommen wollartiger Haare bei einzelnen Individuen des Nordens. Wie bei den Europäern krauses, wollartiges Haar eine nicht seltene Erscheinung ist, so findet man auch bei den Negern solche Individuen, bei denen das Haar seinen Wollcharakter vollständig verloren hat. Schon Ulloa[2]) hat bemerkt, dass es Neger gebe, deren Haar zwar schwarz, aber nicht kraus, sondern schlicht sei, und Sömmering[3]) bezeugt, dass ein Neger, den er anatomisch untersuchte, schlichte Haare gehabt habe. Wie die Fellatahs alle Farbenunterschiede zeigen, so besitzen sie auch alle Haarformen, vom Seidenhaar ihrer Stammgenossen im Konggebirg bis zur eigentlichen Negerwolle im Tiefland. Ebenso haben die Vetere auf der Goldküste, die Serra-

[1]) Pruner, Krankheiten des Orients. S. 72.

[2]) Ulloa, Not. Americ. 1772.

[3]) Sömmering, über die körperliche Verschiedenheit des Negers. S. 9.

kolets und die Gallas [1]) mehr oder minder schlichte Haare. Wie es Stämme von Negern gibt, welche langes Haar haben, so gibt es auch amerikanische Völker, welche krauses Kopfhaar wie die Neger haben. [2]) Das Haar der Californier gleicht nach La Peyrouse dem derjenigen Neger, welche in dem mexikanischen Klima ihren Wollecharakter bereits verloren haben. Auf Timor finden sich alle Schattirungen vom röthlich schlichten bis zum wolligen Haar der Papuas. [3]) Die Bewohner von Yorks Island in der Südsee haben eine lichte Kupferfarbe und wollige Haare. [4])

Eine andere Eigenthümlichkeit des Negerhaares hat man darin finden wollen, dass sein Schaft einen andern Durchschnitt darbiete, als der bei den übrigen Rassen. Browne behauptet nämlich, der Durchschnitt des Haares sei beim Europäer oval, beim Amerikaner cylindrisch, beim Neger dagegen elliptisch. Derselbe Forscher will auch gefunden haben, dass das Haar beim Weissen einen Centralcanal habe, in dem sich die färbende Materie befinde, während das Negerhaar eines solchen Canales entbehre, und der Farbestoff in der ganzen Substanz verbreitet sei. Die angegebene Differenz ist indess keineswegs konstant und durchgreifend. Schon Leuwenhoek [5]) hat behauptet, dass jedes Haar eine andere Figur darbiete, und Carpenters [6]) Untersuchungen haben dargethan, dass nicht blos bei derselben Rasse, sondern sogar bei demselben Individuum die Form des Haares verschieden sei, wie auf der andern Seite auch beim Europäer der Farbestoff bald in der ganzen Substanz bald nur im Centralcanal gefunden werde. Die einzige constante Eigenthümlichkeit des Negerhaares liegt in seiner Tendenz, sich zu kräuseln, was allerdings mit seiner Form zusammenzuhängen scheint. Denn alle Haare, sagt Weber, welche Locken bilden oder sich kräuseln, sind nicht cylindrisch, sondern platt. Die plattgedrückte Form begünstiget die Kräuselung, während die runde am wenigsten zum Krauswerden geneigt ist. Dieses ist

[1]) Bruce, Reisen nach den Quellen des Nils. II. 214.

[2]) R. Wagner, Naturgeschichte des Menschen. II. 228.

[3]) W. Earl, Native races of the Ind. Archipelago. 1853. p. 179.

[4]) Blumenbach, de varietate. §. 52.

[5]) Eble, Lehre von den Haaren. II. 33.

[6]) Carpenter, varieties of Mankind in Todd's Cyclop.

aber bei den Haaren aller Rassen, nicht blos bei denen der Neger der Fall.

Welches sind nun die Ursachen, die den Charakter des Haares bestimmen, die es schlicht oder kraus, oder wollartig machen, die ihm eine blonde oder schwarze Farbe verleihen? Liegen sie in der festbegründeten Rasseneigenthümlichkeit, die nur durch Vererbung erworben wird, oder in zufälligen äussern Verhältnissen? Es unterliegt keinem Zweifel, dass wir nicht alle hiebei thätigen Agentien kennen, aber soviel dürfte kaum in Abrede gestellt werden, dass das Klima wie auf die Haut, so auch auf die Haare den entscheidensten Einfluss ausübe und auf Farbe und Textur bestimmend einwirke. Schon der Umstand, dass die wollartigen und zugleich schwärzesten Haare nur in dem heissen Erdgürtel, die blonden und schlichten dagegen nur in den kälteren Regionen vorkommen, muss uns ebenso zu dieser Annahme führen, wie die Thatsache, dass von Norden nach Süden ganz allmälige Uebergänge von der blonden und schlichten Haarform zu der schwarzen und krausen und endlich zur wollartigen stattfinden. Die Analogie führt uns zu demselben Ergebniss. Es ist eine bekannte Erscheinung, dass in kälteren Gegenden Haar- und Federwuchs der Thiere sich ungleich stärker entwickelt, als in wärmeren. Thiere, die in den gemässigten und warmen Himmelstrichen keine Wolle unter dem Stammhaar haben, bekommen in den Polargegenden und auf hohen Gebirgen einen oft sehr dichten Wollpelz. Der Hund hat in unserm gemässigten Klima gewöhnlich nur Stammhaare, in den heissen Gegenden verliert er gewöhnlich auch diese und wird nackt; in der Nähe des Pols dagegen hat er eine dichte Wolle unter den Stammhaaren. Wenn Gänse und Enten in heisse Gegenden versetzt werden, so verschwindet allmälig der ganze Flaum und bleiben nur die glatten Deckfedern zurück. Das Wildschwein hat zwischen den Borsten eine kurze, sehr dichte Wolle, welche dem zahmen fehlt, obwohl beide artlich zusammengehören. In Guinea verlieren die Schafe ihre Wolle und bekommen schwarzes Haar, so dass man sie, ohne ihr Blöcken zu hören, kaum erkennen kann.[1]) Ein launiger Schriftsteller meint, die

[1]) Smith, new voyage to Guinea. London 1745. p. 147.

Welt sei dort verkehrt, weil die Menschen Wolle, die Schafe aber Haare hätten. Am Himalaya bekommen englische Pferde nach 1—2 Wintern feine Wolle zwischen den Haaren, und Heber sah dort sogar einen behaarten Elephanten. Am obern Nil haben die Schafe theils Haare, theils Wolle; auch gibt es dort solche, welche Mähnen haben.[1]) Im Hochlande von Angora bekommen Schafe, Ziegen und Katzen, ja sogar Hunde und Pferde lange, schöne Seidenhaare. Aehnliche Beispiele könnten noch in Menge angeführt werden, wenn nicht schon diese genügend wären, den mächtigen Einfluss des Klima auf die Haarbekleidung der Thiere zu beweisen. Dass eine ähnliche Einwirkung auch auf den Menschen stattfindet, geht schon aus dem Umstande hervor, dass die Veränderungen bei den Menschen mit denen der Thiere parallel gehen, dass also da, wo die Haarbekleidung der Thiere die grösste Veränderung erleidet, auch die Haare der Menschen die durchgreifendste Umwandlung erfahren.

Die Haare sind bekanntlich hygrometrisch und ziehen, wie schon Aristoteles lehrte, nicht blos Feuchtigkeit aus der Luft, sondern auch aus dem Körper an. Auf dieser Eigenschaft beruht auch der von Saussure erfundene Feuchtigkeitsmesser (Hygrometer), denn je mehr Feuchtigkeit das Haar aufnimmt, desto mehr dehnt es sich aus, je trockener dagegen die umgebende Luft ist, desto mehr zieht es sich zusammen. Noch mehr als für trockene Luft ist das Haar für Hitze empfindlich, was den Friseuren nicht unbekannt ist, da sie mit erwärmtem Eisen den Haaren eine künstliche Kräuselung zu geben pflegen. Feuchtigkeit und Hitze sind also die beiden Faktoren, welche Form und Wachsthum der Haare zunächst modifiziren. Wie durch trockene Hitze alle hornartigen Substanzen gekrümmt werden, so wird durch sie auch das Haar, das ja seiner Natur nach nichts anderes, als ein dünner Hornstreifen ist, gekrümmt und aufgerollt, ebenso wie sich die Haare krümmen und zusammenrollen, wenn man sie nahe an's Feuer bringt. Schon die Alten[2]) haben die krausen Haare der

[1]) Werne, Reise zur Entdeckung der Nilquellen. S. 285—346.

[2]) Galenus: Crispi fiunt pili vel propter siccitatem temperamenti vel

Aethiopier als eine Wirkung der Sonnengluth betrachtet. Tritt zur Hitze noch die Feuchtigkeit hinzu, so verfilzt sich das Haar,[1]) während es in trockener Kälte lang und straff, in feuchter Kälte dick und struppig wird. Es ist eine allgemeine Erfahrung, dass je mehr die Haare dem Einfluss der rauhen Witterung ausgesetzt sind, sie eine desto grössere Härte erlangen. Desswegen sind auch die Haare der Weiber weicher und biegsamer, als die der Männer, besonders beim Landvolk, weil erstere stets von der Haube bedeckt sind. Der Landmann und vorzüglich das Schiffsvolk haben in der Regel das härteste Haar.[2])

Dem gegenüber hat man häufig die Behauptung aufgestellt, dass das Klima zwar einen Einfluss auf das Haar ausübe, aber keineswegs seine Farbe oder seine Form umzuändern vermöge. „Die Geschichte, so weit sie zurück reicht, kennt kein Beispiel, dass ein dunkelhaariges Volk blond geworden wäre, oder umgekehrt, fliessende Locken sich in Negerwolle umgeändert hätten.“[3]) Dies ist allerdings insofern richtig, als sich in den historischen Zeiten kein Volk von weisser Farbe in den Tropenländern Afrikas niedergelassen

propter siccitatem quidem ad eum modum, quo corrigiae quae igne plus justo siccantur imo ipsas igni propius admotas protinus intorqueri vides, atque ita quidem omnes Aethiopes sunt crispi.

[1]) St. Smith, Ursachen etc. S. 39 sagt: Der unangenehme Geruch der Neger lässt muthmassen, dass ihre Ausdünstung mit einem starken, flüchtigen Salze verbunden sei. Salzige Absonderungen kräuseln und versengen das Haar. Durch Abdampfung eines flüchtigen Wesens muss seine Oberfläche trocken werden und sich zusammenziehen, indess bei der beständigen Ausdehnung des Mittelpunktes vermöge der Lebensbewegung das entgegengesetzte Ausdehnen und Zusammenziehen nothwendig einen krummen Wuchs hervorbringt und das Haar verwirrt. Dieser Satz erhält dadurch Gewissheit, dass die in den Vereinigten Staaten gebornen Neger den widrigen afrikanischen Geruch nach und nach verlieren; ihr Haar ist nicht allein weniger verworren, sondern wird immer dichter und länger.

[2]) Eble, Lehre von den Haaren. II. 85.

[3]) Morgenblatt 1855, Nr. 14 bei Pott, Ungleichheit der Rassen. S. 28.

hat. Alle Wanderungen fanden nur in den Ländern der gemässigten Zone oder in solchen mit temperirtem Klima statt, wo schon an und für sich keine tiefern klimatischen Einwirkungen hervorgebracht werden können. Die nach Amerika geschleppten Neger finden dort zwar nicht das gleiche, aber doch immerhin ein ähnliches Klima, wie in Afrika, und es ist von selbst klar, dass hier eine Aenderung nur äusserst langsam vor sich gehen könne. Gleichwohl wird es von den glaubwürdigsten Zeugen bestätiget, dass ihr Haar mehr und mehr den wolligen Charakter verliere und länger wachse.[1]) Imlay, Jarrold,[2]) St. Smith[3]) und andere bestätigen übereinstimmend, dass die Haare der europäischen Einwanderer und ihrer Nachkommen in Amerika nachgerade den schlichten und straffen Charakter des Indianischen annehmen. Die blonden Haare der alten Germanen sind bei ihren Nachkommen, wenigstens in Deutschland, fast gänzlich verschwunden, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass jene selbst erst im kalten Norden blond geworden, da bei ihren ursprünglichen Stammverwandten in Asien nur dunkle Haare vorkommen und daher auch bei jenen vorausgesetzt werden müssen.

Dass die Juden ursprünglich schwarze Haare hatten, unterliegt wohl keinem Zweifel; jetzt sind sie im Norden grossentheils blond, und schon in Polen, ja noch südlicher, finden sich viele, die blondhaarig und blauäugig sind.[4]) Dieses kann offenbar nur den klimatischen Einflüssen zugeschrieben werden, und diejenigen, welche diese Veränderung lieber als eine Folge fremden Blutes ansehen möchten, bedenken nicht, dass die Juden überall und immer die Vermischung mit andern Stämmen sorgfältig vermieden haben, was schon die stete Un-

[1]) St. Smith, Ursachen etc. S. 39. Reclus bei Vogt, Vorlesungen. II. 234.

[2]) Jarrold, Anthropologia 1858. p. 169.

[3]) St. Smith, Ursachen etc. S. 36.

[4]) The Jews like the Arabs are generally a black-haired race, but many Jews may be seen with light hair and beards and in some parts of Germany the Jews are remarkable for red bushy beards. Pickering, the races of Man. London. p. XLIX.

veränderlichkeit ihres Typus beweist. Auch Pruner,[1]) der keineswegs ein zu grosses Gewicht auf die klimatischen Einflüsse bei der Rassenbildung legt, bestätiget die Veränderung, welche die Haare der Europäer in Aegypten erleiden; „sie werden nicht blos dunkler, sondern auch in der Textur ist die grössere Weichheit, Verdünnung und Kräuselung nicht zu verkennen.“ Kennedy[2]) berichtet von englischen Offizieren, die lange Zeit auf den Küsten Afrikas gedient hatten, dass ihr Haar so kraus geworden sei, dass seine Natur ganz verändert zu sein schien. Er hält es nicht für unmöglich, dass es im Laufe der Jahre sogar wollartig werden könnte.

Wenn das Klima die Haare nicht umzubilden vermöchte, dann bliebe es ein unerklärliches Räthsel, wie wolliges Negerhaar mit einer Gesichtsbildung vereiniget sein könnte, die durchaus nichts Negerartiges an sich trägt. So haben die arabischen Stämme, welche die Wüste zwischen Bassora und Damaskus bewohnen, krause Haare, ausserordentlich fein und dem Wollenhaar der Neger ganz ähnlich.[3]) Die maurischen Stämme im heissen Thalkessel von Fessan haben wolliges Negerhaar und ganz schwarze Farbe, wesshalb sie Lyons für ächte Neger hielt. Wilson[4]) beschreibt einen Stamm an der Südwestküste Afrikas, der eine vollständig jüdische, also kaukasische Gesichtsbildung hat, aber gleichwohl das wollige Negerhaar auf seinem Haupte trägt. Will man nicht zugeben, dass in diesen und ähnlichen Fällen das Klima die Haare umgebildet habe, so bleibt nur die Annahme übrig, dass der Schädelbau ein anderer geworden. Noch bezeichnender sind jene Fälle, wo Stämme, die offenbar zusammen gehören, ganz verschiedene Haarformen haben. Die Bewohner von Neuholland gehören unzweifelhaft zu einem und demselben Stamme, gleichwohl ist das Haar bei einigen schlicht, bei anderen wollig oder lockig, und wieder bei anderen kraus.[5]) Der von

[1]) Pruner, Krankheiten des Orients. S. 85.

[2]) Kennedy, Essays ethnological and linguistic. London 1861. p. 81.

[3]) Kennedy, Nat. history of Man. II. 82.

[4]) Wilson bei Nott and Gliddon, Indig. races. p. 330.

[5]) Waitz, Anthropologie d. N. I. S. 64.

Wilson angeführte Fellastamm an der Westküste Afrikas hat braune Farbe, ovales Gesicht und regelmässige Züge, aber das Haar ist theils kraus oder wollig, theils weich und sogar seidenartig.[1]) Der Latookastamm, der als Zweig des grossen Gallastammes betrachtet wird, hat nach Baker wolliges Haar, aber keine Negerzüge.[2]) Wie erklärt man den Haarwuchs der Californier, der nach La Peyrouse dem jener westindischen Neger entspricht, welche in dem amerikanischen Klima ihre Wolle bereits verloren haben? Doch wohl nur durch das Klima, das ganz den Charakter des afrikanischen, nur in abgeschwächter Weise, hat und eben desshalb auch einen den Negern ähnlichen Haarwuchs erzeugen muss. Das Gleiche zeigt sich bei den Südseeinsulanern. Diejenigen, welche unter solchen klimatischen Bedingungen leben, die denen der Neger nahezu gleich sind, also die Bewohner der Niederungen an den Küsten innerhalb der Tropen haben den Wollecharakter am ausgeprägtesten, während andere ganz nahe verwandte Stämme in höhern und trockenern Lagen zwar dieselbe Schädelbildung zeigen, aber nur gekräuselte und sogar lange und fliessende Haare haben.[3])

So gross indess der Einfluss der klimatischen Verhältnisse auf das Haar ist, so lässt sich doch nicht verkennen, dass auch in der Nutrition der Haare selbst etwas liegen müsse, was auf ihre Form wesentlichen Einfluss ausübt. Dies erhellt vorzüglich aus jenen pathologischen Thatsachen, welche Wilson,[4]) Eble und andere festgestellt haben, dass nämlich bei Krankheiten die gekräuselten Haare oft ganz schlicht wer-

[1]) Nott and Gliddon, Ind. races, p. 330. There is annother type, that may be regarded as the fellah-type, where the stature is of middle size, complexion a dark brown, the face oval, and features regular, the hair in some cases crisp or woolly and in others soft and even silky.

[2]) Anthrop. Review. 1866. 275.

[3]) Carpenter, Varieties of Mankind. Lawrence, Lectures p. 312.

[4]) Wilson, on the management of the skin, p. 77. I have collected several instances in which the hair, naturally possessing a strong curl, becomes lank and straight if its possessor be out of health; the straightness of the hair becoming an index of a disordered state of the economy as a yellow eye-ball or a white tongue.

den, woraus man oft ebenso wie aus einer belegten Zunge auf die Krankheit schliessen könne.

Auch ist es keine seltene Erscheinung, dass nach manchen Krankheiten gekräuselte Haare an die Stelle der schlichten treten. Hieher scheint auch der von Mutke [1]) erwähnte Fall zu gehören, wo ein Deutscher, der in Congo am gelben Fieber krank war, dort und auf seiner Reise nach New-York einen so vollen, buschig verwirrten Haarwuchs erhielt, wie er in solcher Negerähnlichkeit kaum je gesehen wurde. Nach zweijährigem Aufenthalt in Europa verlor das Haar allmälig wieder seinen ungewöhnlich krausen Charakter.

Dass auch die Lebensweise nicht ohne Einfluss sei, erhellt schon aus dem Umstande, dass wir, wie es auch schon St. Smith beobachtete, bei Personen, welche in der äussersten Armuth leben, fasst immer kurze, dünnstehende und zerknickte Haare finden. Schmutz und Unreinlichkeit müssen ebenso verkümmernd auf das Wachsthum der Haare einwirken, wie Pflege und Reinhaltung derselben ihr Wachsthum und ihre Schönheit befördern. Darum finden wir auch, dass unter den wollhaarigen Stämmen bei dem gemeinen Volke, das einerseits der Luft und der Sonne am meisten ausgesetzt ist, anderseits aber von den Wirkungen des Schmutzes und Elendes am meisten zu leiden hat, der krause Wollencharakter am ausgesprochensten hervortritt, während die besser genährten und den äussern Einflüssen weniger ausgesetzten Familien auch längere und weniger krause Haare haben.[2]) Lawrence berichtet von einem Neuseeländer, der in England Reinlichkeit lernte und in Folge davon auch längere und reichlichere Haare erhielt. Selbst die geistigen Zustände, Temperament und Charakter scheinen mit den Haaren in einer engen Verbindung zu stehen, was sich schon in dem Sprüchworte „krause Haare, krauser Sinn," ausspricht. Ohne weiter darauf einzugehen, sei nur noch erwähnt, dass nach der Volksmeinung zartes, weiches, blondes Haar Milde und kindlichen Sinn, gröberes

[1]) Natur und Offenbarung. VIII. 533.

[2]) Kennedy, Natural history of Man. II. 89. Lawrence, Lectures p. 312.

dunkleres Haar dagegen einen festen männlichen Charakter andeute.

Nächst den Kopfhaaren muss hier auch noch des Bartes Erwähnung geschehen. Wie die Kopfhaare eine Zierde des Hauptes überhaupt sind, gleichsam einen natürlichen Rahmen des Gesichtes bilden, so ist der Bart eine Auszeichnung des Mannes dem Weibe gegenüber und wird gewöhnlich als ein Zeichen männlicher Kraft und Stärke betrachtet, während seine Abwesenheit häufig als ein Beweis von physischer Schwäche und Degeneration [1]) angesehen wird, was indess Humboldt [2]) besonders im Hinblick auf die bartlosen, aber gleichwohl sehr kräftigen Kongoneger und Karaiben für eine physiologische Träumerei erklärt hat. [3]) Jedenfalls ist soviel gewiss, dass der Bart, zumal bei den orientalischen Völkern der Stolz des Mannes ist und als eine wesentliche Zierde desselben angesehen wird. [4]) Er ist indess nur bei der kaukasischen Rasse in vorzüglicher Weise entwickelt, während er bei allen farbigen Menschen mehr oder weniger fehlt, oder erst später als beim Europäer zum Vorschein kommt. Was die älteren Schriftsteller, wie Ammianus Marcellinus, Jornandes von den Hunnen berichten, dass sie nämlich gar keinen Bart, oder doch nur einen sehr spärlichen gehabt hätten, das gilt im Allgemeinen auch jetzt noch von sämmtlichen Stämmen, welche der mongolischen Rasse angehören. Pallas [5]) führt es als ein charakteristisches Merkmal aller mongolischen Stämme an, dass die erwachsenen Männer viel weniger Bart haben, als die Europäer, während Gmelin [6]) bemerkt, dass es schwer sei, bei den Tungusen und den ihnen benachbarten Stämmen einen Bart

[1]) Lord Kaimes, Sketches. I. p. 12.

[2]) Humboldt, politcal Essays. I. 148.

[3]) Auch Molina (Natural history of Chili, p. 275) erklärt die Ansicht, dass ein dünner Bart das Zeichen eines schwächlichen Körpers sei, in Bezug auf die Chilesen für falsch.

[4]) Scripture, Manners and Customs. London. p. 368.

[5]) Pallas, Sammlungen über die mongolischen Völkerschaften. I. 100.

[6]) Gmelin, Reise durch Sibirien. II. 125.

zu finden. Wie bei den Mongolen, so ist auch bei den Amerikanern [1]) und Negern der Bart nur in geringem Grade entwickelt, und es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, welche eine völlige Bartlosigkeit derselben behauptet haben. Es gibt indess keine Rasse, welche in dem Sinne bartlos genannt werden könnte, dass bei keinem Individuum ein Bart gefunden würde. Es handelt sich hier nur um ein Mehr oder Weniger. Denn wie bei den Kaukasiern die Fälle nicht selten sind, wo der Bart erst spät, und dann nur sehr spärlich erscheint, so finden sich auch bei solchen Stämmen, die ziemlich allgemein als bartlos bezeichnet werden, einzelne Individuen, welche mit diesem Schmucke des Mannes ausgezeichnet sind. So fand J. Barrow [2]) unter den Tungusen einzelne mit ungeheuren buschigen Bärten. Die Kalmücken haben gewöhnlich Schnurbärte, während die Chinesen ebenfalls kleine Bärte haben, die sie im Gegensatz zu anderen Stämmen mit äusserster Sorgfalt pflegen.

Auch die Amerikaner sind nicht bartlos, und einzelne Stämme, vorzüglich in Nordamerika, zeigen sogar einen sehr starken Bartwuchs. Molina [3]) sagt von den Chilesen, dass sie bisweilen so starke Bärte hätten, als die Europäer. Wie d'Orbigny [4]) versichert, haben die Guarayos, die zu den Guarani gehören, einen starken Bart, sogar auch einen Backenbart. Nach Humboldt haben die Mexikaner, vorzüglich die vom Aztekenstamm, mehr Bart als alle übrigen Indianer in Südamerika. [5]) Während Schoolcraft behauptet, dass bei den Patowatomies Bärte etwas Gewöhnliches seien, versichern Lewis und Clark, dass die Chopunnisch im Westen des Felsengebirges ihren Bart öfters wachsen lassen, und dass sie, wenn sie sich rasiren würden, eben so gut wie wir damit versehen wären. La Peyrouse beobachtete bei einem grossen Theil der

[1]) Kant, von den verschiedenen Rassen der Menschen in dem Philosophen für die Welt. II. 125.

[2]) Prichard, Natural history of Man. p. 216.

[3]) Molina, Natural history of Chili. p. 275.

[4]) Bei Waitz, Anthropologie d. N. I. 77.

[5]) Lawrence, Lectures. p. 317.

Indianer in Neukalifornien starke Bärte. Die Eingebornen der Königin-Charlotten-Insel lassen ihre Bärte wachsen, und diese werden oft so stark wie bei den Europäern.[1] Dass auch die Grönländer, Esquimaux, Karaiben, Patagonier und Feuerländer nicht bartlos seien, hat schon Zimmermann[2] auf verlässige Nachrichten hin dargethan.

Wie bei den Mongolen und Amerikanern, so ist auch bei den Negern die Bartlosigkeit nicht in dem Grade vorhanden, dass man sie ein allgemeines und konstantes Merkmal dieser Rasse nennen könnte. Denn es gibt nicht blos einzelne Individuen, sondern auch ganze Stämme, welche mehr oder weniger mit der Manneszierde des Bartes ausgerüstet sind. Bei den Negern an der Goldküste ist der Bartwuchs bis zum 30. Jahre schwach; ältere Leute dagegen haben ziemlich lange und dichte Bärte.[3] Die Feluppis haben zwar wolliges Haar, allein ihr Bart wächst mehrere Zoll lang, wie bei den Mandingo. Clapperton hat mehrere Negerhäuptlinge gesehen, die mit stattlichen Bärten ausgerüstet waren, so der Kadi von Kattagun, der Sultan Bello zu Sakatu und der zu Brussa.

Alle Stämme, bei denen die Bartentwicklung weniger vollkommen ist, haben auch eine glatte haarlose Haut. Während beim Europäer alle jene Hautstellen, welche nicht mit Haaren besetzt sind, von mehr oder weniger dichtem Flaum bedeckt werden, ist die Haut der farbigen Stämme meistens so glatt, dass auf ihrer ganzen Fläche kein Härchen gefunden werden kann. In wie weit diese Haarlosigkeit rassenhafte Eigenthümlichkeit sei, ist schwer zu entscheiden, da bei vielen Stämmen nachweisbar die Unsitte besteht, nicht nur den Bart, sondern überhaupt alle Haare am ganzen Körper gleich beim ersten Erscheinen auszureissen; manche, wie die Esquimaux am Kupferminenfluss, schonen selbst der Haupthaare nicht.[4] Es

[1] Kennedy, Natural history of Man. London 1851. II. p. 42.

[2] Zimmermann, geographische Geschichte des Menschen. I. 71.

[3] Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. II. 23.

[4] Merkwürdig ist in dieser Hinsicht folgender Brief, den der mit den Engländern verbündete Häuptling der „sechs Völker,“ Brant (Thayendanega) 1783, schrieb: Die Indianer der sechs Völker haben von Natur

ist dies ein Beweis davon, dass jedes Volk seine eigenen Begriffe von Schönheit habe, und jedes in seiner Weise bestrebt sei, dasjenige, was ihm als eine Unvollkommenheit seines Körpers erscheint, möglichst zu beseitigen und durch künstliche Mittel das, was es für schön hält, in der grössten Vollkommenheit darzustellen. Desshalb wachen jene Stämme, bei denen ein bartloses Kinn und eine glatte Haut als höchste Schönheit betrachtet werden, mit ängstlicher Sorgfalt darüber, dass jedes erscheinende Härchen sogleich entfernt werde, wesshalb bei ihnen eine Pincette [1]) zum Ausziehen der Haare ebenso nothwendig zur Toilette gehört, wie uns die Seife. [2])

sämmtlich Bärte, wie alle Indianervölker Nordamerikas, die ich gesehen habe. Einige Indianer lassen einen Theil des Bartes am Kinn und auf der Oberlippe stehen, und einige wenige unter den Mohawks rasiren sich mit Messern, wie die Europäer, aber bei weitem die meisten ziehen ihren Bart mit der Wurzel aus, sobald er sich zeigt und da sie dies ihr ganzes Leben hindurch fortsetzen, so scheint es, als hätten sie überhaupt keinen Bart oder nur ein paar einzelne Haare, die sie auszureissen unterlassen haben. Ich bin jedoch der Meinung, dass, wenn die Indianer sich rasiren wollten, sie so dicke Bärte wie die Europäer bekommen würden. Waitz, die Indianer Nordamerikas. S. 77. — It is true, very few of them (Indians) are thus equipped (with beard). It is not, however, because nature has denied to them this appendage, but because they decline of the boon and in token of their dislike to it, pluck it aut. Aged Indians, however, tired of the process, sometimes omit to do this, when the appendage reappears. M'Kenney, Mémoires. II. 13.

[1]) Bei manchen Stämmen werden zum Ausreissen der Haare zweischalige, gut schliessende Muscheln gebraucht, so auf den Freundschafts-Inseln, in Neuseeland, in Brasilien und wahrscheinlich auch bei den Esquimaux auf Grönland, von denen Fabricius sagt, dass sie die Miesmuschel als Rasirwerkzeug (rasorium) benützen Bastian und Hartmann, Zeitschrift für Ethnologie. 1872. S. 32.

[2]) Das Ausreissen der Haare ist gewöhnlich bei den Chilesen (Molina), bei den Araukanern, Chaymas, Knistenaux, bei den Indianern von Kanada, vom Kupferminenfluss und Nootkasound (Lawrence, Lectures p. 320); bei den Karaiben (Oldendorp, Geschichte der Mission etc. S. 22 ; bei den Tungusen und Japanesen, bei den Bewohnern von Sumatra, der Palewa- und Marquesasinseln (Lawrencence, Lectures p. 316).

Wenn auch nicht geleugnet werden kann, dass die stärkere oder schwächere Haarentwicklung grossentheils von allgemeinen Ursachen abhängt, die noch nicht hinlänglich aufgeklärt sind, so dürfte man doch auch kaum in Abrede stellen können, dass das Ausreissen der Haare, viele Generationen fortgesetzt, allmälig eine erbliche Haarlosigkeit begründen könne.[1]) Jedenfalls ist soviel gewiss, dass manche Reisende hiedurch irregeführt, eine natürliche Bartlosigkeit da angenommen haben, wo sie nur künstlich herbeigeführt war.

In direktem Gegensatz zu der glatten Haut der farbigen Rassen steht die vollständige Behaarung, die man an einzelnen Stämmen beobachtet haben will. Schon Pomponius Mela[2]) beschreibt die Völker in Caramanien als ganz behaart; auch Diodor und Arrian erwähnen ganz behaarte Völker. In neuerer Zeit hat man von den maldivischen Männern behauptet, dass sie am ganzen Körper behaart seien.[3]) Forster erzählt, dass er auf den Inseln Tanna, Malicollae und Neukaledonien einzelne Individuen gefunden habe, welche mehr oder weniger am ganzen Körper behaart gewesen seien.[4]) Nach Marsden, der freilich nur nach Hörensagen berichtet, soll es im Innern von Sumatra vollständig behaarte Menschen geben. Sind diese Nachrichten nur sehr wenig verbürgt, so dürfte dagegen die Angabe, dass die Ainos auf den kurilischen Inseln auf der ganzen Körperoberfläche behaart seien, nicht ganz in das Bereich der Fabeln verwiesen werden. Schon Spangenberg erwähnt dieses, und La Peyrouse versichert, sie hätten nicht blos starke, buschige Bärte, die bis auf die Brust herabhängen, sondern sie seien auch an Armen, Hals und Rücken mit Haaren bedeckt. Ebenso sagt Broughton, dass ihre Körper fast gänzlich mit langen Haaren besetzt seien, und dass er dies so-

Die Buräten erhalten nur den Bart unter dem Kinn, allen übrigen reissen sie aus. (Blumenbach, de varietat.)

[1]) Blumenbach über den Bildungstrieb. S. 66. Eble, Lehre von den Haaren.

[2]) Pompon. Mela, de situ Orbis c. VIII.

[3]) Allgemeine Historie der Reisen. VIII. 199.

[4]) Forster, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt. S. 218

gar an Kindern von zartem Alter beobachtet habe.[1] Bei den Japanesen hat sich die Sage gebildet, dass die Ainosweiber junge Bären aufsäugen, welche durch die menschliche Pflege allmälig zu Menschen umgebildet würden, ohne jedoch die Haare zu verlieren. Bei den spärlichen Nachrichten, die wir über dieses Volk haben, ist es schwer zu entscheiden, ob diese Behaarung wirklich, wie La Peyrouse will, ausnahmslos bei allen Individuen gefunden werde, oder ob sie nur häufiger als bei uns vorkomme. Fast möchte man das letztere glauben, wenn es anders wahr ist, was Krusenstern[2]) berichtet, dass nämlich ein sechsjähriger Ainosknabe am ganzen Körper behaart gewesen, während sein Vater und andere Erwachsene sich in nichts von dem Europäer unterschieden hätten. Wenn aber auch die Behaarung bei diesem Volke ganz allgemein wäre, so dürfte doch kein grosses Gewicht darauf gelegt werden, da, wie Krusenstern und La Peyrouse einstimmig versichern, auch in Europa leicht einzelne Individuen gefunden werden können, welche nicht minder stark behaart sind. Auch Heine[3]) fand nach Untersuchung mehrerer Ainos ihren Körper nicht mehr behaart als den vieler Matrosen.

Merkwürdig ist nur dies, dass ein so reicher Haarwuchs bei einem Volke sich zeigt, das der haarlosen mongolischen Rasse angehört und nach Klaproth mit den Samojeden zunächst verwandt ist. Welche Ursachen diese reichliche Haarentwicklung bei den Ainos zur Folge haben, kann ebenso wenig nachgewiesen werden, als man anzugeben im Stande ist, warum bei dem kaukasischen Stamme in einzelnen Fällen die Haut mit hornartigen Auswüchsen bedeckt wurde (Stachelschweinmenschen), in andern aber sich mit einem dichten Haarpelze oft in ungewöhnlich kurzer Zeit überzog.[4]) Es ist indess nicht

[1]) Prichard, natural history of man. p. 229.

[2]) Bei Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. III. 486.

[3]) Heine, die Expedition in die See von China und Japan. II. 223.

[4]) Ollivier berichtet, dass eine Frau, die eine sehr weisse Haut und schwarze Haare hatte, nach ihrer Genesung von einer chronischen Magenentzündung am ganzen Körper eine Menge kleiner Hervorragun-

unwahrscheinlich, dass die klimatischen Verhältnisse hiebei eine Rolle spielen. Nach Eble wäre es nicht unmöglich, dass der Mensch, wenn er dem feindseligen Einflusse eines rauhen Himmels in zarter Jugend ohne gehörige Bekleidung ausgesetzt wäre, mit Haaren sich bedecken würde, und dass diese Behaarung, einmal vorhanden, auch erblich werden könnte.[1]) Denn je mehr der Mensch den Witterungseinflüssen ausgesetzt ist, desto kräftiger entwickelt sich bei ihm der Haarwuchs.

Struktur der Knochen.

Zu den wichtigsten Bestandtheilen des menschlichen Körpers gehören ohne Zweifel die Knochen, da sie die Grundlage sowohl für den Körper im Allgemeinen als auch für seine besonderen Theile abgeben. Was die Gebirgsformation für die Erde ist, das sind die Knochen für den Körper, das Tragende und Gestaltgebende. Da auf ihnen also zunächst die Stetigkeit der organischen Theile, das was wir Gestalt nennen, beruht, so ist es wohl von selbst einleuchtend, dass sich in ihnen die Eigenthümlichkeiten, wodurch sich die Individuen und Völkerstämme äusserlich von einander unterscheiden, vorzugsweise abprägen müssen, wesshalb schon Troxler sich dahin äusserte, dass „in dem Knochensystem das wichtigste und giltigste Zeichen dafür erscheine, welch' ein schaffender Geist und welch' eine geschaffene Welt sich im Leben durchdrangen.“ Es ist daher von selbst klar, dass das osteologische Moment bei der Charakteristik der verschiedenen Menschenstämme ein Haupt-

gen bemerkte, aus denen sich mit grosser Schnelligkeit Haare entwickelten, so dass in einem Monate die ganze Oberfläche des Körpers, mit Ausnahme der Hände und des Gesichtes, vollständig behaart wurde. Die Haare waren wenigstens einen Zoll lang, schwarz und standen dicht neben einander Meissner, Encyklopädie der medizin. Wissenschaften.

[1]) Eble, Lehre von den Haaren. II. 234.

gewicht erhalten müsse. Die Bedeutung der Knochen wird aber auch noch dadurch erhöht, dass sie nur langsam, wenigstens im Verhältniss zu den Weichtheilen, verwesen und eben desshalb oft die einzigen Ueberreste bilden, welche uns einige Kunde von längst verschwundenen Menschenstämmen vermitteln. „Jahrhunderte, ja Jahrtausende, sagt Carus, kann ein ausgebildetes Skelet den individuellen Tod des Organismus überdauern und nach dieser Zeit demjenigen, welcher im Stande ist, diese organische Hieroglyphenschrift zu lesen und zu verstehen, eine bestimmte Einsicht in die Eigenthümlichkeit der ganzen Organisation, von welcher es der Ueberrest ist, verstatten." Bei der hohen Bedeutung, welche den Knochen, vorzüglich aber dem Schädel, auch bei der Rassenbestimmung zukommt, ist es selbstverständlich, dass dieselben hier einer genauern Besprechung unterworfen werden.

Was zunächst die Struktur der Knochen anlangt, so besteht ihre erste Grundlage aus Galerte, welche sich erst dadurch zur festen Masse, welche wir Knochen nennen, ausbildet, dass sich in und um dieselbe Kalkerde ablagert[1]. Darum sind die Knochen im Kindesalter noch weich und knorpelartig und desshalb eines Bruches kaum fähig, während sie mit zunehmendem Alter immer härter und spröder werden aus keinem andern Grunde, als weil die erdige Substanz fortschreitend immer mehr Uebergewicht über die organische erhält. Sind nun auch die Bestandtheile der Knochensubstanz überall dieselben, so ist es wohl von selbst einleuchtend, dass das Verhältniss der organischen zur unorganischen Substanz je nach dem Alter und der schnellern oder langsamern Entwicklung sich sehr verschieden gestalten müsse. Wenn darüber auch keine Meinungsverschiedenheit herrscht, so hat man dagegen behauptet, dass die Knochen des Negers dicker und ihr Gefüge dichter sei, wesshalb das Skelet auch eine grössere Schwere habe als beim

[1]) Nach der chemischen Analyse besteht der eigentliche Knochen aus 32,17 in Wasser lösbarem Knorpel, 1,13 Gefässe, 53,04 phosphorsaurer Kalkerde, 11,30 kohlensaurer Kalkerde, 1,16 phosphorsaurer Talkerde, 1,20 Natron. Schmidt, anthropologische Briefe. S. 106.

Europäer[1]). Schon Paaw[2]) verglich die Negerschädel mit eisernen Helmen, an denen das Schwert abpralle, und Sömmering[3]) behauptet, dass die „Substanz der Hirnschale bei dem Neger dichter, härter, spröder und beinahe der von gemeinen Thieren ähnlich sei." Dass sich die Negerschädel in der That im Allgemeinen durch ein sehr dichtes Gefüge, wodurch sie dem Elfenbein ähnlich werden, durch grössere Dicke und eben desshalb auch durch ein grösseres Gewicht auszeichnen, lässt sich wohl um so weniger bezweifeln, als auch die Beobachtungen eines ausgezeichneten und zuverlässigen Forschers in unseren Tagen das gleiche Ergebniss lieferten[4]). Diese Eigenthümlichkeit macht es auch möglich, dass kämpfende Neger gelegentlich mit ihren Schädeln gleich den Widdern auf einander stossen, und die anprallenden Schädel ein sehr vernehmbares Geräusch verursachen, dass sie ferner grosse Lasten auf dem Kopfe tragen, zumal Wasser, ein Kunststück, das sie mit Sicherheit und Anstand auszuführen vermögen[5]). So allgemein nun diese

[1]) The bony substance of the Negro skull is denser and harder; the sides of the skull thicker and the whole weight consequently more considerable. Lawrence, Lectures.

[2]) Aethiopes quam dura crassaque habent capita, bone Deus, non os sed militarem te tangere dicas galeam. Norant Hispani, Aloisio Cadamusto teste, ducturi novum in Insulam D. Thomae, Angolam vicinaque Aequatori loca militem, illud imprimis ipsis inculcant, ne cum incolis conflicturi unquam caput ipsis petant, experientia docti protinus desilire ensem. Magnus mihi craniorum numerus, in quibus incredibilem quoad crassitiem tenuitatemque cernere est diversitatem. Paaw, Succenturiatus anatomicus de capitis vulneribus. Lugd. Batav., 1516. p. 14.

[3]) Sömmering über die körperlichen Verschiedenheiten des Negers 1785. S. 51.

[4]) Pruner, Krankheiten des Orients, S. 64. sagt: „Das Skelet des Negers ist schwerer, die Knochen sind dicker und grösser im Verhältniss zu den Muskeln, die sie zu bewegen haben, gewöhnlich auch weisser wegen des Vorherrschens der Kalksalze."

[5]) H. Smith, Nat. history of the human species. Edinb. 1848 p. 192. Hence Negroes of all human beings are distinguished for fighting, by occasionally butting with their heads foremost, like rams, at each other, the collision of their skulls giving a report that may be heard to some distance.

übermässige Knochenentwicklung bei den Negern auch sein mag, so kommt sie ihnen doch nicht allein, noch auch allen Negern zu, was doch der Fall sein müsste, wenn man hierin ein spezifisches Me kmal erblicken wollte. Schon Herodot[1]) bemerkt, dass die Schädel der Perser leichter und dünner seien, als die der Aegyptier, was er dem Umstande zuschreibt, dass die Aegyptier von der frühesten Jugend an das Haupt unbedeckt liessen, während die Perser es sorgfältig mit ihrer Tiara bedeckten. Diese Nachricht wird in Bezug auf die Aegyptier in merkwürdiger Weise nicht nur durch den Schädel einer ägyptischen Mumie, welchen Prichard[2]) beschreibt, sondern auch durch Pruner's[3]) Beobachtungen bestätiget, welcher von den Nachkommen der alten Aegyptier, den Kopten sagt, dass ihre Schädel hart- und dickknochig, die Knochen des Skeletes stark und dick seien, und dass der Dickschädel, gegenüber dem persischen, noch bis heute ein Vorrecht des ägyptischen Landmannes geblieben sei. Auch die Schädel der Neuholländer[4]), noch mehr aber die mancher Indianerstämme Brasiliens sollen sehr hart sein[5]). Schon Herera erzählt, dass die spanischen Eroberer nicht im Stande waren, die Schädel der Eingebornen von Cuba und Haiti mit dem Schwerte zu spalten.[6]) Auch die Vandiemensländer haben sehr dicke Schädelknochen und zerbrechen das Holz meist mit dem Kopfe, den sie dabei als Stützpunkt gebrauchen. Wie die Kaffern, die nicht mehr zur eigentlichen Negerrasse gerechnet werden, durch einen dicken Schädel sich auszeichnen[7]), so wird auch von den Mala-

[1]) Herodot III. 12: αἱ μὲν τῶν Περσέων κεφαλαί εἰσιν ἀσθενέες οὕτω, ὥστε εἰ θέλεις ψήφῳ μούνῃ βαλέειν, διατετρανέεις· αἱ δὲ τῶν Αἰγυπτίων,οὕτω δή τι ἰσχυραί, μόγις ἂν λίθῳ παίσας διαῤῥήξεις.

[2]) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. I. 334.

[3]) Pruner, Krankheiten des Orients. S. 58. Der Mensch in Raum und Zeit. S. 42

[4]) Lesson bei Weerth, Entwicklung der Menschenrassen.

[5]) Blumenbach hat in der 6. Dekade den Schädel eines Botokuden abgebildet, den er als sehr schwer und von dichtem Gefüge bezeichnet.

[6]) Waitz, Anthropologie d. N. I. 255.

[7]) Der in der Münchner Sammlung befindliche Kafferschädel ist von äusserst derbem Gefüge und sehr schwer.

baren gerühmt, dass sie sehr grosse Lasten auf dem Kopfe zu tragen vermögen[1]). Wie wir so nicht allein bei Negern, sondern auch bei andern Völkerstämmen Schädel von ausgezeichneter Dicke finden, so fehlt es an solchen auch in Europa nicht. Insbesondere zeichnen sich nach Lenormant die Bretagner durch diese Eigenthümlichkeit aus, welche ebenso wie die Neger oft Stirn gegen Stirn kämpfen, und Prichard hat mehrere Schädel gesehen, welche ebenso dick und dicht waren, wie die der Neger. Wer mit einiger Aufmerksamkeit unsere Friedhöfe und Beinhäuser durchmustert, wird erstaunt sein, neben den zartesten und leicht verweslichen Schädeln auch solche zu finden, welche ein äusserst dichtes Gefüge haben und eben desshalb und wegen der grösseren Dicke ihrer Wandungen ein ungleich grösseres Gewicht besitzen, als andere. Auch fehlt es bei uns, zumal in manchen Gegenden, nicht an Leuten, welche eben so grosse oder noch grössere Lasten als die Neger auf dem Kopfe tragen und zwar mit einer Gewandtheit im Halten des Gleichgewichtes, die den Unkundigen völlig in Erstaunen setzt. Wenn man daher auch zugeben muss, dass das Knochengerüste bei den schwarzen Völkern im Allgemeinen dicker und schwerer sei, als bei den übrigen Rassen, so kann man doch auch nicht leugnen, dass diese Eigenthümlichkeit, wenn auch seltener und mehr vereinzelt, auch bei den anderen Menschenstämmen vorkomme, und daher aufhöre, ein spezifisches Merkmal zu sein. Dazu kommt noch, dass es auch bei den Negern nicht an Individuen fehlt, deren Knochengerüste eben so zart und leicht ist, als das der Europäer. Prichard hat mehrere Schädel von ziemlich gleichem Umfang gewogen und bei einem Negerschädel das kleinste Gewicht gefunden, während zwei andere von demselben Stamme nur unmerklich schwerer waren als ein Griechenschädel.[2])

[1]) Smarda, Reise um die Welt. I. 255.

[2]) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. I. 335.

Griechenschädel	1	Pfund	$11^{1}/_{2}$	Unzen,
Mulattenschädel	2	„	10	„
Neger Nr. 1.	2	„	—	„
Neger Nr. 2.	1	„	$12^{1}/_{2}$	„

Wenn man nach den Ursachen fragt, welche die im Allgemeinen nicht zu leugnende grössere Dichtheit und Dicke des Negerschädels herbeiführen, so ist es wohl unmöglich, eine bestimmte und zugleich erschöpfende Antwort zu geben. Der Wechselbeziehungen, welche zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden äussern Natur bestehen, sind eben so viele und mannigfaltige, ihr Wirken oft so dunkel und verborgen, dass sie das menschliche Auge ebenso wenig zu erspähen vermag, wie jene geheimnissvollen Kräfte, welche auf dem Wechselverhältniss von Geist und Körper beruhen. Soviel steht indess unzweifelhaft fest, dass Klima und Bekleidung hiebei eine hervorragende Rolle spielen, wie dies schon Herodot und neuerlich Delegorgue in Bezug auf die Zulukaffern ausgesprochen haben. Es ist eine von allen Reisenden bestätigte Thatsache, dass die Neger von Jugend auf unbedeckten Hauptes sich den glühenden Strahlen einer senkrechten Sonne aussetzen, ohne den geringsten Nachtheil für ihre Gesundheit zu befahren [1]; dass dagegen dem Gehirne der Europäer die Gluthen der tropischen Sonne leicht gefährlich werden können, ist eine Erfahrung, die schon mancher unvorsichtige Reisende mit dem Leben bezahlen musste. Es ist nun keinem Zweifel unterworfen, dass der menschliche Organismus, biegsam wie kein anderer, in sich das Streben und Vermögen besitze, den Einflüssen der äussern Natur sich anzubequemen und sich mit

Neger Nr. 3.	1	Pfund	5¼	Unzen,
Neger Nr. 4.	1	„	11¾	„
Neuseeländer	1	„	10¼	„
Chinese	1	„	7½	„
Zigeuner	2	„	—	„

[1]) H. Smith, Natural history, p. 192 sagt: The dense spherical structure of the head enables several tribes to shave their crowns and in this exposed state to remain with the lower half of the body immersed in water under a vertical sun.

Stanhope Smith, Versuch etc., S. 41, berichtet nach eigener Anschauung, dass Negermütter ihre kaum sechs Wochen alten Kinder ohne irgend einen Schutz in den glühend heissen Sand legten, und erfuhr von denselben, dass trockener Sand und Sonnenhitze den Kindern gar nicht schade.

ihr ins Gleichgewicht zu setzen. Den sprechendsten Beweis hiefür liefern die Akklimatisationskrankheiten. Der Organismus bildet ein lebendiges Ganze und ist nur dann gesund, wenn alle einzelnen Organe die ihnen angewiesenen Funktionen in normaler Weise auszuführen im Stande sind. Jedes einzelne hängt von den andern ab, wirkt aber wieder bestimmend auf sie zurück. Wie daher das Knochensystem eine wesentliche Lebensbedingung für das Nervensystem ist, so wird hinwiederum das erstere von dem letzteren fortwährend bestimmt und in seiner Fortbildung stetig modifizirt. So umgibt sich das Gehirn mit einer dichteren und festeren Hülle, welche ihm Schutz und Sicherung gegen die Tropenhitze gewährt, wie ja auch das Waizenkorn, das im kalten und feuchten Lande mehr Schutz bedarf, die Fähigkeit hat, sich allmälig mit einer dickeren Haut zu umgeben. Unbedeckten Hauptes gibt sich der Neger vom zarten Kindesalter an dem Einflusse einer glühenden Sonne Preis, wodurch ein fortdauernder Reiz, eine Art Entzündung am Schädel herbeigeführt wird, in deren Folge ein grösserer Blutandrang dahin und folglich auch ein reichlicherer Stoffabsatz stattfindet. Dass das Klima hiebei vorzugsweise betheiliget sei, dafür dürfte auch der Umstand sprechen, dass die Rhachitis, welche wesentlich darin besteht, dass die Knochen zu wenig Zufuhr an erdigen Bestandtheilen erhalten, nur in den nördlichen, zumal feuchten Gegenden, nicht aber in den Tropen vorkommt, wie auch nur hier jene Thiere ihre Heimat haben, welche die dichtesten Knochen, das Elfenbein, liefern. Dass auch die verschiedenen Nahrungsmittel einen sehr bedeutenden Einfluss auf die Knochenbildung ausüben, ist so einleuchtend, dass es kaum nöthig ist, daran zu erinnern. Die Chemie hat nachgewiesen, dass in den vegetabilischen Nahrungsmitteln in grosser Menge Zucker enthalten sei, der, nachdem er in Milchsäure sich umgewandelt hat, kohlensauren Kalk auflöst, welcher bekanntlich einen der Hauptbestandtheile der Knochen und Zähne bildet, aber erst durch seine Auflösung für dieselben zugänglich wird.[1]) Es ist nun bekannt, dass die Neger in den Colonien ausserordentlich

[1]) Lewis, Physiologie des täglichen Lebens. Leipzig 1860. I. 160.

weisse und kräftige Zähne besitzen, wohl aus keinem andern Grunde, als weil sie mehr Zucker denn andere Menschen essen. Kinder haben eine instinktartige Vorliebe für Zucker und vegetabilische Nahrungsstoffe wohl nur desshalb, weil sie den kohlen- und phosphorsauren Kalk zur Entwicklung des Knochensystemes bedürfen. Es liegt daher wohl keine Unwahrscheinlichkeit in der Annahme, dass bei jenen Völkerstämmen, welche vorzugsweise solche Lebensmittel geniessen, die das tauglichste Material zur Knochenbildung darbieten, das Knochengewebe auch dichter, das ganze Knochensystem stärker entwickelt und schwerer sei.

Bei der innigen Durchdringung von Geist und Körper ist es nicht anders möglich, als dass die lebendigste Wechselbeziehung zwischen beiden stattfinde, dass der eine bestimmend auf den andern einwirke. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, dass die Entwicklung der Knochenmasse auch von dem Zustande der geistigen Bildung beeinflusst werde. Wenn der Blödsinn lange dauert, wird auch die Ernährung des Gehirns gestört, es wird kleiner, während die Wandungen der Schädelknochen sehr bedeutend an Dicke zunehmen, wie Pinel, Esquirol, Tiedemann [2]) etc. beobachtet haben. Ebenso haben Dümoutier und andere nachgewiesen, dass dicke Schädel vorzugsweise bei Geisteskranken und geistig wenig entwickelten Personen vorkommen. Dies deutet ohne Zweifel darauf hin, dass, je weiter die geistige Thätigkeit zurücktritt, desto mehr eine thierische Verknöcherung eintrete, und je höher das Geistesleben sich gestaltet, desto mehr auch der Leib sich vergeistige und die erdige Masse abnehme. Darum sind, wie Warren [3]) versichert, die in New-York ausgegrabenen alten Negerschädel viel dicker als die von neuerem Datum, darum haben auch alle wilden Völker dickere und härtere Schädel als die civilisirten, [4]) wie auch die sprichwörtliche Redensart „harter Schädel“ nichts anderes als geringe oder wenig entwickelte Geistesgaben bedeutet.

[2]) Tiedemann, Gehirn des Negers. S. 14.

[3]) Bei Waitz, Anthropologie d. N. I. 87.

[4]) Linn. Martin, Naturgeschichte des Menschen. §. 212.

Das Becken.

Unter den Knochen des Skeletes hat das Becken eine hervorragende Bedeutung und nimmt nächst dem Schädel den ersten Rang ein. Es bildet gleichsam die Grundlage des ganzen Skeletes, indem es einerseits dem gesammten Rumpfe und seinen innern Organen zur Stütze dient, anderseits aber auch das Fundament aller natürlichen Bewegungen für den Menschen bildet; denn an seiner Aussenseite befinden sich die Gelenkpfannen, in denen die Schenkelknochen eingesenkt sind, welche nicht blos die Bewegung vermitteln, sondern auch den ganzen Körper zu tragen haben.

Das Becken, dem der berühmte Vesalius zuerst seinen Namen gegeben hatte, besteht aus mehreren Knochen (Darmbein, Sitzbein, Schambein), die in der Jugend durch Nähte getrennt sind, bei zunehmendem Alter aber vollständig zusammenwachsen. Bei der grossen Bedeutung, die dieser Knochen im menschlichen Organismus hat, lässt es sich schon von vornherein erwarten, dass sich in ihm nicht blos individuelle, sondern auch nationale Verschiedenheiten abprägen. Schon Sömmering[1]) hat behauptet, dass bei den Negern die Weichen und Hüften schmal und das ganze Becken enge sei. Pruner und Burmeister sagen übereinstimmend, der Neger habe ein engeres, mehr keilförmiges Becken mit hohen, vertikal stehenden Darmbeinen, wodurch es im Ganzen schmäler und schlanker werde. Dadurch, dass die Darmbeine steiler stehen, entsteht der mehr aufgetriebene hängende Bauch der Neger, worin Vrolik, Burmeister, Vogt und andere eine Annäherung an den Orang-Outang haben finden wollen. Es lässt sich allerdings nicht leugnen, dass der hängende aufgetriebene Bauch etwas Thierisches an sich habe, freilich nicht blos bei den Negern, sondern überall, wo er sich auch bei andern Rassen findet,

[1]) Sömmering, über die körperliche Verschiedenheit des Negers. S. 34.

und wenn das Becken des Negers dem thierischen näher steht, als das des Kaukasiers, so ist es desshalb noch kein thierisches, ebenso wenig als die Hinterglieder des Affen menschliche Füsse sind, so ähnlich sie denselben auch sein mögen. Im Gegentheil, das Becken des Negers trägt so sehr den Typus des Menschlichen an sich, dass es im Ganzen wie in seinen einzelnen Theilen leicht von dem des menschenähnlichsten Affen unterschieden werden kann.[1]) Selbst Huxley[2]) nennt das Becken den auffallend menschlichen Theil am ganzen Körper des Menschen und fügt bei, dass das Becken des menschenähnlichsten Affen, des Gorilla, bedeutend von dem menschlichen abweiche. Noch unendlich mehr verschieden sind die Becken der übrigen Affen, insbesondere des Gibbon. Vrolik, vorzüglich aber Weber,[3]) haben eine grosse Menge Becken von den verschiedensten Rassen untersucht und mit einander verglichen. Weber unterscheidet ovale, runde, viereckige und oblonge Becken, von denen die ovale Form den Europäern, die runde den Amerikanern, die viereckige den Mongolen, die oblonge den Negern zukommen soll. Wie aus Webers Untersuchungen aufs deutlichste hervorgeht, kann keine dieser vier Formen einem Volke oder einer Rasse ausschliesslich eigenthümlich bezeichnet werden. Es existirt zwar allerdings für jede Rasse eine Normalform, die als charakteristisch bezeichnet werden kann, um welche herum die abweichenden Formen bis zu den äussersten Grenzen sich gruppiren; allein bei jeder Rasse kommen immer auch die Formen der übrigen Rassen vor, mehr oder minder ausgeprägt und durch die mannigfachsten Uebergänge mit einander verbunden. So ist die ovale Form allerdings bei den Europäern die gewöhnliche und steht mit der ovalen Gesichtsform im Einklang; aber es kommen

[1]) Blumenbach, de varietate etc., p. 13, sagt: Maximum vero accedit robur hactenus dictis consideratione pelvis humanae, cujus peculiaris plane conformatio itidem characterem diagnosticum praebet, quo homo mirum quantum a simiis anthropomorphis et in universum ab omnibus et singulis reliquis mammalibus longissime et apertissime differt.

[2]) Huxley, Stellung des Menschen. S. 84.

[3]) Weber, Lehre von den Ur- und Rassenformen des Schädels und Beckens. Düsseldorf. 1830.

auch runde, viereckige und keilförmige Becken vor, wenn auch nur vereinzelt und gleichsam als Ausnahmen, während auf der andern Seite die ovale Form auch bei dem wildesten Stamm in Amerika, den Botokuden, gefunden wird. Der runde Typus scheint am häufigsten bei den Amerikanern und Malayen vorzukommen. Weber fand ihn aber auch bei den Europäern und sogar bei den Negern und Hottentotten. Die viereckige Form ist am häufigsten bei den Nationen mit pyramidalem Schädel, besonders bei den nördlichen Asiaten, aber man fand sie auch bei den Europäern und Mestizen. Die oblonge Form ist bei der afrikanischen Rasse am gewöhnlichsten und entspricht hier der verlängerten Gestalt des Schädels, aber sie wurde auch bei den Europäern und Botokuden getroffen. Man sieht hieraus, dass in den verschiedenen Beckenformen eben so wenig, als in der Hautfarbe ein konstantes Merkmal gesucht werden dürfe, nicht nur desshalb, weil keine Form einer Rasse ausschliesslich zukommt, sondern auch desshalb, weil die extremen Formen durch allmälige Uebergänge mit einander aufs engste verbunden sind. Durch welche Einflüsse die verschiedenen Beckenformen bedingt seien, kann mit Sicherheit nicht nachgewiesen werden. Jedenfalls ist aber so viel gewiss, dass im Allgemeinen eine Conformität zwischen der Gestalt des Schädels und des Beckens bestehe, was es höchst wahrscheinlich macht, dass die Einflüsse, welche modifizirend auf den Schädel einwirken, in gleicher Weise auch ihre umbildende Thätigkeit auf das Becken ausüben. Wenn Gobineau[1]) meint, die von Weber beobachteten Abweichungen des Beckens von der Rassenform seien nur dem Einflusse fremden Blutes zuzuschreiben, so ist dies eben nur eine Ansicht, die nicht nur jeden Beweises, sondern sogar der Wahrscheinlichkeit entbehrt. Denn wenn auch bei den Botokuden und Negern an fremdes Blut gedacht werden könnte, so ist es doch ganz unmöglich, einen Einfluss von Negerblut da vorauszusetzen, wo bei deutschen Becken sich die oblonge Negerform zeigt.

[1]) Gobineau, Sur l'inégalité des races humaines. 1853. I. 193.

Form des Schädels.

Kein Theil des menschlichen Skeletes ist wichtiger und bedeutungsvoller, keiner bietet aber auch grössere Verschiedenheiten dar, als der Schädel. An ihm befinden sich nicht blos die Sinnesorgane, sondern er umschliesst in seiner gewölbten Höhle auch das Gehirn, welches als das eigentliche Lebensorgan, als Centralpunkt des physischen und geistigen Lebens betrachtet werden muss. So gross nun die Mannigfaltigkeit ist, welche wir in der Entwicklung der Thätigkeitsäusserung dieser Organe finden, ebenso gross sind auch die Verschiedenheiten, die uns an den Schädeln der Individuen und Rassen entgegentreten. Am Schädel, sagt Prichard, treten die Rassenunterschiede am deutlichsten und am meisten charakteristisch hervor. Vesalius [1]) war wohl der erste, der auf die Eigenthümlichkeiten der Schädelform bei den verschiedenen Nationen aufmerksam gemacht hat; nach ihm hat Pownal [2]) zwar die Farbe als Eintheilungsgrund angenommen, gleichwohl aber darauf hingewiesen, dass in der Verschiedenheit der Schädelbildung ein charakteristisches Merkmal der einzelnen Rassen liege.

Camper [3]) war der erste, welcher die Schädelverhältnisse durch den sogenannten Gesichtswinkel näher zu bestimmen suchte. Er betrachtete nämlich den Schädel von der Seite und zog zuerst eine Linie von dem erhabensten Theile der Stirne bis zu dem am meisten vorspringenden Theile des Oberkiefers; dann eine zweite von der Mitte des äussern Gehörganges zur Basis der Nase. Der Winkel, unter dem sich die beiden

[1]) Vesalius, de corp. hum. fabrica. Basil. 1553: Plerasque nationes peculiare quid in capitis forma sibi vindicare constat.

[2]) Wiseman, Zusammenhang etc. S. 129.

[3]) Peter Camper, einer der berühmtesten Aerzte Hollands und bekannt durch seine ausgezeichneten Leistungen in der Anthropologie und in allen Fächern der Medizin, starb zu Haag 1789.

Linien schneiden, muss um so kleiner sein, je mehr das Oberkiefer vorspringt, und die Stirne zurücktritt, um so grösser dagegen, je mehr das Gegentheil stattfindet. Bei regelmässig gebauten Schädeln variirt dieser Gesichtswinkel zwischen 75° und 85°, jedoch so, dass er bei den schönsten und edelsten Formen, vorzüglich in der kaukasischen Rasse, nicht selten 90° erreicht, während er bei sehr tief stehenden Menschenstämmen, z. B. bei einigen Negern und bei krankhaften Individuen, wie bei den Cretinen, bis auf 70° und sogar noch tiefer sinken kann. „Der Gesichtswinkel ist, wie Burmeister [1]) sagt, ein Prüfstein der geistigen und nationalen Anlagen und erscheint bei den griechischen Statuen, in denen wir das Ideal der menschlichen Körperbildung bewundern, bis auf 90° gesteigert, gleichsam als hätten die alten Meister dadurch die höchste geistige Vollendung ihrer Götter und Heroen bethätigen wollen; jede Steigerung über 90° wird widerlich und führt die gesunde menschliche Form in die krankhafte eines Wasserkopfes hinüber." Während Burmeister das Minimum des Gesichtswinkels, das nur bei krankhafter Form, wie bei den Cretinen, nicht erreicht wird, auf 75° angibt und mit 70° den Affentypus beginnen lässt, sollen nach Vogt [2]) die von Delalande nach Paris gebrachten Schädel der Namakoas, einer südafrikanischen Völkerschaft, nur 64° betragen. Wenn diese Angabe richtig ist, was noch nicht unbezweifelt feststeht, so ist doch jedenfalls kein Beispiel bekannt, dass ein normaler Menschenschädel unter 64° herabgesunken wäre, während er bei dem erwachsenen Chimpansen auf 35°, bei dem Orang-Outang auf 30° herabgeht. Wenn man früher den Gesichtswinkel bei dem Orang-Outang auf 60—64° geschätzt hat, so liegt, wie Owen nachgewiesen hat, der Grund hievon darin, dass man nur unausgewachsene Exemplare, bei denen die Kiefer noch nicht vollständig ausgebildet waren, untersucht und gemessen hatte. [3])

[1]) Burmeister, Geschichte der Schöpfung. S. 510.

[2]) Vogt, Vorlesungen. I. 177.

[3]) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. I. 337 u. 340.

Obwohl Camper [1]) der festen Ueberzeugung war, durch den Gesichtswinkel den Unterschied der Menschenrassen und zugleich den Abstand der verschiedenen Thiere vom Menschen genau bestimmen zu können, so zeigte es sich doch bald, dass er bei der Rassenbestimmung nur ein sehr untergeordnetes Merkmal abgeben könne, indem er wenig mehr, als eine allgemeine Anschauung von dem grossen charakteristischen Unterschiede zwischen dem Menschen uud einigen Thieren gewährt, ohne jedoch die Unterschiede, die innerhalb des Menschengeschlechtes selbst bestehen, und noch viel weniger die unter den Thieren anzugeben. Schon Blumenbach [2]) hat gezeigt, dass diese Messung nur auf jene Varietäten des Menschengeschlechtes anwendbar sei, welche in der Richtung der Kinnladen von einander abweichen, keineswegs aber auf jene, welche sich durch ein in die Breite gezogenes Gesicht auszeichnen; dass ferner ganz verschieden gebaute Schädel den gleichen Gesichtswinkel haben können, während er bei solchen, die gleich oder doch ganz ähnlich gebildet sind, ganz verschieden sein könne. Der Schädel eines Congonegers und der eines Lithauers in der Blumenbach'schen Sammlung haben fast denselben Gesichtswinkel, obschon sie sonst ganz verschieden sind. Wie sehr dieser Winkel selbst bei einem und demselben Stamme variirt, zeigen Mortons Messungen an amerikanischen Schädeln. Als Mittel für die

[1]) In dem Winkel, den die beiden Linien beschreiben, besteht nicht allein der Unterschied der Thiere, sondern auch der unterschiedenen Nationen; und man würde sagen können, die Natur habe sich gleichsam dieser Winkel bedient, alle Verschiedenheiten der Thiere zu bestimmen und sie gleichsam stufenweise bis zum Schönen der schönsten Menschen hinaufsteigen zu lassen Also beschreiben die Vögel den kleinsten Winkel, und diese Winkel werden grösser, je nachdem sich das Thier mehr der menschlichen Gestalt nähert, was aus den Affenköpfen erhellt, von denen einer den Winkel von 42°, der andere (den man gemeiniglich den Todtenkopf nennt, und der am meisten einem Menschen ähnlich sieht) von 50° beschreibt; nächst dem der Kopf eines afrikanischen Mohren, der, sowie der Kalmücke, einen Winkel von 70° bildet, der Europäer aber macht einen Winkel von 80°. Camper's kleine Schriften. I. S. 15. Blumenbach, über die natürliche Verschiedenheit. S. 275.

[2]) Blumenbach, de varietate. p. 200.

toltekische Familie gibt er 75°, 35', für die barbarischen Völker 76°, 13', für die Algonquins 77° an, während bei demselben Stamme Schädel mit 70° und solche mit 86° vorkommen. Nach Harlan betrug der Winkel eines weiblichen Schädels vom Wabasch-Stamm 90°. Tiedemann [1]) versichert, Schädel von Negern, namentlich von Eboas und Kaffern, gesehen zu haben, deren Gesichtswinkel nicht kleiner war, als der bei Europäern. Selbst bei den Buschmännern, die doch zu den niedrigsten Stämmen gehören, finden sich Schädel mit fast 90° [2]). Während Camper den Gesichtswinkel der Kalmücken auf 70° angibt, erwähnt Aitken Meigs [3]) einen andern Kalmückenschädel mit dem höchsten Gesichtswinkel. Wenn man daher auch mit demselben Forscher gerne zugibt, dass dieser hochgradige Gesichtswinkel nicht den Rassencharakter bezeichne, sondern nur eine individuelle Eigenthümlichkeit sei, so wird man doch auch der Angabe, dass der Gesichtswinkel bei den Europäern 80—85°, bei den Mongolen 75—80°, bei den Negern 70—75° betrage, keinen andern Sinn beilegen dürfen, als dass die angegebenen Zahlen wohl auf die Mehrzahl der Rassenglieder passen, dass aber in jeder Rasse einzelne Individuen gefunden werden, die entweder den höchsten oder den niedrigsten Gesichtswinkel zeigen [4]). Ein konstantes Rassenmerkmal kann in ihm um so

[1]) Tiedemann, das Hirn des Negers. S. 49.

[2]) Pfaff, Schöpfungsgeschichte. S. 633.

[3]) Nott and Gliddon, Indig. Races. p. 256.

[4]) Die von Aeby untersuchten Schädel zeigten folgenden Gesichtswinkel:

Caraibe	68°
Maravineger	69°
Neger aus Mozambique, Guanche, Kalmücke, Indianer von Nordamerika, Sitkakane, Schwede	71°
Neger aus Sudan, Mahratte, Botocude, Grönländer	72°
Kaffer, Hottentotte, Chinese, Zigeuner, Tunguse, Buraete, Malabare	73°
Buschmann, Makassare, Puri, Bewohner der Sundainseln, Balinese, Nikobare, Finnländer, Tartare,	74°
Bewohner von Tonga, Sandwichsinsulaner, Baschkire, Türke, Däne, Jude, Etrusker, Holländer, Lappe	75°

weniger gefunden werden, als er nur die Profilansicht kennzeichnet, keineswegs aber die übrigen Eigenthümlichkeiten des Schädels, so bedeutend dieselben auch sein mögen, in Betracht ziehen kann. Man muss es daher als einen völlig missglückten Versuch bezeichnen, wenn Virey das Menschengeschlecht nach dem Gesichtswinkel in zwei Species abtheilte.

Wie Campers Gesichtswinkel, so ist auch Blumenbach's [1]) Betrachtungsweise des Schädels völlig unzureichend, schon desshalb, weil sie ziemlich willkührlich ist. Er betrachtete den Schädel mehr von hinten und oben und fand auf diese Weise, dass die kaukasische Rasse durch eine ovale Form des Schädels bei wenig vorspringenden Backen- und Oberkieferknochen sich charakterisire, während bei den Negern mehr die Längendimension vorherrsche und bei den Mongolen eine mehr viereckige, in die Breite gezogene Schädelform sich herausstelle. Die Blumenbach'sche Methode, den Schädel gleichsam aus der Vogelperspektive zu betrachten, gibt nur eine allgemeine Anschauung von demselben und ist wohl bei den ausgeprägten Rassentypen, keineswegs aber bei den zahllosen Zwischenstufen und Uebergangsformen genügend.

Knochenhöhlen Brasiliens, Nukahiver, Aegyptische Mumie, Graubündtner, Russe, Kosak	76°
Neuholländer	77°
Hindu, Grieche	78°
Buggise	80°

Aeby, die Schädelformen des Menschen und der Affen. S. 81.

[1]) J. Friedrich Blumenbach, geboren zu Gotha am 11. Mai 1752, während einer langen Reihe von Jahren Professor zu Göttingen, hatte nicht blos durch seine zahlreichen Schriften, die zum Theil bleibenden Werth haben, sondern vorzüglich auch dadurch die grössten Verdienste sich erworben, dass er eine wahrhaft grossartige Sammlung von Schädeln aus allen Nationen anlegte und so die Grundlage der vergleichenden Schädelkunde bildete. Er ist als eigentlicher Gründer der wissenschaftlichen Anthropologie zu betrachten, und sein Büchlein: De generis humani varietate nativa, Göttingen 1775, war wahrhaft epochemachend und ist jetzt noch, obwohl in mancher Hinsicht veraltet, von klassischem Werthe. Nach einer mehr als sechzigjährigen Lehrthätigkeit starb der allverehrte Greis am 22. Januar 1840.

In neuerer Zeit hat der Schwede Anders Retzius eine Methode vorgeschlagen, welche der bisherigen Unbestimmtheit durch eine klare und bestimmte Terminologie abzuhelfen versprach. Retzius legte nämlich ein grösseres Gewicht auf die Schädelhöhle und suchte zu zeigen, dass die Entwicklung eines der drei Hauptlappen des grossen Gehirns die Mannigfaltigkeit der äussern Schädelbildung bedinge. Er unterschied zwei Grundformen des Schädels, einmal die kurze runde oder viereckige, brachycephalische und dann die lange ovale, dolichocephalische. Beruht die dolichocephalische Form vorzugsweise auf einer grössern Entwicklung der hintern Gehirnlappen nach hinten, so sind diese bei der brachycephalischen kürzer, aber bei einigen Völkern dafür mehr in die Breite entwickelt. Wie für den Gehirntheil, so nimmt Retzius auch für den Gesichtstheil zwei Hauptformen an, die geradzähnige, orthognathe, wo die Zahnränder des Ober- und Unterkiefers nicht vorspringen und daher die Alveolarfortsätze und die in ihnen steckenden Zähne lothrecht auf einander stehen, und die schiefzähnige prognathe, wo die Kiefer so stark vorspringen, dass insbesondere die Schneidezähne des Ober- und Unterkiefers unter einem mehr oder weniger beträchtlichen Winkel auf einander stossen. Da beide Grundformen des Schädels sich mit beiden Gesichtsformen vereinigen können, so erhält man vier Klassen, unter welche alle Nationen der Erde eingereiht werden können, nämlich:

I. Gentes dolichocephalae
- a) orthognathae,
- b) prognathae.

II. Gentes brachycephalae
- a) orthognathae,
- b) prognathae.

Obwohl diese Eintheilung sehr wichtige Anhaltspunkte für die Vergleichung der verschiedenen Schädeltypen an die Hand gibt, so ist sie doch nicht ausreichend und allgemein anwendbar. [1]) Schon Welker hat nachgewiesen, dass Langschädel und

[1]) R. Wagner, zoologisch-anthropologische Untersuchungen. Göttingen 1861.

Kurzschädel nur extreme Formen darstellen, zwischen denen zahllose Völkerstämme gleichsam in der Mitte stehen und allmälige Uebergänge darstellen. Er schlug daher vor, eine dritte Form, Orthocephalae, Rechtsköpfe, einzuschieben, welche man mit Vogt [1]) und Broca besser Mittelköpfe, Mesocephalae, nennen dürfte. Allein auch so würde diese Eintheilung nicht genügen, da sie die differentesten Stämme mit einander vereiniget und wiederum solche auseinander reisst, welche in der engsten Verwandtschaft zu einander stehen. So wären die Tungusen prognathe Dolichocephalen wie die Hottentotten und Neger Afrikas, obwohl es nicht leicht grössere Gegensätze geben kann, als diese beiden Stämme in Bezug auf ihren ganzen physischen Bau und insbesondere den Kopf und Schädelbau darbieten. Ebenso werden die Lappen, Slaven und Perser mit einander vereiniget, während die Amerikaner, die doch selbst nach Morton eine zusammengehörige Rasse bilden, in vielfacher Abwechslung fast alle Formen darbieten und wenigstens in drei verschiedene Stämme geschieden werden müssten. So wichtig und unentbehrlich daher auch Retzius' Terminologie zur Bezeichnung gewisser Eigenthümlichkeiten des Schädels ist, so ist sie doch ganz ungenügend, wenn es sich darum handelt, die charakteristischen Merkmale, durch welche sich die Rassen von einander unterscheiden, zur Anschauung zu bringen. Sie bezeichnet, wie R. Wagner bemerkt, nur eine bestimmte Profilansicht und ist somit nur eine Erweiterung des Camper'schen Gesichtswinkels.

Indem wir die von Aeby, [2]) Welker, den Naturforschern der Novara etc. etc., vorgeschlagenen Methoden, die Form des Schädels zu bestimmen, übergehen, da sie noch zu wenig Anwendung gefunden haben und zum Theil auch zu komplicirt sind, um allgemeine Anerkennung finden zu können, erwähnen wir nur noch die von Prichard [3]) aufgestellte Eintheilung,

[1]) Vogt, Vorlesungen. I. 57.

[2]) Aeby, eine neue Methode zur Bestimmung der Schädelform des Menschen und der Säugethiere. Braunschweig 1862.

[3]) Prichard, Natural history of Man. London 1855. p. 101.
Dessen Researches into the physical History of Mankind 1836. I. 281. Deutsch von R. Wagner.

welche noch immer die beste zu sein scheint. Dieser ausgezeichnete Forscher führt sämmtliche Abweichungen der Schädelformen auf drei Haupttypen zurück, welche im Allgemeinen den von Blumenbach,[1]) Burmeister,[2]) Heussinger,[3]) Weber[4]) und Zeune[5]) aufgestellten entsprechen. Die von ihm unterschiedenen Formen sind:

1. Die ovale oder symmetrische;
2. die pyramidale, breite, mehr viereckige Form;
3. die prognathe, oder schmale, mehr in die Länge gezogene Form.

Bei der ovalen Form ist das Hauptmerkmal die grosse Entwicklung der Gehirnhöhle, wesshalb sich auch die Stirne durch ihre Erhabenheit im Verhältniss zur Grösse des Gesichtes auszeichnet. Die Backenknochen ragen nach keiner Richtung vor, und die Zähne des obern Kiefers stehen lothrecht auf denen des untern. Da die Kiefer und Jochbogen nach unten nicht hervortreten und mit der Stirne und den Backenknochen fast in einer Ebene stehen, so erhält das ganze Gesicht eine ovale Form. Da nicht nur Gesicht und Stirne mit einander im Einklang stehen, sondern auch alle Theile des Gesichtes vollkommen symmetrisch sind, so hat Pruner[6]) diese Schädelform mit Recht die harmonische genannt. Sie ist vorherrschend bei allen Nationen, welche zur kaukasischen oder indogermanischen Rasse gehören.

[1]) Blumenbach, de varietate etc. §. 62.

[2]) Burmeister, (Geschichte der Schöpfung, 1856, Seite 509) unterscheidet ovale, sphärische und elliptische Schädel.

[3]) Heussinger (Grundriss der phys. und psych. Anthropologie, 1829) hat ovalgesichtige, langgesichtige und breitgesichtige Menschen angenommen.

[4]) Weber (Ur- und Rassenformen des Schädels und Beckens der Menschen. Düsseldorf. 1830) stellt vier Hauptformen auf, nämlich die ovale, runde, vierseitige und keilförmige. Nach Wagner (Urgeschichte. II. 34) lassen sich jedoch die runde und vierseitige vereinigen.

[5]) Zeune (Ueber Schädelbildung, 1846) unterscheidet Hochschädel, Breitschädel und Langschädel.

[6]) Pruner, der Mensch im Raum und in der Zeit. S. 9.

Bei der prognathen Form ist der Schädel seitlich zusammengedrückt, die Stirne zurückweichend, die Backenknochen ragen nach vorne und ebenso die Oberkiefer, wodurch die Alveolarfortsätze dieselbe Richtung erhalten, und die Zähne in einem schiefen Winkel stehen. Dies bewirkt eine Verminderung des Gesichtswinkels und gibt dem Gesichte des Negers und Australiers seine eigenthümliche Hässlichkeit.

Bei der pyramidalen Form ist die relativ grössere Entwicklung der Jochbogen und der Gesichtsknochen im Vergleich mit der Grösse des Schädels die hervorstechendste Eigenthümlichkeit. Die Augenhöhlen sind gross und tief, der obere Theil des Gesichtes wird auffallend eben und flach, da die Nase platt ist, und die Nasenbeine ebensowohl, als die Zwischenräume zwischen den Augenbrauen und Backenknochen fast eine Ebene bilden. Diese Form ist bei den mongolischen Völkern die vorherrschende.

Es ist nun eine nicht zu leugnende Thatsache, dass durch die angegebenen Unterschiede die einzelnen Rassen im Allgemeinen ziemlich deutlich charakterisirt werden. Dies ist jedoch keineswegs so zu verstehen, als ob jedes Individuum der betreffenden Rasse diese Eigenthümlichkeiten an sich tragen müsse, oder dass sie in den übrigen Rassen gar nicht gefunden würden. Sie kommen im Gegentheil verhältnissmässig selten in ihrer Reinheit vor und werden vereinzelt mehr oder minder häufig bei allen Rassen angetroffen. Bei den indogermanischen Völkern ist zwar die ovale Form die vorherrschende, aber sie wird nur selten in ihrer Vollkommenheit getroffen, indem man sehr häufig eine Tendenz zu einem andern Typus oder zu einer Mischung der Charaktere findet, welche die übrigen Typen kennzeichnen. In jeder grössern Sammlung europäischer Schädel wird man auch solche finden, welche in der Proportion der Länge zur Breite eben so weit von einander abweichen, wie Neger und Mongolen, während andere eine Annäherung an den prognathen oder pyramidalen Typus darstellen.[1]) Schon Wagner[2]) hat in dieser Beziehung auf Webers Abbildungen europäischer Schädel hingewiesen, und man wird

[1]) Carpenter, Varieties in Todd's Cyclop.

[2]) A. Wagner in der Allgem. Zeitung. 1855. S. 1723.

in der That erstaunt sein, unter denselben auch solche zu finden, welche entschieden mongolische, amerikanische und selbst äthiopische Charaktere aufweisen. Ziemlich allgemein ist die Annahme, welche in den erhaltenen Kunstwerken und den noch vorhandenen Schädeln eine Stütze findet, dass die Griechen die vollendetsten Schädelformen bei der grössten Anzahl von Individuen gezeigt haben; die Georgier und Kaukasier dagegen, denen Blumenbach [1]) die erste Stelle anwies, sollen nur in den besseren Familien die schöne ovale Kopfform zeigen, während das gemeine Volk weit hinter dem Ideale der Schönheit zurückbleibe [2]). Auch bei den germanischen Stämmen findet man häufig vollendete Formen, obwohl auch nicht selten mehr oder minder deutliche Charaktere der andern Rassen zum Vorschein kommen. Nach Weber kommt die vierseitige (pyramidale) Form am häufigsten vor, während die zusammengedrückte (prognathe) Form am seltensten erscheint. Nach Pruner [3]) ist jedoch ein leichter Prognathismus im Westen Europas keine seltene Erscheinung, und Sömmering [4]) bezeugt ausdrücklich, dass es auch in Europa Schädel gebe, welche die Eigenthümlichkeit des Negers an sich tragen.

[1]) Blumenbach (de varietate §. 85) führt folgende Stelle aus Chardin an: Le sang de Géorgie est le plus beau de l'Orient, et je puis dire du monde. Je n'ai pas remarqué un visage laid en ce païs-là parmi l'un et l'autre sexe: mais j'y en ai vu d'angeliques etc. etc. Pallas meint, er habe hier mehr Schönheiten als anderwärts gesehen, während Reineggs (Beschreibung des Kaukasus, 1796, S. 216) sagt: Ich weiss nicht, was zu dem allenthalben so ausgebreiteten Vorurtheil Anlass gegeben haben mag, das weibliche Geschlecht der Tscherkessen für so schön zu halten. Ward, Natural history of Mankind, p. 50: That they — Circassians and, Georgians — present a high physical formation, there can be no doubt but their perfection of form and features would seem from the accounts given by trustworthy observers to have been exaggerated.

[2]) Carpenter, Varieties: the common people, who are engaged in cultivation of the soil are described hy travellers as being for the most part course and unshapely.

[3]) Pruner, der Mensch in Zeit und Raum. S. 55.

[4]) Sömmering (die körperlichen Verschiedenheiten etc. S. 15) führt auch Loder an, welcher den Schädel eines Thüringers als vollkommen negerartig beschreibt.

Auch den mongolischen Völkern ist die pyramidale Form nicht so eigenthümlich, dass bei ihnen nicht auch andere Formen gefunden würden. Die Eigenthümlichkeiten dieses Typus sind im Gegentheile oft so gemässiget, dass sie dem ovalen ganz nahe kommen oder unvermerkt in ihn übergehen. Diese Annäherung ist besonders bei den Chinesen und andern civilisirten Völkern Südostasiens sehr häufig, und man findet dort nicht selten Individuen, die man ihrer ganzen Kopfbildung nach für Europäer halten möchte. So konnte Daubenton an den Chinesenschädeln nichts finden, was sie von den europäischen unterschiede, und Gützlaff [1]) versichert, dass die Gesichtsbildung im Distrikte Teentsin mehr der europäischen als der asiatischen gleiche. Van der Hoeven hat einen Chinesenschädel gemessen, der in allen seinen Dimensionen nur sehr wenig von dem europäischen Typus abweicht.

Noch grössere Unterschiede finden wir bei der Negerrasse, wo der prognathe Typus stufenweise abgemindert erscheint und nicht selten vollständig in den ovalen übergeht. Es mag hier gleich im Allgemeinen bemerkt werden, dass die Neger meistens ganz falsch und ungerecht beurtheilt werden, indem man gewöhnlich annimmt, dass sie sämmtlich den hässlichen Typus haben, der im Nigerdelta der herrschende ist [2]). Dies ist aber eben so falsch, als wenn man annehmen wollte, dass alle Europäer dieselbe vollendete Schädelform aufzuweisen hätten, wie sie uns in dem von Blumenbach abgebildeten und beschriebenen Schädel einer Georgierin entgegentritt. Während man den Typus des kaukasischen Stammes nur in der vollendeten Form erblickt, glaubt man die typische Form der Neger nur bei Stämmen finden zu können, welche am tiefsten stehen und die hässlichsten Gestalten haben, ohne zu bedenken, dass diese als die entarteten Ueberreste zersprengter und zu Boden

[1]) Gützlaff's Bericht über seine zweite Reise nach China. S. 109, der deutschen Uebersetzung.

[2]) Latham (Nat. History of the varieties of Man. 1850, p. 471) meint, das eigentliche Land der Neger erstrecke sich vom Sennegal bis zum Niger und umfasse ausser diesen Stromgebieten nur noch Theile von Darfur, Kordofan und Sennaar.

getretener Völker ebenso wenig als Repräsentanten sämmtlicher Neger gelten können, als die entarteten irischen Stämme in Sligo und Mayo die Urform des kaukasischen Stammes darstellen. Indem man so zwei Extreme einander gegenüber stellt, erscheint die Differenz zwischen Europäern und Negern allerdings ungemein gross, aber man darf hiebei nicht vergessen, dass eine ungeheure Reihe von Abstufungen und Uebergangsformen in der Mitte liegt, welche die beiden Endpunkte mit einander verbinden und die anscheinend grosse Kluft vollständig ausfüllen. Kölle [1]), vielleicht der beste Kenner der Negervölker, sagt in dieser Beziehung ebenso treffend als wahr: „Was in Büchern häufig als Grundtypus der Negerphysiognomie dargestellt wird, würde von den Negern als eine Carrikatur oder im besten Falle als eine Stammeseigenthümlichkeit angesehen werden, die aber in Bezug auf Schönheit hinter der Masse der Neger zurückbleiben würde.“ Ein anderer ebenso gut unterrichteter als vorurtheilsfreier Beobachter, Winterbottom [2]), ist zu demselben Resultate gelangt, indem er sagt: „Die zurückweichende, enge Stirne, die gedrückte Nase, die dicken Lippen, die vorspringenden Backenknochen, womit die Afrikaner gewöhnlich carrikirt werden, sind keineswegs konstante Züge; man findet im Gegentheil jede Abstufung der Gesichtsbildung von dem widerlichen nur zu oft von ihnen entworfenen Gemälde bis zu dem schönsten europäischen Gesichte.“ Was diese beiden Forscher, die hier als massgebende Autoritäten betrachtet werden müssen, im Allgemeinen ausgesprochen haben, wird auch im Einzelnen durch die Berichte anderer Reisenden, welche tiefer in das Innere von Afrika eingedrungen sind, ebenso wie durch Untersuchungen an Negerschädeln vollkommen

[1]) In Petermann's Mittheilungen. 1855. S. 326.

[2]) Winterbottom, Account of the native Africans in the neighbourhood of Sierra Leone. I. 198. The sloping, contracted forehead, small eyes, depressed nose, thick lips and projecting jaws, with which the African is usually carricatured, are by no means constant traits; on the contrary almost every gradation of the countenance may be met with from the disgusting picture too commonly drawn of them to the finest cut of European features.

bestätiget. Schon Blumenbach hat in seinen Dekaden sechs Negerschädel abgebildet, welche, wie selbst Aitken Meigs[1]) zugesteht, sämmtlich von einander verschieden sind, sowohl in der Stirnbildung, als auch in der Prognathie und in der Configuration des Kinns. Van der Hoeven[2]) hatte zehn Negerschädel gemessen, deren mittlere Länge 6,96″, die mittlere Breite 5,11″ betrug, während er die mittlere Länge von elf Europäerschädeln auf 7,04″, ihre Breite auf 5,4″ berechnete. Diese geringe und in Bezug auf Schädelhöhe fast verschwindende Differenz lässt es wohl glaublich erscheinen, was Bachman[3]) sagt, dass nämlich manche von ihm untersuchte Neger- und Europäerschädel einander so sehr gleichen, dass nur ein geübtes Auge sie zu unterscheiden vermöge, und dass mancher Negerschädel, wenn man ihm die weisse Farbe und das schlichte Haar des Europäers geben würde, selbst den geübtesten Anatomen und Physiologen leicht täuschen könnte. Wenn Morton und andere bei ihren Untersuchungen zu einem ganz anderen Resultate gelangt sind, so liegt der Grund hievon nur in dem schon angedeuteten Umstande, dass ihnen nur Schädel von den niedrigsten Stämmen zu Gebote standen, oder dass sie absichtlich nur solche wählten. So beschreibt Goldberry[4]) die Jolofs als stark und wohlgebildet, mit einer Gesichtsbildung, die mit Ausnahme der wulstigen Lippen vollkommen europäisch sei. Während Bowdich[5]) unter den Aschanten schöne Gestalten, in manchen Fällen sogar regelmässige griechische Gesichts-

[1]) Nott and Gliddon, Indig. races. p. 324.

[2]) Van der Hoeven, Bijdragen tot de Natuurlijke Geschiedeniss van den Negerstamm. Leiden, 1842.

[3]) Bachman, the doctrine of the unity, p. 231: Among many skulls of Negroes and Europeans, which are now before us, we find some, where the two races approache each other so nearly, that it requires much attention and a practised eye to distinguish between them — and were we to give the white colour and straight hair of the Caucasian to some of the skulls of the Negroes, the most practised anatomist and physiologist might be easily deceived.

[4]) Bei Nott and Gliddon, Indig. races. p. 328.

[5]) Bei Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. II. 94.

bildung fand, bezeugt Tuckey[1]), dass unter den Congonegern viele ganz europäisch in ihrer Gesichtsbildung seien, was man keineswegs den Wechselheirathen mit den Portugiesen zuschreiben dürfe, da nur äusserst wenig Mulatten unter ihnen vorkämen. Bei den Bari am obern Nil fand Werne[2]) Gesicht und Kopf ganz regelmässig gebaut, in einzelnen Fällen sogar vollständige Römerprofile. Nach Frobervilles[3]) befinden sich unter den Negerstämmen an der Ostküste von Afrika zahlreiche Individuen mit gebogenen Nasen, ohne hervorspringende Kiefer, überhaupt mit einer fast europäischen Gesichtsbildung. Andersen[4]) nennt die Batoana an den Ufern des Ngami „merkwürdig schöne Leute", während er von den Damaras rühmt, dass ihre Gesichter schön und regelmässig seien und als wahre Muster menschlicher Schönheit gelten können. Die Mandingos haben fast europäische Gesichtsbildung und eine entsprechende Configuration des Schädels.[5]) Ganz ähnlich spricht sich auch Barth[6]) über manche Negerstämme im Innern Afrikas aus. „Ich war, sagt er bezüglich der Marghi, betroffen von der Schönheit und Regelmässigkeit ihrer Züge, welche bei manchen durchaus nichts von dem sogenannten Negertypus besassen, obgleich die Lippen bei allen, wenn auch nicht übertrieben, aufgeworfen und das Haar kraus, wenn nicht wollig war, besonders aber fiel mir ihre hohe Stirne auf." In Baghirmi fand er unter den Negerfrauen viele, welche sogar dem griechischen Ideale entsprachen. Die hohe Stirne, die man gewöhnlich für unvereinbar mit dem Negertypus hält, wird nicht nur von Barth, sondern auch von andern Schriftstellern ausdrücklich hervorgehoben. Schon Lander und Clapperton haben den Häuptling von Boussa als einen Mann mit auffallend hoher Stirne geschildert, und Ward[7]) sagt,

[1]) C. Tuckey, Narrative of an Expedition to explore the river Zaire. London 1818 p. 196.

[2]) Werne, Reise zur Entdeckung der Nilquellen. S. 288 u. 292.

[3]) Note sur les Ostro-Nègres Compt. rend. de l'Ac. d. sc. 28. p. 285.

[4]) Andersen, Reise in Südwestafrika. I. 54. II. 175.

[5]) Prichard. II. 103.

[6]) Barth, Reisen. II. 465.

[7]) Ward, natural history of Mankind. p. 179.

dass die Fellahs und Kaffern einen wohlgebildeten Schädel mit hoher und breiter Stirne gleich dem Europäer hätten. Williamson sagt, dass 4 von 15 Kafferschädeln, die er untersucht hatte, den europäischen Charakter in allen Theilen an sich tragen, dass einige sogar den bestgeformten griechischen Schädeln gleichen. Die übrigen 11 halten die Mitte zwischen dem Europäer und Neger.[1]) Selbst bei den Ibos, die zu den rohesten und verkommensten Stämmen gehören, ist die Stirne nicht weniger entwickelt, als bei vielen Europäern.[2]) Die Neger von Kordofan haben nach Pruner zwar wolliges Haar und eine gedrückte Nase, aber weniger hervorspringende Backenknochen und sind überhaupt wohlgebaut. Insbesondere[3]) wird von allen Reisenden die Schönheit der Negerfrauen mit begeisterten Worten gerühmt, so dass man fast glauben möchte, was H. Smith[4]) sagt, dass in den Tropen allein die natürliche Anmut des Kindes mit der vollen Entwicklung des Weibes vereiniget sei.

Der Schädeltypus der Amerikaner hat keinen streng ausgesprochenen Charakter, wenigstens nicht in dem Sinne wie bei den Negern und Mongolen, sondern ist ein gemischter, bald der mongolischen, bald auch der malaiischen Form sich nähernd. Indessen fehlt es auch nicht an Beispielen, wo die europäische Form mehr oder weniger vollkommen ausgeprägt beobachtet wurde. Insbesondere wird von mehreren Häuptlingen berichtet, dass sie ganz als römische Kunstmodelle hätten gelten können. Black-hawk, Pottowatomie von Geburt, soll eine so schöne pyramidale Stirne gehabt haben, dass sie der

[1]) Transactions of ethnol. S. 1862. p. 375.

[2]) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. II. 102.

[3]) Adanson, Histoire de Senegal, p. 22. Les femmes sont également bienfaites. Leur peau est d'une finesse et d'une douceur extrême. Elles ont les yeux noirs bien fendus; la bouche et les lèvres petites et les traits du visage bien proportionnés. Il s'en trouve plusieurs d'une beauté parfaite.

[4]) The tropics alone produce the combination of infantine natural grace with the full development of female maturity. H. Smith, Nat. hist. p. 190.

Stirne Walter Scotts vollkommen glich.[1]) Vorzüglich hat man bei den Indianern eine grosse Annäherung an den jüdischen Typus finden wollen, wesshalb auch viele Schriftsteller sie als die Nachkommen der zehn verloren gegangenen Stämme Israels angesehen haben.[2]) Höchst merkwürdig ist es, dass bei den Bewohnern der Südseeinseln, obwohl deren Entfernung von Europa tausende von Meilen beträgt, dennoch nicht selten der europäische Schädeltypus gefunden wird und zwar mitunter in einer Reinheit, wie er selbst in Europa nicht häufig vorkommt. Der von Blumenbach abgebildete Schädel eines Tahitiers unterscheidet sich kaum von dem eines Europäers, und Forster glaubt gar so vollendete Formen dort gesehen zu haben, dass selbst Phidias und Praxiteles manchen Tahitier zum Modell männlicher Schönheit gewählt haben würden. Langsdorf[3]) und Krusenstern[4]) schildern die Bewohner der Marquesasinseln als einen ausgezeichnet schönen Menschenschlag mit regelmässiger europäischer Gesichtsbildung. Von den Neuseeländern behauptet Dieffenbach,[5]) dass sich ihr Schädel in vielen Fällen vom europäischen Typus gar nicht unterscheide, während Dumont d'Urville unter ihnen manche Köpfe fand, die eine auffallende Aehnlichkeit mit den Büsten von Sokrates, Brutus etc. hatten.

Aus dem Angeführten ist es wohl von selbst einleuchtend, dass sich an den verschiedenen Rassenschädeln kein allgemeines und bestimmtes Unterscheidungsmerkmal hervorheben lasse, welches eine sichere Grundlage darböte, um darauf eine Trennung des Menschengeschlechtes in verschiedene Spezies gründen zu können. Ueberhaupt ist die Schädelform ein so unsicheres und schwankendes Merkmal, dass man, wenn man ihr auch nicht mit Crawfurd allen Werth bei der Rassenbestimmung absprechen will, doch sicherlich mit Waitz[6]) aner-

[1]) Waitz, die Indianer. S. 80.

[2]) Z. B.: Adair, Kingsborough, Jones etc. etc.

[3]) Langsdorf, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt.

[4]) Krusenstern, Reise. I. 215.

[5]) Bei Kennedy, Natural hist. II. 19. Ausführliche Schilderungen der Südseeinsulaner findet man bei J. Dumont d'Urville, Reise nach dem Südpole und nach Ozeanien. Darmstadt 1849. II. Bd.

[6]) Waitz, Anthropologie d. N. I. S. 263.

kennen muss, dass bisher ein zu ausschliessliches Gewicht darauf gelegt worden sei. Dies erhellt schon aus den widersprechenden Resultaten, zu denen die einzelnen Forscher bei ihren Untersuchungen gelangt sind. So hat Morton behauptet, dass bei allen amerikanischen Stämmen der Schädeltypus derselbe sei; Tschudi [1]) dagegen hat allein für Peru drei wesentlich verschiedene Schädelformen nachgewiesen, und Retzius hat an der Westküste Langschädel, an der Ostküste Kurzschädel vorherrschend gefunden, während Zeune die Amerikaner in Hochschädel, Breitschädel und Langschädel eintheilen zu können glaubte. Diese Widersprüche, die allmäligen Uebergänge von der einen zur andern Form, welche selbst Aitken Meigs anerkennt, [2]) dann das sporadische Vorkommen aller Formen bei

[1]) Tschudi unterscheidet bei den Urbewohnern Peru's die Chinchas, welche die Küstengegend bewohnten, mit einem Gesichtswinkel von 77°, die Aymaras auf dem peru-bolivischen Hochland mit 68° und die Huankas mit 69° Gesichtswinkel.

[2]) Bei Nott and Gliddon. Indig. races. p. 223. I allude to that insensible gradation which appears to be the law of cranial forms no less than of all the objects in nature. — — It has been considered in general a matter of but little difficulty to discriminate between the crania of different races but those who are accustomed to this kind of examination, know that this statement is true only for the standard or typical forms of very diverse races, and that as soon as certain divergent forms of two allied races or families are compared, the difficulty become very apparent. — Die Continuität aller Schädelformen ist um so bemerkenswerther, als sie mit allen übrigen Gestaltungsverhältnissen des Menschen im Einklange stehen. Reissen wir die Endglieder aus ihrem organischen Zusammenhange, so sind sie allerdings scharf geschieden, und wer, wie dies genugsam geschieht, die Europäer nur dem Neger gegenüber stellt, dem ist es ein leichtes, die schönsten Schulbilder für die verschiedenen Menschenrassen in klaren Zügen zu entwerfen; aber es sind eben Schulbilder, deren Umrisse von der Wirklichkeit schonungslos verwischt werden. Auch die Malaien sind Menschen, die in der Debatte über anthropologische Gesetze ein Wort mitzusprechen haben. Wir kommen demnach zu dem Schlusse, dass aus der Schädelform, trotz der Verschiedenheit, die sie in geschichtlichen Perioden aufweist, kein Moment zu einer durchgreifenden Rasseneintheilung sich gewinnen lässt.

Aeby, die Schädelformen des Menschen und der Affen.

jeder einzelnen Rasse beweisen zur Genüge, dass wir es hier nicht mit einem konstanten oder spezifischen Merkmal, sondern mit blossen Gradunterschieden zu thun haben. Aber auch ganz abgesehen davon, dass die Eigenthümlichkeiten am Schädelbau nicht konstant sind und unvermerkt in einander übergehen, so sind auch die grössten Differenzen nicht so bedeutend, wie sie uns bei manchen Thieren entgegentreten, die aber gleichwohl nicht in verschiedene Spezies zerfällt werden. Schon Blumenbach [1]) hat bemerkt, dass die unähnlichsten Stämme des Menschengeschlechtes eine geringere Verschiedenheit in der Form des Schädels darbieten, als der ist, welcher zwischen dem langen Kopfe des neapolitanischen Pferdes und dem des ungarischen ist, der sich durch die Kürze seiner Kinnladen auszeichnet. Die verwilderten Pferde in Ostsibirien, welche nach Pallas von russischen abstammen, unterscheiden sich wesentlich von diesen vorzüglich durch grössere Köpfe und gewölbtere Stirnen. [2]) Das Schwein bietet nicht blos in Farbe und Grösse, sondern auch in seiner Kopfform ausserordentliche Verschiedenheiten dar, die sich konstant vererben, ohne dass man desshalb an verschiedene Spezies gedacht hat. Noch ungleich grössere Verschiedenheiten zeigen sich beim Hund, Schaf und Rind. Wenn man nun hierin nur Varietäten sieht und zugibt, dass sie alle einen gemeinsamen Ursprung haben, so hat man auch kein Recht, die Menschenvarietäten als verschiedene Spezies zu betrachten oder ihren gemeinsamen Ursprung als unmöglich zu bezeichnen.

Grösse des Schädels und Gehirns.

So wichtig die Form des Schädels für die Charakteristik der einzelnen Völkergruppen auch sein mag, so hat doch seine Grösse eine noch höhere Bedeutung nicht an und für sich, sondern wegen des von der Schädeldecke eingeschlossenen Gehirns. Der Schädel ist, wie Huschke sagt, nur

[1]) Blumenbach, de varietate. §. 31.

[2]) Kennedy, Natural history of Man. II. 68.

ein Abdruck des Gehirns und seine todte Schaale lässt einen Schluss auf den lebendigen Kern, auf Grösse und Bau des eigentlichen Lebensorganes machen. Da dieses Organ die höchste Bedeutung für das physische und geistige Leben des Menschen hat, so ist es ganz natürlich, dass zahlreiche Forscher dasselbe zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht haben, deren Resultate jedoch, wie es nach der Natur der Sache auch gar nicht anders zu erwarten ist, wenig Uebereinstimmung zeigen. Während die einen mit Bestimmtheit behaupten, dass die Neger und andere Stämme einen kleineren Schädel und folglich auch ein kleineres Gehirn als die Europäer hätten, sind andere zu dem Ergebniss gekommen, dass hier kein Unterschied, wenigstens kein wesentlicher bestehe, dass vielmehr das Gehirn in Bezug auf Organisation und Grösse bei allen Rassen vollkommen gleich sei. Man hat ferner behauptet, dass, wie bezüglich der Gestalt des Schädels, so in Bezug auf Grösse und Bildung des Gehirns die Neger und andere niedrigen Stämme dem Affen näher stünden als dem Europäer und gleichsam eine Uebergangsstufe vom weissen Menschen zum Affen bilden. Es wurden die grössten Anstrengungen gemacht, einerseits um diese Behauptungen zu widerlegen, anderseits um sie zu beweisen, ohne dass der Kampf bis jetzt seinen Abschluss gefunden hätte. Denn auch in neuester Zeit haben Vogt, Huxley und andere dieselben Behauptungen wiederholt und mit Nichtbeachtung der gegentheiligen Beweise den Neger als ein Wesen darzustellen gesucht, das durch die ganze Organisation seines Gehirns und in Folge davon durch seine geistige Inferiorität so tief unter dem Weissen stehe, dass man eine spezifische Verschiedenheit anzunehmen gezwungen sei. Es würde die Grenzen dieser Abhandlung weit überschreiten, wollte man das ganze hierher gehörige Material, das sich seit Camper und Sömmering angesammelt hat, zusammenstellen, wesshalb nur einige der wichtigsten Punkte hier ausgehoben werden sollen.

Um die Grösse des Schädels zu bestimmen, kann man entweder seine Fläche oder seinen Innenraum messen. Huschke hat zuerst mit einem von ihm erfundenen Instrumente (Physionotyp) an zahlreichen Rassenschädeln Flächenmessungen vorgenommen, deren Resultat er in dem herrlichen Werke

„Schädel, Hirn und Seele“ niedergelegt hat. Der kleinste von ihm gemessene Schädel hatte 41,568 □ Millimeter und wurde in einem griechischen Grabe in Sizilien gefunden, während der grösste von 68,148 □ Mill. einem Juden angehörte. Von den gemessenen Negerschädeln hatte einer 66,847 □ Mill., ein anderer 64,391 □ Mill., während keiner unter 48,385 □ Mill. herunter sinkt. Lässt man die Kinder- und Weiberschädel unberücksichtiget, so erhält man als Durchschnittszahl von siebenzehn kaukasischen Männerschädeln 55,222 □ Mill., von sechzehn Negerschädeln 54,891 □ Mill.[1]) Diese Zahlen beweisen unwiderleglich, dass die Grössenverhältnisse des Schädels bei den verschiedenen Rassen keinen wesentlichen Unterschied darbieten, dass vielmehr bei allen Stämmen grosse und kleine Schädel vorkommen. Wenn Huschke meint, dass die höchsten Schädelmaasse nur bei den besseren Rassen und zwar viel häufiger als bei den übrigen vorkommen, so mag diess immerhin zugegeben werden, folgt aber nicht aus seinen Berechnungen. Denn um diese Folgerung mit einiger Sicherheit ziehen zu können, müssten die Unterschiede viel grösser sein, als sie es wirklich sind, und es müssten zugleich viel mehr Schädel gemessen worden sein, als es hier geschah. Mit Sicherheit scheint nur der Schluss gezogen werden zu können, dass die Weiberschädel bei allen Rassen im Allgemeinen kleiner sind, als die Männerschädel, was auch durch andere Messungen noch Bestätigung findet. Nach Welker weichen die weiblichen Schädel von den männlichen in ihren Massen und Proportionen so sehr von einander ab, dass sie wie verschiedene Spezies auseinander gehalten werden müssen. Der weibliche Schädel verhält sich nach ihm zum männlichen, wenn man den letzteren = 100 setzt, an Umfang wie 96,0, an Inhalt wie 89,7, an Hirngewicht wie 89,9.

Da man aus den Flächenmessungen des Schädels wegen der ungleichen Dicke der Schädelknochen nicht immer mit Sicherheit auf die Grösse des Gehirns schliessen kann, so sind die kubischen Messungen, wodurch der Innenraum des Schädels und damit zugleich auch die Grösse des Gehirns mit ziem-

[1]) Huschke, Schädel, Hirn und Seele. Jena 1854. S. 33 ff.

licher Gewissheit ermittelt wird, ungleich wichtiger, obgleich auch jenen ihr eigenthümlicher Werth nicht abgesprochen werden kann. Um den Inhalt der Schädelhöhle zu ermitteln, hat man sich verschiedener Methoden bedient, von denen indess keine so beschaffen ist, dass sie jeden Fehler ganz ausschlösse. Tiedemann hatte den Innenraum des Schädels mit Hirsekörnern, Hamilton mit Sand, Morton mit Pfefferkörnern oder Schrott, Huschke mit Wasser oder Talg gefüllt und darnach die Geräumigkeit desselben berechnet. Unter allen Forschern, die auf diesem Gebiete thätig gewesen, hat sich keiner grössere Verdienste erworben, als der amerikanische Arzt Morton,[1]) der, wie Blumenbach, sein ganzes Leben darauf verwendet hat, Schädel aus allen Theilen der Erde zu sammeln und mit einander zu vergleichen. Er hat 623 Schädel aus verschiedenen Nationen bezüglich ihrer Capazität gemessen, deren Zahlenwerthe in der nachstehenden von Meigs[2]) revidirten und vervollständigten Tabelle enthalten sind. Die vollständigste Zusammenstellung aller bedeutenden Messungen findet sich bei Vogt, der das Volumen statt in Kubikzollen, wie Morton, in Kubikcentimetern berechnet hat. Zur Vergleichung soll auch die Vogt'sche Tabelle[3]) angeführt werden, welche indess trotz ihrer grössern Vollständigkeit desshalb weniger Werth hat, weil sie nur die Durchschnittszahlen, nicht aber auch den kleinsten und grössten Inhalt angibt, obgleich gerade hierauf sehr viel ankommt. Auch scheinen sich in die Vogt'sche Berechnung nicht unbedeutende Fehler eingeschlichen zu haben, wie sich schon aus einem Vergleich mit den Morton'schen Angaben ergibt. So haben nach Vogt die Polynesier das kleinste Schädelvolumen, während bei Morton sämmtliche Amerikaner, Neger und Australier mit kleineren Zahlen bedacht sind.

[1]) Nach Aitken Meigs (Indig. races, p. 219) enthält die Morton'sche Sammlung 1035 Schädel, die mehr als 150 verschiedenen Nationen angehören. Nach Morton's im Jahre 1851 erfolgtem Tode wurde diese kostbare Sammlung von der Akademie in Philadelphia erworben.

[2]) Bei Nott and Gliddon, Ind. races.

[3]) Vogt, Vorlesungen. I. 104.

Tabelle des Schädelinhaltes bei verschiedenen Völkern.

A. Nach Aitken Meigs.

Völkerschaft		Zahl der Schädel.	Maximum des Schädelinhaltes.	Minimum des Schädelinhaltes.	Mittel des Schädelinhaltes.	Durchschnitt.
Kaukasier	Schweden	11	108,25	65	93	93,5 [1])
	Deutsche	15	114	70	95	
	Engländer	5	105	91	96	
	Anglo - Amerikaner	7	97	82	90	
	Finnen	9	112,5	81,5	94,3	
	Irländer	6	97	78	87	
	Perser, Armenier u. Kaukasier . . .	10	94	75	84	
	Araber	3	98	84	89	
	Fellahs	18	96	66	79	
	Hindu: Ayras . .	8	91	79	86	
	Hindu: Bengalen .	25	90	67	78	81,7
Alte Kaukasier	Gräco-Aegypter	18	97	73	87	
	Aegypter . .	55	96	68	80	
Mongolen	Chinesen	10	98	70	85	87
	Hyperboreer . . .	8	102	78,75	89	
Malaien	Aechte Malaien . .	20	97	68	86	85
	Polynesier . . .	5	90,5	82	84,3	
Amerikaner	Peruaner . . .	152	101	58	75,3	80,3 [2])
	Mexikaner . .	25	92	67	81,7	
	Barbar. Stämme	164	104	69	84	
Neger	in Amerika geboren . .	12	86	73	80,8	82,25 [3])
	in Afrika geboren . .	64	99	65	83,7	
Hottentotten		3	83	68	75,3	
Australier		8	83	63	75	
Ocean - Neger		2	77	76	76,5	

[1]) Nach Morton 92.
[2]) Nach Morton 79.
[3]) Nach Morton 83.

B. Nach Vogt.

Völkerschaft.	Zahl der Schädel.	Volumen in Cubikcentimetern	Beobachter.
Engländer	5	1572,95	Aitken Meigs
Germanen im Allgemeinen	38	1534,127	"
Pariser aus der Morgue [1])	17	1517	Broca
Pariser aus Privatgräbern)	90	1484,23	"
Angloamerikaner	7	1474,65	Aitken Meigs
Pariser des 19. Jahrhunderts. . . .	125	1461,53	Broca
Deutsche	30	1448	Welcker
Malaien	1	1430	"
Kaukasier im Allgemeinen		1427	Aitken Meigs
Pariser des 12. Jahrhunderts[3]) . . .	115	1425,98	Broca
Eskimos		1410	Morton
Pariser vom Kirchof des Innocents[4])	117	1409,31	Broca
Pariser aus der gemeinschaftl. Grube[5])	35	1403,14	"
Wilde Indianer	164	1376,71	Aitken Meigs
In Afrika geborene Neger	64	1371,42	"
Altperuaner		1361	Morton
Neger im Allgemeinen		1361	"
Neger im Allgemeinen	76	1347,66	Aitken Meigs
Chinesen		1345	Morton
Grönländer	1	1340	Welcker
Mexikaner	25	1338,65	Aitken Meigs
Malaien		1328	Morton
In Amerika geborene Neger	12	1323,90	Aitken Meigs
Amerikaner im Allgemeinen	341	1315,71	"
Mexikaner		1246	Morton
Oceanische Neger	2	1253,45	Aitken Meigs
Peruaner		1246	Morton
detto	152	1233,78	Aitken Meigs
Hottentotten	3	1233,78	"
detto		1230	Morton
Polynesier		1230	"
Australier	8	1228,27	Aitken Meigs

[1]) Aus dem 19. Jahrhundert. [2]) detto. [3]) Aus einem Gewölbe.
[4]) Aus dem 12. — 18. Jahrhundert. [5]) Aus dem 19. Jahrhundert.

Man sieht aus der Morton'schen Tabelle, dass nicht nur die Amerikaner, sondern auch die Hindu, die alten Aegyptier und die Fellahs, welche doch der kaukasischen Rasse angehören, im Allgemeinen kleinere Schädel haben, als die Neger, dass ferner nur bei dem germanischen Stamme, bei den Finnen und Amerikanern grössere Schädel vorkommen, als bei den Negern, während die grössten Schädel aller übrigen Völker hinter dem grössten Negerschädel zurückbleiben. Es liegt auf flacher Hand, dass hieraus kein Schluss auf eine spezifische Verschiedenheit gezogen werden kann, selbst in dem Fall, wenn die Berechnungen vollständig richtig sind, und die angegebenen Durchschnittszahlen der Natur wirklich entsprechen. Es gibt aber manche Gründe, welche die Richtigkeit des Resultates bezweifeln lassen. Schon der Umstand, dass die Ergebnisse der verschiedenen Forscher nicht genau zusammenstimmen, ist ein Beweis dafür, dass wir es nicht mit einer über jeden Zweifel erhabenen Angabe zu thun haben. So hat Welcker bei einem Malaienschädel den Innenraum fast so gross gefunden, wie bei den germanischen Schädeln, während von Huschke und Parchappe die Malaienschädel als die kleinsten bezeichnet werden.[1]) Der Umstand ferner, dass es, wie selbst

[1]) Huschke (Hirn, Schädel und Seele) fand folgende Durchschnittszahlen:

Bei den Malaien	aus	98 Fällen	36,41	Unzen.
„ „ Negern	„	54 „	37,57	„
„ „ Mongolen	„	46 „	38,39	„
„ „ Amerikanern	„	31 „	39,13	„

Bei den Kaukasiern und zwar:

bei den Europäischen	aus	141 Fällen	40,88	Unzen
„ „ Asiatischen	„	38 „	38,92	„
„ „ Afrikanischen	„	7 „	39,43	„

Tiedemann (Gehirn des Negers) fand folgendes Resultat:

Bei den Negern	aus	48 Fällen	$37^{11}/_{12}$	Unzen
„ „ Malaien . . .	„	77 „	$38^{1}/_{6}$	„
„ „ Mongolen . . .	„	43 „	$39^{3}/_{5}$	„
„ „ Amerikanern . .	„	31 „	$40^{1}/_{3}$	„
„ „ Europäern . .	„	135 „	$40^{2}/_{3}$	„
„ „ Kaukasischen Asiaten u. Afrikanern	„	39 „	$37^{2}/_{3}$	„

Vogt[1]) zugibt, nur in den seltensten Fällen möglich ist, bei den Rassenschädeln mit Sicherheit anzugeben, ob sie einem Weibe oder Manne angehört haben, mag einen nicht unbedeutenden Rechnungsfehler verursachen, selbst dann, wenn bei den niederen Rassen die Schädel der beiden Geschlechter nicht den grossen Unterschied wie bei den gebildeten zeigen sollten.[2]) Soll die Rechnung eine richtige sein, so muss bei jedem Schädel nicht nur das Geschlecht, sondern auch das Alter, und da zwischen der Grösse des Schädels und des Körpers eine gewisse Proportion herrscht, auch die Grösse des Körpers mit in Betracht gezogen werden.

Aus den bis jetzt vorliegenden Berechnungen kann mit einiger Sicherheit nur der Schluss gezogen werden, dass die grösste Schädel-Capazität bei der kaukasischen Rasse, zunächst nur bei dem germanischen Stamme am häufigsten vorkomme, keineswegs aber, dass die Neger ein kleineres Schädelvolumen haben, als die Kaukasier. Tiedemann's[3]) Ausspruch, dass der Innenraum des Schädels bei den Negern nicht geringer sei, als bei den Europäern, ist noch keineswegs widerlegt, wenn ihn auch Vogt für irrig hält, und Waitz mit seinen anderweitigen Angaben im Widerspruch findet. So wenig die Riesen der ehemaligen preussischen Garde die normale Körpergrösse der Deutschen repräsentirten, ebenso wenig können die verhältnissmässig wenigen Schädel mit sehr grossem Volumen hier massgebend sein; sie bilden nicht die Regel, sondern nur eine Ausnahme, sind gleichsam nur als extreme Bildungen zu betrachten. Nicht auf diese extremen Grössen kommt es hier an, sondern auf jenes mittlere Volumen, welches bei der weit-

Parchappe (Recherches sur l'Encephale) fand nach seinen Messungen die Schädelcapaität bei den Kaukasiern am grössten, dann folgen die Neger, Mongolen, Amerikaner und erst zuletzt die Malaien.

[1]) Vogt, Vorlesungen. I. S. 7.

[2]) Huschke (Schädel etc. S. 48.) sagt, dass in dem Verhältnisse als die Vollkommenheit der Rasse zunimmt, auch der Abstand der Geschlechter in Bezug auf den Inhalt der Schädelhöhle steige, und dass namentlich der Europäer die Europäerin weit mehr überrage, als der Neger die Negerin.

[3]) Tiedemann, das Gehirn des Negers. S. 44.

aus grössten Mehrzahl der Individuen vorkommt. Aus Tiedemann's Tabelle geht nun klar hervor, dass die Geräumigkeit der Schädelhöhle von 430 Männern aller Rassen bei der grössten Anzahl zwischen 42 und 32 Unzen beträgt und zwar

unter	70	Negern	bei	64
„	186	Kaukasiern	„	144
„	45	Mongolen	„	29
„	31	Amerikanern	„	20
„	98	Malaien	„	63

Berücksichtiget man nun mit Ausschluss der höheren Zahlen nur diese mittlere Grösse, so ergibt sich eine fast völlige Gleichheit zwischen Negern und Europäern. Uebrigens kommen grosse Schädel auch bei den Negern und den übrigen Naturvölkern vor. Während, wie Wallace sagt, der grösste teutonische Schädel 112·4 Kubik-Zoll beträgt, gibt es in der Schädelsammlung des Dr. Davis einen Araukaner von 115·5; einen Eskimo von 113·1, einen Marquesas von 110·6, einen Neger von 105·8 und selbst einen Australier von 104·5 Kubik-Zoll.[1]) Mögen aber auch immerhin bei den Europäern Schädel mit sehr grossem Innenraum zahlreicher als bei den andern Rassen vorkommen, so bleibt es nichts desto weniger gewiss, dass, wie besonders aus Welckers und Aeby's Messungen hervorgeht, beim Schädelbau im Allgemeinen die Tendenz vorwaltet, selbst bei verschiedenen Schädelmassen einen möglichst grossen Innenraum für das Gehirn darzustellen, so dass dieses „Organ der Intelligenz" bei der grossen Mehrzahl der Individuen aller Rassen von ganz gleicher Grösse erscheint.[2])

Es gibt aber auch noch einen andern Grund, der die Tiedemann'sche Behauptung als vollkommen gerechtfertiget erscheinen lässt. Die untersuchten Nägerschädel rühren nämlich

[1]) Wallace, Beiträge etc. S. 388.

[2]) Der positive und negative Ausfall an Raum, der durch die Verkümmerung oder Vergrösserung des einen Schädelabschnittes veranlasst wird, wird durch das entgegengesetzte Verhalten der übrigen Abschnitte gedeckt. Es existirt mithin die Tendenz, eine gewisse Constanz des Schädelraumes mit wechselnden Formen zu verbinden. Aeby, Schädelformen. S. 43.

fast sämmtlich von jenen verkommenen Stämmen her, welche an der Westküste von Afrika hausen, während die besseren Negervölker im Inneren fast gar nicht berücksichtiget sind. So wenig nun die armseligen Fellahs in Aegypten als Repräsentanten des kaukasischen Stammes gelten können, ebenso wenig darf man von jenen entarteten Stämmen auf die Neger überhaupt schliessen. Der Fehler würde in beiden Fällen derselbe sein. Man ist also vollkommen berechtiget, die Ansicht, dass der Neger ein kleineres Gehirn habe, als der Europäer, mit Hamilton [1]) für falsch zu erklären und sie in das Gebiet jener tendenziösen Wissenschaft zu verweisen, welche den Neger um jeden Preis zu einem andern von dem Weissen gänzlich verschiedenen Wesen machen möchte.

Bildung der Schädelformen.

Wenn man nun weder in den verschiedenen Formen des Schädels, noch auch in seiner Grösse ein Merkmal finden kann, welches die Annahme einer spezifischen Verschiedenheit der Menschenstämme auch nur entfernt rechtfertigen könnte, so kann doch auch nicht geleugnet werden, dass hier wirkliche Unterschiede bestehen, die um so grösser sind, je mehr extreme Formen mit einander verglichen werden, und es liegt die Frage nahe, durch welche Ursachen dieselben herbeigeführt worden seien. Es ist nicht leicht, in gewissem Sinne sogar unmöglich, diese Frage in erschöpfender Weise zu beantworten, nicht nur, weil hier viele ganz verschiedene Agentien thätig sind, sondern vorzugsweise desshalb, weil die geheimnissvolle Werkstätte der Natur uns hier wie anderwärts nur

[1]) The common doctrine, that the African brain, and in particular that of the Negro is greatly smaller than the European, is false. Hamilton, in A. Monro's Anatomy of the brain. Edinb. 1831.

den Erfolg ihrer Thätigkeit zeigt, keineswegs aber einen Einblick in das Wirken der thätigen Kräfte gestattet. So viel dürfte jedoch über allen Zweifel erhaben sein, dass die geistigen und sittlichen Zustände, die sozialen und politischen Verhältnisse, unter denen ein Volk steht, einen mächtigen Einfluss ausüben. Dass der Geist bestimmend und formgebend auf den Körper einwirke, erhellt schon aus dem innigen Wechselverhältnisse, in dem beide zu einander stehen, und wenn schon die ganze Menschengestalt eine Zeichenschrift des in ihr lebenden und waltenden Geistes ist, so muss der Schädel, der die Hülle des Geistesorganes bildet, in vorzüglicher Weise den Abdruck des geistigen Lebens offenbaren. Was die Cultur bei den Pflanzen, die Züchtung bei den Thieren ist, das ist die Civilisation bei den Menschen. Wenn nun schon die Züchtung bei den Thieren unzweifelhaft einen mächtigen Einfluss ausübt und oft tiefgreifende Veränderungen hervorbringt,[1]) so müssen die Wirkungen der geistigen Bildung beim Menschen noch um so grösser sein, je mehr der freie Menschengeist über die gebundene Thierseele erhaben ist. Wo daher immer das Organ des denkenden Geistes, das Gehirn, in hervorragender Weise thätig ist, da muss es in demselben Maasse hervortreten und die schön gewölbte Stirne erzeugen, in welchem die Sinnesorgane und die Kauwerkzeuge in den Hintergrund treten.[2]) Es besteht kein Zweifel darüber, dass die Grösse eines Organs in geradem Verhältnisse zur Lebenskraft steht und dass sein Volumen durch Uebung verstärkt wird.[3]) Je mehr ein Muskel geübt wird, desto stärker wird er, einer desto grössern Kraftentwicklung wird er fähig. Sollte nun nicht auch das Gehirn durch Uebung, durch geistige Thätigkeit sich mehr

[1]) Nach Nasse (Zeitschr. 1820. S. 76) haben Kühe um so kürzere und menschenähnlichere Köpfe, je zahmer und gutmüthiger sie sind.

[2]) The bony apparatus (of Negroes) employed in mastication and in forming receptacles for the organs of sense is larger, stronger and more advantageously constructed for powerful effect, than in the races where more extensive use of experience and reason, and greater civilisation supply the place of animal strength. Lawrence, Lectures p. 359.

[3]) Carey, Sozialwissenschaft. III. 393.

entwickeln, und wie hiedurch seine Leistungsfähigkeit vermehrt wird, so auch sein Volumen sich vergrössern? Dies ist eben so wenig zu bezweifeln, als es gewiss ist, dass das Gehirn wie jedes andere Organ an die Gesetze des Stoffwechsels gebunden ist. Darum haben bei den civilisirten Nationen die gebildeten Klassen im Allgemeinen grössere Schädel als die ungebildeten,[4]) darum wächst, wie aus Broca's Messungen von Pariser Schädeln hervorgeht, die Schädel-Capazität in demselben Verhältnisse, in welchem die allgemeine Bildung zunimmt, darum haben nach demselben Forscher die Schädel aus Privatgräbern ein grösseres Volumen, als die aus der gemeinschaftlichen Grube, in welcher nur die niederen Klassen beerdiget werden.

Wer den Einfluss, den die geistige Thätigkeit auf den Schädel auszuüben vermag, bezweifelt, der möge mit Aufmerksamkeit jene Umwandlung verfolgen, welche Erziehung und Unterricht bei Blödsinnigen, Taubstummen etc. zuweilen hervorbringen. Wo es immer gelingt, den Funken des schlafenden Geistes wach zu rufen, da verändert sich auch das ganze Angesicht und legt Zeugniss ab von dem Siege, den der Geist über den sinnlichen, thierischen Menschen errungen hat. Wie sehr geistige Regsamkeit, freie Beweglichkeit und Selbstgefühl die ovale Gesichtsform befördern, das können wir, wie Thum bemerkt, alle Tage beobachten, wenn wir die arbeitende Bevölkerung mit den besser Gestellten vergleichen. Darum haben unter den Negern jene viel edlere Physiognomien, welche, wie es häufig bei den Häuptlingen der Fall ist, sich aus der tiefsten Stufe der Barbarei erhoben haben. Darum sind die eingebornen Neger in Südamerika in Folge des Lebens unter der weissen Rasse intelligenter, darum aber auch weniger hässlich, als ihre Brüder in Afrika. Ave-Lallemant, Hospitalarzt in Rio de Janeiro, versichert, dass der Körper und selbst der Schädel der dort gebornen Neger von Generation zu Generation mehr nach kaukasischer Form strebe, trotz der schwarzen Farbe

[1]) The difference of size in heads of the educatet and ineducated classes among civilized nations is not secret to hatters. H. Smith, Nat. Hist. of hum. Species. Edinb. 1848. p. 194.

und der wolligen Haare. Lyells Forschungen hatten zu demselben Resultate geführt.[1]) Die alten Griechen waren das gebildetste Volk der Welt, darum aber auch das schönste, und nirgends in der Welt findet sich eine grössere Symmetrie des Kopfes und zugleich häufiger, als bei ihnen. Wenn bei den germanischen Stämmen die symmetrische Kopfform zahlreicher als bei den übrigen vorkömmt und zugleich die Schädelkapazität bei ihnen grösser ist, so dürfte der Grund davon wohl in ihrer höhern Bildung und geistigen Ueberlegenheit zu suchen sein. Cultur und geistige Bildung haben sicherlich nicht am wenigsten dazu beigetragen, dass die Magyaren und Türken sich heute auf das Vortheilhafteste von ihren Stammesgenossen in Asien auszeichnen.

Dass die Civilisation umbildend und veredelnd auf die Kopfform einwirke, beweist auch der Umstand, dass, wie Retzius nachgewiesen hat, die individuellen Verschiedenheiten der Kopfformen um so bedeutender hervortreten, je mehr eine höhere allgemeine Bildung sich verbreitet, und dass um so weniger Abweichungen vom Rassentypus vorkommen, je tiefer ein Volk steht. Ganz die gleiche Erscheinung findet sich auch in der Thierwelt. Während die in wildem Zustande lebenden Thiere eine merkwürdige Gleichheit aller zu einer Art gehörenden Individuen darstellen, finden wir bei den gezähmten so auffallende Verschiedenheiten, dass mitunter sogar nicht unerhebliche Zweifel über die Identität der Spezies entstehen können. Wie die Civilisation die Symmetrie der Kopfformen befördert und die Capazität des Schädels erhöht, so muss die Barbarei das gerade Gegentheil bewirken; sie muss den Menschen verhässlichen und jene Kopfformen erzeugen, welche man als pyramidal und prognath bezeichnet. Jedes Organ, das nicht gebraucht wird, verkümmert, und Rost frisst den ungebrauchten

[1]) Mr. Lyell found after numerous inquiries from medical men, resident in the slave States of America and the testimony of all who have paid any attention to this subject is to the same effect, that, without any admixture of races, the Negroes who are brought into close contact with the Whites approximate, each succeeding generation, more and more to the European configuration of head and body. Pickering, the races of Men. London, 1863. p. LII.

Stahl, während er blank bleibt, wenn man ihn benützt. Ebenso muss das Gehirn, wo es nie zu energischer Thätigkeit angeregt wird, unentwickelt bleiben oder wohl gar eine Rückbildung erleiden. Wenn es wahr ist, was Huschke sagt[1]), dass das Negerhirn den Typus des weiblichen und kindlichen Hirns eines Europäers besitze, so findet dies seine Erklärung darin, dass der Neger in seinem Denken sich noch kaum über die Sphäre des Kindes erhoben hat, dass er wie das Kind noch ganz Sinnlichkeit ist, ohne Ahnung einer höhern Gedankenwelt. Wo das geistige Leben schlummert, wo schwere mechanische Arbeit ohne geistige Anregung, wo ein an die Scholle gebundenes Leben den Menschen niederdrückt, da entsteht, wie Thum[2]) sagt, die gedrückte Kopfform, die sich um so hässlicher ausgestalten muss, wenn noch der Druck und die Schande der Sclaverei, wenn zum geistigen Elend sich auch das leibliche hinzugesellt. Jene Irländer[3]), die vor zweihundert Jahren

[1]) Huschke, Schädel, Hirn und Seele. S. 157.

[2]) Thum, Vogts Köhlerglaube und Wissenschaft im eigenen Lichte. Göttingen, 1856.

[3]) Im „Dublin University Magazine" Nr. 48. findet sich folgende Schilderung: The descendants of these exiles are still readily distinguishable from their kindred in Meath and in other districts, where they are not in a state of physical degradation; being remarkable for open projecting mouths with prominent teeth and exposed gums, their advancing cheek bones and depressed noses, bearing barbarism on their very front. In Sligo and northern Majo the consequences of two centuries of degradation and hardship exhibit themselves in the whole physical condition of the people, affecting not only the features but the frame, and giving such an example of human deterioration from known causes as almost compensates by its value to future ages for the suffering and debasement which past generations have endured in perfecting its appalling lesson. Five feet two inches upon an average, pot-bellied, bow-legged, abortively-featured, their clothing a wisp of rags — these spectres of a people. that were once well grown, able-bodied and comely, stalk abroad into the daylight of civilisation, the annual apparitions of Irish want and ugliness, In other parts of the island where the population has never undergone the influence ot the same causes of physical degradation, it is well known that the same race furnishes the most perfect specimens of human beauty and vigour, both mental and bodily.

durch die barbarische Verfolgungspolitik der Engländer aus den Grafschaften Armagh und Down in die öden Gebirgsgegenden vertrieben worden und seit dem den schlimmsten Einwirkungen jeglichen Elends ausgesetzt sind, liefern durch ihre ganze äussere Erscheinung den unwiderleglichen Beweis, dass Unwissenheit und Hunger mit ihrem Gefolge den Menschen am meisten zum Thiere zu erniedrigen vermögen. Hervorragende Kiefer mit grossem offenen Munde, eingedrückte Nasen, hohe Backenknochen, Säbelbeine und eine kleine Statur bilden die hervorragenden Merkmale, welche diese Opfer der englischen Barbarei kennzeichnen. Die Irländer haben viel gelitten, aber ihre Lage ist doch noch ohne Vergleich besser als die mancher Stämme in Afrika und Australien, die ohne religiöse Stütze, ohne jede geistige Anregung seit Jahrtausenden in einer Sclaverei leben, gegen welche das Loos der wilden Thiere noch beneidenswerth erscheint [1]).

Die Europäer, zunächst die Engländer, haben nicht das Wenigste dazu beigetragen, dass dieser Zustand der Erniedrigung fortdaure, und eine Erhebung dieser Rasse unmöglich werde, was selbst W. Pitt [2]) zugestand, indem er sagte: „Es gibt keine Nation, die einen so grossen Antheil an den Verbrechen gegen die Neger genommen hat, wie Britannien. Wir haben den natürlichen Fortschritt der Civilisation in Afrika gehemmt. Wir haben diesem Erdtheil jede Gelegenheit zur Verbesserung abgeschnitten. Wir haben ihn in einem Zustand der Finsterniss, Sclaverei, Unwissenheit und des Blutvergiessens darnieder gehalten. Wir haben dort die ganze

[1]) — — thus the good qualities given to the Negro by the bounty of Nature have served only to make him a slave, trodden down by every remorseless foot, and to brand him for ages with the epithet of outcast; the marked unceasing proof of a curse as old as the origin of society, not even deserving human forbearance! And true it is that the worst slavery is his lot even at home for he is there exposed to the constant peril of becoming also a victim slaughtered with the most revolting torments. Tyrant of his blood he traffics in slavery as it were merchandise; makes war purposely to capture neighbours and sells even his own wives and children. H. Smith, Nat. Hist. p 197.

[2]) Bei Carey, Sozialwissenschaft. I. 300.

Ordnung der Natur verkehrt; wir haben jeden vorhandenen barbarischen Gebrauch verstärkt und haben jedem Menschen Motive geliefert unter dem Namen des Handels, Handlungen einer immerwährenden Feindseligkeit und Hinterlist gegen seinen Nachbar zu verüben. So hatte die Entartung des englischen Handelsverkehrs Elend statt Glück über ein ganzes Viertheil der Erde gebracht. Dazu kommt noch die tiefe moralische Versunkenheit, die besonders bei jenen Stämmen in der grellsten Weise hervortritt, welche mit den Europäern in nähere Berührung gekommen sind, und welche ihren unheilvollen Einfluss bei ganzen Nationen ebenso geltend machen muss, wie bei einzelnen Individuen.

Nach dem Gesagten erscheint es nicht unwahrscheinlich, dass im Allgemeinen jeder Culturstufe eine besondere Schädelform entspreche, worauf auch schon Prichard hingewiesen hat. Unter jenen Stämmen, welche auf der niedrigsten Stufe der Menschheit stehen, welche als Jäger oder wilde Waldbewohner bezüglich ihrer Lebensmittel von dem zufälligen Ertrag des Bodens oder der Jagd abhängig sind, ist die prognathe Kopfform vorherrschend, während die pyramidale Form vorzugsweise den nomadischen Völkern, welche mit ihren Heerden über weite Flächen hinwandern, und jenen Stämmen eigenthümlich ist, welche an den Küsten des Eismeeres vom Fischfang oder von ihren Rennthieren leben. Jene Völker endlich, welche Ackerbau und die Künste des civilisirten Lebens treiben, zeigen vorherrschend den ovalen Schädelbau.

So gross jedoch der Einfluss der geistigen Zustände immer sein mag, so kann doch auch nicht geleugnet werden, dass die klimatischen Verhältnisse, wozu nicht blos Hitze und Kälte sondern auch Feuchtigkeit, Elektrizität, Erhebung des Bodens über das Meer etc. etc. gerechnet werden müssen, auf die Configuration des Skeletes, vorzüglich aber auf die Bildung des Schädels einen sehr bedeutenden Einfluss üben müssen. Der Mensch hängt durch tausend Fäden mit der Natur zusammen, ist gleichsam nur ein Theil derselben, wesshalb er auch fortwährend von ihr abhängt und die mannigfachsten Einflüsse von ihr erleidet. Je tiefer er in der geistigen Entwicklung steht, desto vollständiger steht er auch unter der Herrschaft der äussern Lebensverhältnisse, desto abhängiger ist er auch von

der Naturumgebung, desto mehr muss aber auch dieselbe ihre Einwirkung auf ihn geltend machen. „Erst die Civilisation“, sagt Waitz [1]), „vermag den Menschen in gewissem Grade von seiner Naturumgebung unabhängig zu machen, obgleich selbst diese Unabhängigkeit immer eine sehr beschränkte bleibt, wogegen sich vom Wilden und Halbcivilisirten fast sagen lässt, dass aus ihm überall nur das werde, wozu ihn die Naturumgebungen machen, unter die er gestellt ist. Er ist der Hauptsache nach ganz Produkt der Natur, der äussern Umstände und Lebensverhältnisse.“ Wenn Thiere in andere klimatische Verhältnisse gebracht werden, treten bei ihnen oft sehr bedeutende Veränderungen ein, nicht blos in den äussern Weichtheilen, sondern auch am Skelete und Schädel. Das Pferd ist in Shetland zum Pony ausgeartet, während das Rind dort grösser geworden ist, als die Stammrasse. Selbst Vogt [2]) spricht von wohlorganisirten Rassen, welche die nach Amerika eingeführten Pferde und Schweine unter dem Einfluss des Klima erzeugt haben. Es bedarf wohl keines Beweises, dass diese Einflüsse sich in analoger Weise auch beim Menschen geltend machen müssen. Nur daraus erklärt es sich, dass in jeder Gegend die Physiognomie einen eigenthümlichen Typus darbietet. Eine andere Gesichtsbildung, sagt ein älterer Schriftsteller [3]), haben die Thüringer, eine andere die Sachsen, eine andere die Schwaben, und fast jeder Gau hat seine eigene, so dass man jedem, wenn man einige Mühe darauf verwenden wollte, sein Vaterland würde ansehen können.“ Bär [4]) führt eine Reihe von Beobachtungen an, aus denen hervorzugehen scheint, dass Volksstämme, die an Gestaden und in Ebenen wohnen, flachere, Bergbewohner dagegen hochgewölbte Schädel haben. Die Hindu's der heissen Ebenen unterscheiden sich von denen, die auf den Bergen wohnen, durch eine schmälere, weniger hervortretende Stirne [5]) Der eigentliche hässliche Negertypus tritt nur in

[1]) Waitz, die Indianer Nordamerikas. Leipzig, 1865. S. 83.
[2]) Vogt, zoologische Briefe. I. 551.
[3]) Libavius bei Blumenbach de varietate. §. 55.
[4]) Bericht über die Zusammenkunft einiger Anthropologen. S. 9.
[5]) Kennedy, Nat. Hist. I. p. 44.

den heissen Tiefländern am ausgeprägtesten hervor, während oft ganz nahe verwandte Stämme, die in höheren Gegenden wohnen, leiblich und geistig ungleich besser organisirt sind. Der Kaffer ist ganz Neger, aber das aussertropische Klima hat seine Schädelconfiguration geändert und der europäischen ähnlich gemacht.[1]) Die Hottentotten leben unter klimatischen Verhältnissen, die denen der Mongolen gleichen, haben aber auch breitgesichtige pyramidale Schädel, wie die mongolischen Völker. Die Bewohner Oceaniens bieten in der Configuration des Schädels, wie in ihrer ganzen Organisation grosse Verschiedenheiten dar, die Hombron durch die verschiedenen Einwirkungen der klimatischen Verhältnisse zu erklären sucht[2]).

Dass die klimatischen Zustände einen grossen Einfluss auf die Skeletbildung haben, zeigt auch der Umstand, dass, wie aus den Untersuchungen von Aitken Meigs[3]) hervorgeht, die niederen Schädelformen zunächst nur in den Regionen der excessiven Hitze und Kälte gefunden werden, während die besseren Formen in den temperirten Klimaten vorkommen. Wie ferner von den Polen gegen den Aequator zu ein immer reicheres und mannigfaltigeres Thier- und Pflanzenleben auftritt, so mehren sich auch die typischen Schädelformen um so mehr, je weiter man sich von den Polen entfernt. Wenn man daher auch den Ansichten Volneys[4]) und Stanhope

[1]) Als der Kafferhäuptling Tzatzoe nach London kam, wurde er als der schönste Mann, den man finden könnte, bewundert. Kennedy, Nat. Hist. II. 88.

[2]) Dort wie überall erleidet unsere Gattung Veränderungen in der Organisation, welche von der Oertlichkeit und der Luft abhängen, und diese Verbindung der Ursache und der Wirkung muss man in Betracht ziehen, um den Menschen auf seinen ursprünglichen Charakter zurückzuführen. Das ist das einzige Mittel, sich die Verschiedenheiten zu erklären, aus denen man so viele Rassen in ein und derselben Rasse macht. Hombron in Dumont d'Urville Reise nach dem Südpol etc. II. 117.

[3]) Nott and Gliddon, Indig. Races, p. 351.

[4]) Volney (bei Foissac, Einfluss des Klima, S. 63) will gefunden haben, dass der Gesichtsausdruck des Negers unserer Physiognomie gleiche, wenn dieselbe bei hellem Lichte oder starker Hitze zusammengezogen werde. Da in den heissen Ländern das Gesicht immer auf dieselbe Weise verzogen würde, so entstehe die Negerphysiognomie.

Smiths,[1]) welche die Einwirkungen der Hitze und Kälte auf den Schädel ziemlich mechanisch zu erklären versuchen, nicht beistimmen mag, so wird man doch nicht in Abrede zu stellen vermögen, dass die Form des Schädels in sehr naher Beziehung zu den klimatischen Bedingungen stehe und vielfach von denselben bestimmt werde.[2])

Mit der Beschaffenheit des Klima hängt die Nahrungsweise sehr enge zusammen und hat ohne Zweifel keinen geringen Einfluss auf die Skeletbildung. Wie die armen mit Noth und Elend kämpfenden Familien in der Regel hässlichere Physiognomien haben, als die Reichen, so ist es auch bei ganzen Stämmen. Die missgestaltetsten Neger sind diejenigen, welche fortwährend mit Mangel und Noth zu kämpfen haben und mit den ungesundesten Nahrungsmitteln sich begnügen müssen. Die nördlichen Jakuten in ihrer dürftigen Natur sind verkümmert und hässlich, die südlichen dagegen stark und kräftig und von edlerem Gesichtsausdruck, haben aber auch reichliche Nahrungsmittel. Die Buschmänner sind ihrer Sprache nach Hottentotten, aber in ihrer gesammten Körperbildung von ihren Stammverwandten am Ngami-See himmelweit verschieden,[3]) wohl aus keinem andern Grunde, als weil ihr armes unfruchtbares Land sie zwingt, ihren Hunger mit Würmern und Ameisen, Schlangen und faulen Fischen nothdürftig zu stillen. Die Eingebornen von Feuerland und Neuholland nehmen eine der niedrigsten Stufen der Menschheit ein, obwohl die erstern mit den Araukanern stammverwandt sind, und im Lande der letztern einzelne besser genährte Stämme sogar europäische Gesichtsformen zeigen.[4]) Es ist eine von allen Reisenden gemachte Beobachtung, dass sich auf den Südsee-

[1]) Stanh. Smith (Versuch etc.) glaubt, dass starke Kälte Zusammenziehung der Augenlider und Augenbrauen und Schliessung des Mundes bewirke, wodurch die Wangen hervorgetrieben und das Gesicht breiter und kürzer würden

[2]) Cranial forms are inseparably connected with the physics of the globe. Aitken Meigs bei Nott and Gliddon, Indig. Races. p. 350.

[3]) Ward, Nat. Hist. of Man. p. 85.

[4]) Waitz, Anthropologie d. N. I. S. 65.

Inseln die Häuptlinge von dem gemeinen Volke durch Grösse und regelmässige Züge auszeichnen, was Williams, Ellis und andere dem Umstande zuschreiben, dass die ersteren von Jugend auf besser genährt sind. [1])

Nach Beechey sind die Eingebornen des Paumotuan-Archipels, obwohl gemeinsamen Ursprungs, an Farbe und Gesichtsbildung so sehr von einander verschieden, dass man zwei ganz verschiedene Stämme vor sich zu haben glaubt. Die auf den Coralleninseln stehen ungleich tiefer, als die auf den vulkanischen Inseln, was derselbe Gewährsmann nicht mit Unrecht dadurch zu erklären sucht, dass die ersteren einer brennenden Sonne ausgesetzt, ihre spärliche Nahrung auf den Corallenriffen zu suchen haben, während die letzteren einer reichlichen Nahrung, welche die Erde von selbst hervorbringt, sich erfreuen und unter dem Schatten der Palmen und Brodfruchtbäume verhältnissmässig ruhig und üppig leben. „Rohe, ungesunde und schlecht bereitete Nahrungsmittel," sagt Buffon,[2]) „bewirken eine Degeneration des Menschengeschlechtes, und alle jene Völker, welche schlecht genährt sind, sind auch hässlich und missgestaltet. Selbst in Frankreich ist das Landvolk nicht so schön, als die Stadtbevölkerung, und ich habe oft bemerkt, dass in jenen Orten, wo die Bevölkerung reicher ist, und sich besser nährt als in andern, die Leute auch schöner sind und eine bessere Gesichtsbildung haben."

Aber nicht blos Mangel und Elend wirken degenerirend auf den Menschen ein, sondern auch die Verschiedenheit der Lebensmittel äussert eine nicht zu verkennende Wirkung auf den ganzen Organismus. Völker, welche sich ausschliesslich oder doch vorzugsweise von Fleisch nähren, haben stark ausgebildete Schädelleisten und weitgeschwungene Jochbogen, jene

[1]) All voyagers, says Morton, have noticed the great disparity that exists between the plebeians and the aristocratic class, as respects stature, features, and complexion. The privileged order is much fairer and much taller than the other; their heads are better developed and their profile shows more regular features, including the arched and aquiline nose. Nott and Gliddon, Ind. Races. p. 339.

[2]) Bei Kennedy, Nat. Hist. II. 21.

dagegen, welche sich von Pflanzen und Früchten nähren, haben viel flachere Jochbogen, wesshalb bei ihnen das Gesicht schmäler, und der Schädel länger erscheint. Bär [1]) spricht sich hierüber in folgender Weise aus: „Die Tartaren von Kasan haben durchaus nicht breite Gesichter und abstehende Jochbogen, sondern schmale, oft lange Gesichter mit stark hervortretenden Nasen, die nicht selten die gekrümmte Habichtsform zeigen. Woher kommt es nun, dass andere Tartaren, die nicht weit von den Kasan'schen in der Wolga-Uralischen Steppe wohnen und deren Sprache dieselbe ist, breitere Gesichter und weniger vortretende aber breitere Nasen, überhaupt ein viel roheres Aussehen haben? Ich suche den Grund in der verschiedenen Lebensart. Die Tartaren in Kasan sind seit langer Zeit ansässig, leben in ordentlichen Häusern, die reinlich gehalten werden, und treiben Feld- und Gartenbau. Cerealien, besonders Waizen und Reis, bilden einen bedeutenden Theil ihrer Nahrung; die Tartaren in der Steppe dagegen sind Nomaden, leben nur von animalischer Kost, und von Reinlichkeit ist bei ihnen keine Rede. Geht man noch weiter nach Osten, so findet man ebenfalls bei den Tartaren das Gesicht immer breiter mit abstehenden Jochbogen. Der grosse Abstand der Jochbogen, gewöhnlich um so mehr mit Breite des Schädels verbunden, je entschiedener die Fleischnahrung ist, erinnert daran, dass die Fleischfresser unter den Thieren auch durch abstehende Jochbogen von den Pflanzenfressern sich auszeichnen, und lässt die Frage auftauchen, ob sich hierin nicht der Einfluss der Nahrungsmittel auf die Varietäten des Menschengeschlechtes zeigt. Ich beantworte diese mit Ja, da bei allen Völkern, welche nur von animalischer Kost leben, der Jochbogen weiter absteht, als bei denen, welche eine bedeutende Menge Pflanzenstoffe verzehren, wie die Hindu und die indogermanischen Völker in Europa."

[1]) Bär, Bericht. S. 10.

Uebergänge.

Nach den bisherigen Erörterungen sind wir wohl zu der Behauptung berechtiget, dass es kein einziges Merkmal gebe, welches einer Rasse so ausschliesslich eigen wäre, dass es nicht auch bei andern vorkäme, was doch nothwendig der Fall sein müsste, wenn es einen spezifischen Charakter beanspruchen könnte. Man mag ein Merkmal wählen, welches man will, immer wird man finden, dass es nicht auf eine Rasse beschränkt sei, sondern auch bei den andern mehr oder minder ausgeprägt gefunden werde. Was bei der einen Rasse Regel ist, kommt bei der andern wenigstens als Ausnahme vor. „Die Rasseneigenthümlichkeiten sind eben, wie Müller sagt, keine absoluten, zu welchen der Variationstrieb nicht auch in andere Rassen in einzelnen Fällen hinneigte oder klimatische Einflüsse Annäherungen darbieten. Denn die wollartige Kräuselung des Haares kömmt auch bei den Europäern zuweilen vor, und fast so stark wie bei den Negern. Ihre Gesichts- und Schädelform findet sich in einzelnen Fällen unter den Europäern wieder, bei welchen man nach Weber ausser der ovalen herrschenden Schädelform noch die langgezogene und viereckige Form des Schädels als sporadische Hinneigungen zum Neger- und Mongolentypus unterscheiden kann." [1]) Wir haben schon früher eine Menge von Belegen hierüber angeführt, so dass es nicht nothwendig erscheint, die Anzahl derselben hier noch zu vermehren.

Allen Merkmalen fehlt ferner die typische Schärfe. Sie treten nur deutlich hervor, wenn Extreme einander gegenüber gestellt werden, während sie sonst oft kaum bemerkbar sind. Die weisse Hautfarbe des Germanen sticht allerdings sehr auffallend von dem Schwarz des Congonegers ab; ganz anders aber gestaltet sich das Verhältniss, wenn der kaukasische Berber mit dem Fellahneger verglichen wird. Das schöne

[1]) Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen. II. 773.

Oval im Gesichte des Kaukasiers bildet einen auffallenden Contrast zu dem kleinen, zusammengepressten Schädel des Senegalnegers; wenn man aber einen Aegyptier mit einem Individuum aus den bessern Negerstämmen vergleicht, so wird der Unterschied ein verschwindend kleiner. Jedenfalls sind die Unterschiede, welche sich bei Thieren einer und derselben Art finden, ungleich bedeutender als die, welche bei den extremsten Menschenstämmen vorkommen. Das Rind, der Genosse des Menschen in allen Klimaten, bietet in seinen zahlreichen Varietäten Unterschiede dar, so gross oder vielmehr noch grösser als beim Menschen und ebenso permanent, und doch nimmt man hier keine verschiedenen Spezies an und zweifelt nicht, dass sie von einander abstammen. Noch ungleich grösser sind die Verschiedenheiten, welche wir beim Hunde in Bezug auf Grösse, Schädel- und Schnauzenbildung, Farbe, Qualität des Felles, die Töne, die er ausstösst, seinen Verstand und seine Lebensweise finden. Wo kann es etwas verschiedenartigeres geben als den Buldoggen, den Neufundländer, den Cubahund, den Mops und Windhund? Jedoch können wir die Identität der Gattung vernünftigerweise nicht bezweifeln (jedenfalls hegt der Hund selbst, zu welcher Rasse er auch gehöre, keinen Zweifel darüber) [1]. Aehnliche Verschiedenheiten zeigen sich beim Pferd, beim Schaf, überhaupt bei allen Hausthieren. Wenn man nun hier, trotz der Constanz und typischen Schärfe, keine Artmerkmale erkennt, so hat man auch kein Recht, solche beim Menschen anzunehmen. Man hat kein Recht, beim Menschen auf Grund geringer Abweichungen eine Artverschiedenheit anzunehmen, dagegen bei den Thieren selbst dann nur von Rassendifferenzen zu sprechen, wo sehr bedeutende und selbst constante Unterschiede sich zeigen.

Von besonderer Wichtigkeit ist der Umstand, dass die charakteristischen Merkmale sowohl in ihren einzelnen Zügen als in ihrer Totalität durch die mannigfachsten Uebergänge mit einander verbunden sind, so dass man nirgends angeben kann; wo das eine aufhört und das andere anfängt. Ueberall

[1]) **Holland, Essays, deutsch von Althaus. Hamburg. 1864. III. 369.**

gibt es vermittelnde Glieder, die von einer Rasse unvermerkt zur andern hinüber leiten, überall finden wir Verschmelzungsprozesse, welche die Stämme in ihrer Berührung eingehen, so dass die Rassen nur in ihren extremen Bildungen erkennbar werden, sich aber keineswegs mit nur einiger Bestimmtheit abgrenzen lassen.[1]) „Man mag, sagt Humboldt,[2]) die Typen der Hauptvarietäten wählen wie man will, überall wird man finden, dass sie durch Zwischen- und Uebergangsstufen zusammenhängen, indem die Nachkommen von jedem Hauptstamme in grösserem oder geringerem Grade die Fähigkeit haben, sich den Charakteren der andern zu nähern.“ Während bei den Thieren die einzelnen Spezies, selbst solche, die einander ganz nahe stehen, strenge von einander geschieden sind und keinerlei Uebergänge zeigen, finden wir bei den Menschen keinen Stamm, der unvermittelt daständе, der nicht nach allen Richtungen hin mit den übrigen Stämmen zusammenhänge. Es ist nicht nothwendig, dies im Einzelnen für die verschiedenen Völkergruppen nachzuweisen, indem es für unsern Zweck schon vollkommen genügt, wenn wir bezüglich der Haupttrassen zeigen, dass sie durch Zwischenglieder mit einander verbunden seien und nur allmälig in einander übergehen.

Die Verbindung zwischen dem kaukasischen und mongolischen Stamme bilden die finnisch-tartarischen Völker, welche ihrer Sprache nach zu der mongolischen Rasse gehören, körperlich aber der kaukasischen so nahe stehen, dass sie von den meisten Schriftstellern als zu derselben gehörig betrachtet werden; sie können indess nicht ohne Willkür zur einen oder andern gezogen werden.[3]) Ebenso zeigen sich in Südostasien,

[1]) In features as in color the different races are connected to each other by the most gentle gradation, so that although any two extremes when contrasted, appear strikingly different, they are joined by numerous intermediate and very slightly degrees; and no formation is exhibited so constantly in all individuals of one race as not to admit numerous exceptions. Lawrence.

[2]) Humboldt, Kosmos. I. 379.

[3]) Pott, Ungleichheit der menschlichen Rassen. S. 147. — Müller, Physiologie. II. 774. — Waitz, Anthropologie. I. 241. — Ward, Nat. History of Mankind. p. 236.

wo die beiden Rassen an einander grenzen, so allmälige und unmerkliche Uebergänge, dass eine scharfe Grenze zu ziehen geradezu unmöglich ist.[1])

Den Uebergang von der kaukasischen zur Negerrasse bilden die Eingebornen von Aegypten, Abyssinien und Aethiopien; sie sind, wie Martin sagt, eine Art Kettenglied zwischen den typischen Formen des kaukasischen Stammes und den Negern. Die Eingebornen Aegyptens, die Kopten, müssen als Nachkommen der alten Aegypter betrachtet werden, da sie nach Smarda[2]) noch ganz die Bildung haben, welche wir auf den alten ägyptischen Bauwerken sehen. Sie haben ein kürzeres aber breiteres Gesicht als die Araber, eine kurze dicke, aufgestülpte Nase, dicke aber noch nicht negerartige Lippen und eine starke hervortretende Kauregion. Die Backenknochen sind hervorstehend, die Augen halb geschlossen und eigenthümlich gestellt. Das Haar ist zwar nicht wollig, aber doch kraus wie beim Mulatten. Die Farbe ist, wie sie von den eigenen Künstlern des Alterthums dargestellt wird, eine rothe Kupfer- oder lichte Chokoladefarbe. Diese Eigenthümlichkeiten, welche von den bedeutendsten Schriftstellern, wie Ledyard,[3]) Denon,[4])

[1]) A gradual transition, in descending the Sudledj, from Hinduism to Buddhismisis very remarkable and not less so, because it is accompanied by an equally gradual change in the physical aspect of the inhabitants; the Hindus of the lower Sudley appearing to pass by insensible gradations, as we advance from village to village, till at last we arrive at pure Tartar populations. The people of Upper-Piti have quite the Tartar physiognomy, the small stature and stout build of the inhabitants of Ladak, to whom they closely approximate in dress. Thompson, bei Bastian, das Beständige. S. 111.

[2]) Smarda, Reise um die Welt. I. 36.

[3]) The nose and lips correspond with those of the Negro. The hair, wherever I can see it among the people here (the Copts) is curled not like that of the Negroes but like Mulattoes. Ledyard bey Prichard, Nat. Hist. of Man. I. 145.

[4]) Denon was struck with the resemblance of the Copts to the old Egyptian sculptures, charakterised by „flat forheads, eyes half closed and raised up at the angles, high cheek bones, a broad, flat nose very short, a large flattened mouth, placed at a considerable distance from

Volney,[1] Pruner,[2] Pugnet, Larey etc. bestätiget werden, machen die Kopten zwar nicht zu Negern, verleihen ihnen aber doch etwas Negerartiges, wodurch sie gleichsam in die Mitte zwischen den kaukasischen und Negerstamm gestellt werden.[3] Ist bei ihnen der kaukasische Typus auch unverkennbar, so ist er doch sehr abgeschwächt und vielfach so sehr verwischt, dass der Negercharakter ganz unzweideutig zu Tage tritt. Diese Annäherung an den Negertypus brachte Ledyard auf die Vermuthung, dass die Neger von den Aegyptern abstammen, während Volney in entgegengesetzter Weise meint, dass die alten Aegypter Neger gewesen seien. Vielleicht haben die Schilderungen, welche die alten Schriftsteller[4] von den Aegyptern entworfen haben, ihn zu dieser geführt. Wieder andere halten sie für ein Mischvolk, aus Negern und Kaukasiern entstanden.[5] Jedenfalls sind sie so

the nose, thick lips, little beard, a shapeless body, crooked legs without any expression in the contour, and long flat feet.“ Ebendaselbst.

[1]) The Copts have a yellowish dusky complexion, which is neither Gracian nor Arabian; they have all a puffed visage, swollen eyes, flat noses and thick lips; in short the exact countenance of a Mulatto. Volney Travels in Syria and Egypt. Bei Lawrence. p. 342.

[2]) So weit wir den alten Aegyptier auf den Monumenten zurück verfolgen, finden wir eine Bildung des Leibes, welche zwar im Ganzen kaukasisch, jedoch bereits mit afrikanischen Zügen gemischt ist. Pruner, Krankheiten des Orients. S. 71. Vgl. der Mensch in Raum und Zeit. S. 41.

[3]) The Egyptians both in respect to their language and physical form appear to occupy an intermediate position between the Caucasian an Ethiopian. Ward, Nat. Hist. of Mankind. p, 19. Auch Nott (Types of Mankind) und Morton (Observations on a second series of ancient Egyptian crania) haben bei dem grösseren Theile der von ihnen untersuchten Schädeln „a type intermediate between the Asiatic and African“ gefunden.

[4]) Herodot (II. 104) sagt von den Aegyptern, dass sie „μελάγχροες καὶ οὐλότριχες“ seien. Die hieher gehörigen Stellen findet man bei Wiseman, Zusammenhang S. 117, und bei Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. II. 242, verzeichnet.

[5]) H. Smith, Nat. Hist. of Man. p. 356. Gobineau (sur l'inégalité des races humaines, II. 12) meint, dass ein Aegypter 2000 Jahre vor

enge mit den Negern verbunden, dass der Ursprung beider auf eine gemeinschaftliche Quelle hindeutet. [1]) Zu demselben Resultate führt auch die Vergleichung der koptischen Sprache, welche sich enge an die afrikanischen Sprachen anschliesst und mit den semitischen und sanskritischen nur eine sehr entfernte Verwandtschaft aufweist. [2]) Wenn man dies alles berücksichtiget, wird man Denons Ausspruch, dass der Aegypter den genuinen afrikanischen Typus an sich trage, der im Neger nur in übertriebener, extremer Weise zu Tage trete, nicht ganz unwahrscheinlich finden. Das afrikanische Klima in Aegypten muss den dortigen Menschen ebenso sein Gepräge aufdrücken, wie die excessive Hitze und die dadurch bedingte Lebensweise in den eigentlichen Negerländern den afrikanischen Typus bis zum Extreme fortentwickeln muss. Denn der Körper eines jeden Individuums bildet sich nach dem Klima und trägt im Laufe der Zeit und im Wechsel der Generationen schliesslich ein solches Gepräge an sich, dass er im Stande ist, die Eigenthümlichkeiten seiner Heimat zu ertragen und die für Fremde schädlichen Einflüsse seines Klima zu überwinden. [3]) Wie die Kopten, so haben auch die Abyssinier manches Negerartige an sich und leiten so den kaukasischen Stamm zum Neger hinüber, während auf der andern Seite afrikanische Stämme, wie die Fullahs, Tibbus und Gallavölker [4]) mancherlei Aehnlichkeiten in der Beschaffenheit des Haares, der Schädel und Gesichtsbildung mit der europäischen Rasse haben und so den Neger mit dem Kaukasier verbinden. Es ist nicht nothwendig, noch eine nähere Charakteristik dieser Stämme anzufügen, indem es vollständig genügen dürfte, Munzingers Urtheil,

unserer Zeitrechnung ein Drittel arischen Blutes, ein Drittel Negerblut und ein Drittel von „sang chamite blanc“ gewesen sei.

[1]) Gfrörer, Urgeschichte. I. 115.

[2]) The Egyptian language in the great leading principles of its grammatical construction bears much greater analogy to the idioms of Africa, than those prevalent among the people of other regions. Th. Smyth, the unity of the human races. New-York, 1858. p. 66. Kennedy, Nat. Hist. of Mankind. I. 125. — Pott, Ungleichheit etc. S. 61.

[3]) Fraas, Vor der Sündfluth. Stuttgart, 1866. S. 454.

[4]) Vgl. Waitz, A. d. N. II. 476. ff.

das gleichsam als Resultat seiner Forschungen in Ostafrika angesehen werden kann, hier anzuführen. „Von weitem angesehen, dem Europäer absolut entgegengehalten, steht der Afrikaner allerdings als ein ganz besonderer Mensch da; aber bei genauerer Betrachtung weiss der aufrichtige Reisende nicht mehr, wo der Neger eigentlich anfängt, und der Glaube an die absolute Rassentrennung verschwindet immer mehr.“ [1])

Den Uebergang der Negerrasse zur mongolischen vermitteln die Hottentotten. Diese haben so viel Eigenthümliches in ihrer ganzen äussern Erscheinung, dass es sehr schwer ist, sie in einer bestimmten Rasse unterzubringen. Mehrere Schriftsteller haben daher eine eigene Rasse aus ihnen gebildet, während andere sie den Negern, wieder andere den Mongolen beigezählt wissen wollen. Retzius [2]) hat an den von ihm untersuchten Schädeln keinen wesentlichen Unterschied von der Negerform entdecken können, während Carpenter [3]) den Schädel der Hottentotten als eine Mischung des mongolischen und Negercharakters, wobei der erstere vorwalte, erklärt hat. [4]) Auch der von Blumenbach abgebildete Schädel eines Buschmanns zeigt mehr den mongolischen Typus. Während Knox bei ihnen nur eine leichte Aehnlichkeit mit den Chinesen entdeckt, haben Ward [5]) und Andere die Mongolenform vorherrschend gefunden, wie auch Cuvier eine ähnliche Ansicht ausgesprochen hat. Barrow [6]) stellt die Porträte eines Chinesen und Hottentotten neben einander und glaubt, dass sie mit

[1]) Munzinger, ostafrikanische Studien. 1865. S. 540.

[2]) Retzius, ethnologische Schriften. Stockholm, 1864. S. 149.

[3]) Todds Cyclop. IV. 1355.

[4]) Jedenfalls ist es gewiss, dass die Hottentotten eine Mischlingsrasse bilden, daher auch die Annahme, dass sie in der Urzeit aus der Kreuzung von Negern und irgend einem der mongolischen Völkerstämme entsprungen sind, die grösste Wahrscheinlichkeit hat. Wagner, Geschichte der Urwelt. II. 199.

[5]) The features are on a small scale, but more in accordance with the Mongolian than any other type. Ward, Nat. Hist. of Mankind, p. 87.

[6]) J. Barrow, Travels in China.

Ausnahme der Haare einander ganz ähnlich seien. Bei den Negern erscheint der Kopf seitlich zusammengedrückt, bei den Hottentotten mehr von vorn und hinten. Das Gesicht ist daher mehr breit und platt, die Backenknochen gross und hervorragend und mit dem zugespitzten Kinn fast ein Dreieck bildend, daher mit Ausnahme der dicken Lippen den Kalmücken gleichend.[1]) Ihre Augen stehen schief, so dass Linien durch die Winkel beider gezogen sich in der Mitte der Nase schneiden würden.[2]) Das ungewöhnlich scharfe Gesicht haben sie mit dem Kalmücken gemein. In der Textur des Haares, das bei ihnen in Büscheln wächst, gleichen sie dem Neger, während die Spärlichkeit desselben an den Mongolen erinnert. Die Hautfarbe ist schmutziggelb und der der Chinesen ähnlich.[3]) Diese Angaben setzen es ausser Zweifel, dass zwischen den Hottentotten und Mongolen eine gewisse Aehnlichkeit bestehe. Da aber an eine eigentliche Blutsverwandtschaft dieser beiden Stämme nicht wohl zu denken ist, so bleibt kaum etwas anderes übrig, als mit Lichtenstein und Vater anzunehmen, dass die Hottentotten von Nordafrika gekommen und von andern Stämmen bis gegen den Süden dieses Erdtheils fortgeschoben worden seien. Sie sind, wie Carpenter meint, mit den Negern von gleicher Abstammung, aber durch die äussern Bedingungen ihrer Existenz, die denen der Mongolen ganz ähnlich sind, verändert worden. Beide — die Hottentotten und Mongolen — sind Nomadenvölker, die seit unfürdenklichen Zeiten mit ihren Heerden durch wüste Länderstrecken von ungeheurer Ausdehnung ziehen, worin man nur dürres Gras, trockene Atmosphäre und beständige Dürre findet. Man findet keine sich ähnlicheren Länderstriche, als die weiten Steppen Mittelasiens und die Carroos Südafrikas. Beide Stämme nähren sich von der Milch und dem Fleisch ihrer Pferde und Rinder.[4]) Auch gibt es mancherlei Anhaltspunkte, welche einen gewissen Zusammen-

[1]) J. Barrow, Southern African, p. 157.

[2]) Burchell, Reisen in das Innere von Südafrika. Weimar, 1822.

[3]) Of a dirty yellow colour they slightly resemble the Chinese, but are clearly of a different blood. R. Knox, the Races of Men. p. 235.

[4]) Prichard, N. d. M. I. 309.

hang der Hottentotten mit den nördlichen Theilen Afrikas vermuthen lassen. Barrow hat in der Schilderung seiner Reisen am Cap der guten Hoffnung die Aehnlichkeit von Menschen, Sitten, Klima und Erzeugnissen zwischen den südafrikanischen Stämmen und den alten Aegyptern hervorgehoben. Napier setzte die Analogien fort und Flemming gab in seinem „Kaffraria and its Habitants“ ein ähnliches Zeugniss.[1]) Blumenbach[2]) hat auf die Aehnlichkeit hingewiesen, welche zwischen den Hottentotten und den viel weiter nach Norden wohnenden Gallas bestehe. Pruner fand das schiefe Auge auch bei Nachkommen der ächten alten Aegypter, wie auch das in Büscheln wachsende Haar bei vielen ostafrikanischen Negern gefunden wird. Gewisse Fettwucherungen, welche bisher als ausschliessliches Merkmal der Hottentotten galten, wurden von Barth auch bei Berberfrauen und von Pruner[3]) bei Frauen aus dem Dinkastamme und in Cordofan gefunden. Merkwürdig ist, dass von den Entozoen die Taenia Solium bei den Hottentotten und den Bewohnern des nördlichen Abyssiniens vorkommt, was nach Owen vielleicht ein Fingerzeig dafür sein dürfte, dass der Strom der Bevölkerung von den Quellen des Nils sich nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung bewegt habe.[4]) Diese Ansicht erhält eine nicht unbedeutende Stütze durch den Umstand, dass, wie Hamilton Smith sagt, vom Nil bis zur Südspitze Afrikas Hebräismen und semitische Worte in nicht geringer Zahl gefunden werden.[5])

[1]) Ausland 1869. S. 427.

[2]) Bei Heussinger, Grundriss der phys. u. psych. Anthropologie. S. 120.

[3]) Pruner, der Mensch in Zeit und Raum. S. 8.

[4]) Owen, Lectures on he comparative Anatomy and Physiology of the invertebrate animals, p. 67.

[5]) Certain it is that Hebraisms and Semitic words in proper names etc. are abundant from the mouth of the Nile to the Cape of good hope. Thus, the Indian Parbatia, Naga tribes as well as the African Bushwanas have all indications of a remote intermixture with the Mongolic races; and this character is retained in the earlier forms of their Idols, always represented with crisped hair, oblique eyes and ears detached from the side of the head; and it may perhaps be traced in another direction among the swarthy Kirguise. H. Smith, Nat. Hist. of Man, p. 144.

Wenn Retzius[1]) Recht hat, und viele Gründe sprechen für seine Ansicht, so bilden die nun ausgestorbenen oder vielmehr ausgerotteten Guanchen auf den kanarischen Inseln das Verbindungsglied zwischen den afrikanischen Kaukasiern und den ehemaligen Caraiben auf den Antillen, so wie den Guaranistämmen. Die Schädel der Guanchen haben eine merkwürdige Aehnlichkeit einerseits mit den Berbern, Tuaregs und Kopten, anderseits aber auch mit den genannten amerikanischen Völkern. Die Hautfarbe der in Rede stehenden Stämme zu beiden Seiten des Ozeans ist röthlichbraun, ähnlich dem braungegerbten Leder, das Haar ist gleich, Gesichtszüge und Körperbau nach Retzius' Ansicht übereinstimmend.[2]) Diese Aehnlichkeit, die semitischen Worte,[3]) welche man in den amerikanischen Sprachen gefunden haben will, der jüdische Typus,[4]) der bei den Indi-

[1]) Retzius, ethnologische Schriften. S. 154.

[2]) Retzius, ethnologische Schriften. S. 154

[3]) Semitic words occur rather profusely in the Carib and Makusi dialects. H. Smith, Nat. Hist. of Man, p. 245. Castelnau (Exped dans les parties central. de l'Amérique, Par. 1850) will bei den Indianern am Amazonenstrom mehr als 50 dem Hebräischen ganz ähnliche Worte gefunden haben. Nach Schoolcraft (Information respecting the history, condition and prospects of the Indian tribes. Philadelphia VI. p. 688) kommen in der Apachensprache nicht blos hebräische, sondern auch ägyptische Wortstämme vor. Vgl. Adair, History of the American Indians 1773. Aglio, the Antiquities of Mexico. VI. 232—400. Catlin, die Indianer Nordamerikas, übersetzt von Berghaus. Merkwürdig und wohl mehr als Zufall ist es, dass das aztekische Wort Teotl „Gott" als Wortstamm Teo enge verwandt ist mit den Worten, welche in allen arischen Sprachen „Gott" bedeuten.

[4]) Die Annäherung der Indianer an den jüdischen Typus ist den meisten Reisenden, selbst schon den ersten Entdeckern Amerikas aufgefallen. Eine Menge von Schriftstellern von Rabbi Ben Israel an bis auf Catlin und Hellerberg (Beskrifning öfver, nordamerikanska fristaternas indianer. Goetheborg, 1848) haben desshalb eine Abstammung der Indianer von den Israeliten angenommen und eine Menge von Beweisen hiefür angeführt. Sind diese auch nicht immer zutreffend, so verdienten sie doch, wie Tschudi (Kechuasprache I. 5) meint, einer genauen Zusammenstellung und gründlichen Kritik Es ist indess gar nicht nothwendig, zur Erklärung des jüdischen Typus der Indianer eine Abstammung derselben

anern oft in der ausgeprägtesten Weise sich zeigen soll, und noch manches andere,[1]) das hier nicht näher erörtert werden kann, deutet auf eine uralte Verwandtschaft der amerikanischen Stämme mit den Nordafrikanern, sei es nun, dass in den frühesten Zeiten eine Wanderung über den Ozean hin erfolgte, oder dass Amerika früher mit der alten Welt durch Inseln im Ozean — Atlantis — oder direkt verbunden gewesen sei, was Unger wenigstens für die Tertiärperiode mit schlagenden Gründen nachgewiesen hat.[2])

Obwohl Amerika von den übrigen Welttheilen getrennt als abgeschlossene Welt erscheint, so steht der leibliche Typus seiner ursprünglichen Bewohner doch nicht isolirt da, sondern schliesst sich auf allen Seiten mehr oder minder enge an die übrigen Rassen an. Wie er im Osten mit der alten Welt zusammenhängt, so bilden im Nordwesten die Tschuktschen, Korjäken, Eskimo's und andere Stämme das Verbindungsglied zwischen den Asiaten und Amerikanern. Die Schädelform der

von den Israeliten anzunehmen, indem sich derselbe ganz einfach dadurch erklärt, dass die Indianer sich an die Guanchen, diese an die Berber und Aegypter sich anschliessen, welch' letztere wiederum in der nächsten Verwandtschaft zu den eigentlichen Semiten stehen (In their physical character Egyptians were intermediate between the Indo-European and Semitic races. Morton, Crania aegyptiaca. p. 65). In diesem Sinne hat auch Retzius nach dem Vorgange Latham's die langköpfigen Amerikaner „amerikanische Semiten" genannt.

[1]) Es sei hier nur daran erinnert, dass die Skulpturen der Mexikaner denen von Aegypten sehr ähnlich sind (Ausland 1853, S. 908), dass das Einbalsamiren wie bei den Aegyptern und Guanchen, so auch in Amerika vorkommt (those who have seen the Egyptian mummy would be utterly astonished at the exact similitude in the conformation of the subject. Schoolcraft, Information VI. 693); dass die Pyramiden Amerikas denen von Aegypten zwar nicht gleich (Stephens Yukatan, p. 407), aber doch ähnlich sind (nach Pokock ist eine der ägyptischen Pyramiden, die von Sakkara, genau nach demselben System, wie die mexikanischen gebaut); dass nach Orbigny die kolossalen Statuen bei Tiahuanko denen des alten Aegypten vollkommen gleichen; dass die Zeitrechnung mancher amerikanischer Stämme mit der der Aegypter übereinstimmt etc. etc.

[2]) Unger, die versunkene Insel Atlantis. Wien, 1860.

genannten Stämme ist mongolisch, geht aber zumal an der Küste des stillen Meeres unvermerkt in den amerikanischen Typus über.[1]) An der Westküste Amerikas besteht ferner ein unverkennbarer Zusammenhang mit den Malaien der Südsee-inseln, welche wiederum, trotz der ungeheuren Entfernung, durch die Hindus mit dem kaukasischen Stamme verbunden sind.[2]) Diese allmäligen Uebergänge von einem Hauptstamme zum andern liefern einen schlagenden Beweis dafür, dass die Rassen nichts Selbstständiges, nichts ursprünglich Geschiedenes, sondern nur Zweige einer und derselben Familie seien, welche sich im Laufe der Zeit durch das Zusammenwirken verschiedener Ursachen, unter denen die klimatischen Einflüsse und die dadurch bedingte Lebensweise obenan stehen, gebildet haben, dass sie also nicht verschiedene Arten, sondern nur allmälig entstandene Abweichungen von einer Grundform seien. Wären sie Arten, so müssten sie durch scharfe Grenzen, welche nach keiner Seite hin überschritten werden können, geschieden sein. Bei den Thieren zeigen zwei nahestehende Spezies in ihren Abweichungen, so gross dieselben auch immer sein mögen, nirgends solche Uebergänge, sie sind durch eine unverrückbare Scheidewand getrennt, welche jeden Uebergang, jedes Ineinanderfliessen der spezifischen Merkmale unmöglich macht. Dagegen ist es in der Natur der Rassen gegründet, dass sie in einander übergehen und nirgends als in ihren Extremen eine scharfe Abgrenzung zulassen.

Unter den Zoologen herrscht daher über die Arten der Thiere und deren Charaktere keine grosse Uneinigkeit, während

[1]) Was die amerikanische Rasse betrifft, so sei nur an den Uebergang erinnert, den der kalifornische Indianer zum Neger und der Eskimo durch mannigfache Abstufungen hindurch zu den Völkern der mongolischen Rasse macht, während er sich an der Südgrenze seines Gebietes an den Indianer anschliesst. Waitz, die Indianer. S. 83.

[2]) There is abundant reason to believe that America was originally peopled from Asia not, as is generally believed by way of the Aleutian Islands at the entrance of Behrings-straits, but by way of the South-Sea Islands and across the widest part of the Pacific Ocean. Lang, Origin and Migration of the Polynesians. p. 86. Vgl. Pickering, the races of Man. London, 1863.

sie in Bezug auf Anzahl und Begrenzung der Menschenrassen, wie auch hinsichtlich des Eintheilungsprinzipes so sehr von einander abweichen, dass man unwillkürlich zu der Annahme hingedrängt wird, jede derartige Eintheilung beruhe nur auf Willkür, keineswegs aber auf einer natürlich gegebenen Basis.[1]) Schon Blumenbach hat die Schwierigkeit, die Menschen in besondere Rassen einzutheilen, hervorgehoben, da die Verschiedenheiten wohl in ihren Extremen deutlich zu unterscheiden seien, in ihren Abstufungen und Uebergängen aber so unvermerkt in einander überfliessen, dass keine anderen als nur sehr willkürliche Grenzen gezogen werden können. Dies wird sogleich einleuchtend, wenn man die bisher versuchten Eintheilungen von Aristoteles an bis auf die Gegenwart mit einander vergleicht. Die im Anhang gegebene Zusammenstellung verschiedener Eintheilungen mag, so unvollständig dieselbe auch ist, den Beweis zu dem Gesagten liefern. Kaum zwei Schriftsteller werden gefunden, welche in der Art der Eintheilung und in der Zahl der Abtheilungen übereinstimmen. Man hat die Hautfarbe, die Beschaffenheit des Haares, den Schädelbau, die Gesichtsbildung, die geistige Entwjcklung, die Sprache, ja sogar die Entwicklung der Sinne und die Temperamente als Eintheilungsgrund gewählt, ohne damit etwas anderes zu erreichen, als die Fixirung einiger Haupttypen, um welche sich eine Menge von Stämmen gruppiren, welche keinem derselben eingereiht werden können. Während die einen nur 2 oder 3 Abtheilungen machten, haben andere 27, ja sogar 63[2]) verschiedene Varietäten unterscheiden zu können geglaubt. Die meisten haben 3—6 Rassen angenommen, andere dagegen haben

[1]) We are therefore obliged to confess, that we have not much faith, in those lines of demarcation which naturalists have assigned to the several races of men, since there are scarcely two of them, that agree and since moreover there would be more varieties, that could not conconveniently be forced into either race, than in the Individuals that compose the races themselves. Smith, the unity of the human races. New-York, 1850. p. 287.

[2]) Luke-Burk zählt 53 Abtheilungen, von denen 28 bestimmte Varietäten der intellectuellen Rassen und 35 der physischen Rassen sind. Vgl. Kloeden, Handbuch der physischen Geographie.

ebenso viele oder noch mehrere wohl organisirte Arten aufgestellt. Eine noch grössere Verschiedenheit findet man in der Abgrenzung der Rassen, in welcher Beziehung manche, zumal französische Schriftsteller, wie Bory, Desmoulins und andere, die sonderbarsten, oft geradezu lächerlichen Behauptungen aufgestellt haben. Insbesonders sind die Uebergangsvölker das eigentliche Kreuz der Ethnographen. Denn diese werden immer eine ganz unbekannte Stellung im ethnographischen Systeme einnehmen, da sie mit gleichem Recht oder Unrecht zur einen oder andern Rasse gerechnet werden können. So stehen die Gallavölker zwischen den Kaukasiern und Negern mitten inne und ihre Körperbildung lässt es völlig unentschieden, auf welche Seite sie zu stellen sind.[1]) Die südlichen Dinkastämme haben ausser der schwarzen Farbe so wenig von dem eigentlichen Negertypus, dass, wie Werne sagt, der grösste Theil der Europäer, wollte man sie schwarz anstreichen, diesen Völkern völlig gleichen würde.[2]) Die finnisch-tartarischen Völker werden von den Einen zu dem kaukasischen Stamme, von Andern dagegen mit demselben Rechte zum mongolischen gerechnet. Die Eskimo werden mit der gleichen Berechtigung zur amerikanischen oder mongolischen Rasse gezählt. Ebenso ist die Stellung der Malaien eine ganz unsichere. Schon hieraus erhellt zur Genüge, dass eine scharfe Eintheilung der Menschenrassen geradezu unmöglich sei;[3]) denn es liegt, wie Müller sagt, „ein sicheres, inneres, wissenschaftliches Prinzip der Abgrenzung nicht vor, wie es bei den Arten der Fall ist,“ es fehlt an spezifischen Merkmalen, welche allein eine sichere Unterscheidung und Abgrenzung möglich machen. So lange ein solches Merkmal nicht nachgewiesen ist, kann auch von einer Artverschiedenheit des Menschengeschlechtes keine Rede sein und zwar um so weniger, als hinlängliche Beweise dafür

[1]) Waitz, A. d. N. I. 236.

[2]) Werne, Expedition zur Entdeckung der Nilquellen. S. 24.

[3]) — — I must come to the conclusion that, to classify the races of man as we do the genera and species of wild plants and animals, is wholly beyond our power and that the attempts hitherto made with this view are unscientific and delusory. J. Crawfurd. in Transactions of ethnol. S. 1862. p. 378.

vorliegen, dass wir die Rassenverschiedenheiten nur als Wirkungen des verschiedenen Klima, der Nahrung und des Bodens, sowie der sittlichen und sozialen Zustände zu betrachten haben.[1]) Wir dürfen daher wohl die Arteinheit des Menschengeschlechtes als eine naturwissenschaftlich gesicherte Thatsache betrachten, gegen welche der Materialismus vergeblich ankämpft und trotz aller scheinbaren Erfolge schliesslich unterliegen muss. Wenn auch die moderne Naturwissenschaft, freilich nur mit Verleugnung ihrer eigenen Principien, eine Artverschiedenheit des Menschengeschlechtes behaupten zu können glaubt, so ist sie doch nicht im Stande, für diese Behauptung auch die nöthigen Beweise beizubringen, denn diese liegen nicht in hohlen Phrasen oder kühnen Hypothesen, sondern in Thatsachen, wie sie die Anatomen und Physiologen, vorzüglich aber die Reisenden festgestellt haben, und diese legen sämmtlich dafür Zeugniss ab, dass alle Menschen nur eine Art im naturwissenschaftlichen Sinne bilden, und dass die verschiedenen Rassen nur Formen einer und derselben Art seien. Ist dieser Satz, zu dem sich die grössten Naturforscher[2]) fast sämmtlich bekennen, richtig, dann steht der Abstammung des Menschengeschlechtes von einem Paare nichts im Wege, wenigstens kann von Seite der Naturwissenschaften kein Beweis dagegen aufgebracht werden. Man hat daher historische, geographische und andere Gründe zu Hilfe genommen, aus welchen man die Unmöglichkeit einer einheitlichen Abstammung beweisen zu können glaubte. Wir werden in Folgendem versuchen, diese Einwürfe der Reihe nach aufzuführen und näher zu beleuchten.

[1]) Vgl. Buckle, Geschichte der Civilisation in England. 1860. I. 36.

[2]) Z. B. Blumenbach, Baer, Buffon, Carpenter, Cuvier, Duvernoy, Haller, Humboldt, Linné, Joh. Müller, Owen, Schubert, Steffens, A. und R. Wagner, Willbrand etc. etc.

Genügen eines Paares zur Bevölkerung der Erde.

Man hat es als unmöglich bezeichnet, dass die vielen Millionen von Menschen, welche jetzt auf der Erde leben, in einer verhältnissmässig kurzen Zeit von einem Paare sollten abstammen können. „Welche Wunder, sagt Burmeister, [1]) welche seltenen Fügungen des Schicksals gehörten dazu, um innerhalb eines Zeitraumes von 4000 Jahren 1000 Millionen Menschen von einem einzigen Punkte aus, der noch dazu ein einziges Paar trug, bevölkern zu lassen?" „Welche Produktivität, sagt Vogt, [2]) musste diesen drei Stämmen, Sem, Ham und Japhet innewohnen, um in einem Zeitraum von höchstens 500 Jahren Millionen von Nachkommen allein in Aegypten zu erzeugen? Selbst Mäuse und Kaninchen müssten an einer ähnlichen Emporbringung ihrer Nachkommenschaft in so kurzer Zeit verzweifeln."

Man sollte meinen, dass diese so zuversichtlich und siegesfroh ausgesprochenen Worte sich auf Thatsachen gründen, welche durch Geschichte und Erfahrung als unumstösslich gewiss festgestellt wurden. Wenigstens ist man zu der Voraussetzung berechtiget, dass Naturforscher, welche sonst nur Erfahrung und Augenschein gelten lassen, auch über Fragen, welche die heiligsten Interessen der Menschheit berühren, nicht leichtfertig absprechen und Behauptungen aufstellen, welche von der Erfahrung geradezu als falsch bezeichnet werden müssen. Aber freilich die Bibel lässt die Menschen von einem Paare abstammen und die Bibel darf nicht Recht behalten, wenn ihr auch noch so viele Gründe zur Seite stünden. Darum sucht man durch kühne Machtsprüche den Lesern Sand in die Augen zu streuen, um sie so blindlings über einen Punkt wegzuführen, welcher bei genauerer Betrachtung in einem ganz andern Lichte erscheint, als ihn die materialistische Schule darzu-

[1]) Burmeister, Geschichte der Schöpfung. 1856. S. 505.

[2]) Vogt, Köhlerglaube. 1 A. S. 80.

stellen sich bemüht. Die absichtliche Täuschung liegt hier um so klarer zu Tage, als es dem Zoologen Vogt nicht unbekannt sein konnte, dass die Thiere, welche er zum Beweise seiner Behauptung anführt, unter günstigen Umständen in ganz kurzer Zeit sich wahrhaft ins Unglaubliche vermehren können. Dies kann selbst dem gewöhnlichen Beobachter nicht entgehen, wenn er in manchen Jahren eine Unzahl von Mäusen die Saaten da verzehren sieht, wo wenige Wochen vorher kaum eine oder die andere gefunden wurde, oder wenn der Borkenkäfer [1]) ganze Waldungen zerstört, in denen vorher kaum eine Spur von ihm beobachtet werden konnte. Nur wenige Beispiele von der ungeheuren Vermehrung der Thiere mögen hier angeführt werden. Die Infusorien vermehren sich nach Ehrenberg in einigen Tagen zu Billionen. Die Blattläuse vermehren sich in wahrhaft wunderbarer Weise. Die einzelne Blattlaus würde mit der fünften Generation schon 5000 Millionen Junge bringen. In einem Jahre entwickeln sich aber wenigstens fünfzig Generationen, so dass, wenn die Blattläuse eines Jahres der Vertilgung entgingen, die Erde die gesammte Nachkommenschaft kaum zu fassen vermöchte. [2]) Das Termitenweibchen soll an einem Tage 80,000 Eier legen. Die Nachkommen einer Fichtenblattwespe (Lophyris pini), von der das Weibchen jährlich nur etwa 100 Eier legt, wären, wenn kein Ei zu Grunde ginge, in 10 Jahren zu 200,000 Billionen Raupen angewachsen und alle Fichtenwälder Deutschlands wären zu ihrer Ernährung völlig unzureichend. [3]) Eine Schmeissfliege (Musca carnaria) kann 20,000 Maden zur Welt bringen, welche bei

[1]) Von der Menge, in welcher der Borkenkäfer (Bostrychus typographus) bisweilen erscheint, kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, dass an einem Rindenstreifen von 12 Zoll Länge und Breite 1220 Stück entwickelter Larven und Puppen gefunden wurden. Gmelin berichtet, dass an vier Fichten 2300 Paar Käfer gezählt worden wären, und macht dann die Berechnung, dass in kurzer Zeit an 100 Fichten 1,437,500 Käfer sein könnten. Im Jahre 1783 hatten sie im Harz allein zwei Millionen Stämme trocken gelegt.

[2]) Schröder van der Kolk, Seele und Leib in Wechselbeziehung zu einander. S. 168.

[3]) Natur und Offenbarung.

reichlicher Nahrung binnen 24 Stunden 200fach an Gewicht zunehmen. Desshalb hat schon Linné von ihr gesagt, dass sie mit ihrer in progressiver Weise entstehenden Nachkommenschaft ebenso schnell wie der Löwe einen Ochsen verzehren könne. Die Vermehrung der Wanderheuschrecke (Oedipoda migratoria) ist so ungeheuer, dass sie in kurzer Zeit die Vegetation von ganzen Ländern zerstören kann.[1]) Wie Hartwig[2]) berichtet, hat man in einer Makrele von einem Pfund 546,000, in einer Scholle von 1½ Pfund 1,300,000, in einem Stör 6,000,000, in einem Stockfisch 9,300,000 Eier gefunden. Nach Pennant[3]) soll es ein Paar Kaninchen in vier Jahren auf die ungeheure Summe von 1,274,840 Nachkommen bringen können. Ein einziges Mäusepaar kann seine Nachkommenschaft in einem Jahr auf 23,000, in zwei Jahren auf mehr als 200 Millionen vermehren.

Man könnte hier freilich einwenden, dass diese Berechnungen wohl auf dem Papiere richtig seien, in der Wirklichkeit aber niemals vorkämen. Dies ist allerdings richtig, weil die Natur schon dafür gesorgt hat, dass die Bäume nicht zum Himmel wachsen. Wer aber einmal eine rechte Mäuseplage gesehen hat, wird keinen Augenblick zweifeln, dass unter günstigen Umständen die Vermehrung der Mäuse eben nicht weit hinter den angegebenen Zahlen zurückbleibe. Auch Thiere, die nur ein Junges zur Welt bringen, können sich unter günstigen Umständen in kurzer Zeit in einer Weise vermehren, die über alle menschliche Berechnung hinausgeht. Kein Thier pflanzt sich langsamer fort, als der Elephant. Gleichwohl könnte nach Jäger die Nachkommenschaft eines einzigen

[1]) 1828 wurde Galizien von den Wanderheuschrecken heimgesucht, wo sie in einem Zuge, der sieben Stunden lang dauerte und sieben bis acht Meilen breit war, buchstäblich die Luft verfinsterten. In dem Dorfe Koninchy wurden an einem Tage 20,000 Metzen davon eingegraben, ohne eine bemerkbare Verminderung ihrer Menge zu bewirken. In der Gegend von Odessa soll man 1859 mehr als eine Billion 422,305 Millionen vertilgt haben. Natur und Offenbarung. IX. 162.

[2]) Hartwig, Gott in der Natur. S. 308.

[3]) Pennant, Brittish Zoologie.

Paares in 500 Jahren auf 15 Millionen Stücke anwachsen. Im Jahre 1773 brachte man drei Rennthiere nach Island, und schon nach 40 Jahren sah man ihre Abkömmlinge in Rudeln von 40—100 Stücken umherschweifen. Das schwarze Rindvieh, welches Columbus 1493 nach San-Domingo brachte, hatte sich schon nach 27 Jahren zu 8000 Stücken vermehrt, und Acosta berichtet,[1]) dass im Jahre 1585 von Hispaniola 35,444, von Neuspanien 64,250 Häute nach Spanien ausgeführt wurden. Derselbe Acosta schreibt 100 Jahre nach Entdeckung Amerika's, dass es in Neuspanien Männer gebe, die 70,000 bis 100,000 Schafe hätten, und doch ist das Schaf erst aus Spanien dahin gebracht worden. Azara berichtet, dass zu seiner Zeit 12 Millionen Rinder und 3 Millionen Pferde in Buenos-Ayres gewesen seien. Humboldt schätzt die Pferde in den Pampas von Buenos-Ayres auf 6 Millionen, die Rinder auf 12 Millionen. In den Vereinigten Staaten gibt es mehr als 5 Millionen Pferde, und Dupont hat berechnet, dass zwischen dem Orinoko und dem See Maracaybo 1,200,000 Rinder und mehr als 180,000 Pferde umherschweifen. Wenn man nun weiss, dass Pferde und Rinder erst am Ende des 15. oder am Anfang des 16. Jahrhunderts nach Amerika eingeführt wurden, und wenn man dabei bedenkt, dass sie nicht blos durch den Menschen, sondern auch durch wilde Thiere, durch Dürre und Ueberschwemmungen fortwährend dezimirt werden, so wird man wohl keine weiteren Beweise verlangen, dass sich die Thiere, welche nur ein Junges zur Welt bringen, unter günstigen Verhältnissen wahrhaft ungeheuer vermehren können. Wenn nun auch die Vermehrung des Menschengeschlechtes nicht in demselben Verhältnisse wie die der Thiere fortschreitet, so wird man doch kaum in Abrede stellen können, dass günstige Umstände auch hier eine Vermehrung herbeiführen können, welche über das gewöhnliche Mass hinausgeht und die Abstammung von einem Paare nichts weniger als unwahrscheinlich erscheinen lässt. Jedenfalls dürfen wir nicht vergessen, dass in der Urzeit ganz andere Verhältnisse obwalten mussten als jetzt, wesshalb auch ein Schluss

[1]) Acosta, Historia natural y moral de las Indias. Barcelona. 1591. p. 180.

von der Gegenwart auf jene ferne Vergangenheit ganz unzulässig erscheint. Denn es ist sicherlich keine gewagte Annahme, dass in den ersten Zeiten des Menschengeschlechtes die Lebensverhältnisse weit natürlicher und für die Vermehrung der Bevölkerung ungleich günstiger waren als in unsern übervölkerten Staaten mit grossentheils entnervten und physisch herabgekommenen Bewohnern, wo oft nicht die Hälfte aller Geborenen ein Jahr alt wird.[1]) Wie am Anfange die Menschen sich einer kräftigeren Gesundheit erfreuten und aller Wahrscheinlichkeit nach ein viel höheres Lebensalter erreichten,[2]) so dürfte auch ohne Zweifel die Produktionskraft viel grösser und länger dauernd gewesen sein als jetzt. Ein Heer von Krankheiten, welche ursprünglich nicht bestanden, sondern erst durch das Zusammenleben der Menschen hervorgerufen wurden, bedroht jetzt das menschliche Leben und stellt sich der Vermehrung ebenso feindlich gegenüber wie der Umstand, dass ein bedeutender Theil der modernen Bevölkerung freiwillig oder gezwungen im Cölibate lebt. Nehmen wir noch dazu, dass in jenen gesegneten Ländern, wohin wir den Anfang des Menschengeschlechtes verlegen müssen, Lebensmittel im Ueberfluss vorhanden und leicht zu erringen waren, so haben wir einen weitern Grund, in der Urzeit eine raschere Vermehrung des Menschengeschlechtes anzunehmen. Denn es ist ein alter Erfahrungssatz, dass die Bevölkerung eines Landes um so mehr steigt,

[1]) Von den Kindern sterben im ersten Lebensmonat oft $^1/_{10}$, nach Verfluss eines Jahres sind überall von 100 Neugebornen mindestens 25 bereits wieder gestorben. Auch für die nächstfolgenden Jahre erweist sich die Sterblichkeit noch so bedeutend, dass nach Verfluss der ersten fünf Lebensjahre nur noch $^1/_3$ aller Neugebornen am Leben ist. In England und Wales betrug im Jahre 1839 die Zahl der verstorbenen Kinder unter fünf Jahren 30 % aller Todesfälle zusammengenommen. In New-York, Boston und Phladelphia soll sie sogar 50 % aller Todesfälle betragen. Oesterlein, Hygieine, S. 782.

[2]) The true length of human life should not fall below one hundred years. — — the natural length of animal life is five times the time it takes „to unite the bones with their epiphyses,“ which process in man takes effect at about 20 years of age, Flourens bei Nott and Gliddon, Indig. Races. p. 426.

je günstigere Verhältnisse es darbietet und je weniger bevölkert es ist. Wie der gebrochene Knochen ein höheres Leben zeigt und den Callus ausschwitzt, durch den allein eine Wiederverbindung möglich wird, so finden wir auch überall da eine grössere Energie der Fortpflanzung, wo es sich um Erhaltung und Vermehrung des menschlichen Geschlechtes handelt. Darum tritt uns überall die bewunderungswürdige Thatsache entgegen, dass nach grossen Seuchen, verheerenden Kriegen und in neuen Ansiedlungen die Zahl der Geburten bedeutend steigt, dass dann namentlich viele lebensfähige Zwillinge und Drillinge geboren und Ehen mit Kindern gesegnet werden, welche vordem unfruchtbar gewesen.[1] Hier zeigt sich das Walten der göttlichen Vorsehung ebenso deutlich, wie in dem Umstande, dass das Zahlenverhältniss der beiden Geschlechter, wenn es durch Kriege eine bedeutende Störung erlitten hat, sich von selbst wieder in normaler Weise herstellt.[2] Diese fortdauernde providentielle Einwirkung auf das Menschengeschlecht widerlegt zugleich auch die Ansicht jener, welche meinen, dass das Menschengeschlecht, wenn man nur ein Stammpaar annehme,

[1]) Es gibt ein Gesetz über das menschliche Leben, das für die Fortdauer der Rasse sorgt; allein das Verhältniss der Reproduktion ist nicht so bestimmt und begrenzt, dass es sich durch Ziffern ausdrücken liesse oder dass sich aus Thatsachen, die bei speciellen Zuständen vorkommen, mit Bestimmtheit schliessen liesse, wie es unter andern und verschiedenen Umständen sein müsse. A priori muss man annehmen, dass ihre Wirksamkeit in vollkommenem Einklang mit dem Schöpfungsplane stehen müsse und dass sie ebenso glücklich den Erfordernissen und Zufällen angepasst sei, welchen die Rasse durch den ganzen Prozess der Ausführung dieses Planes providentiell ausgesetzt ist. Dass diese Biegsamkeit beschafft wurde und zwar unter einem selbstordnenden Gesetze als Anbequemung dieser Funktion an die Bedürfnisse der Rasse und im Einklang mit den Umgebungen beschafft wurde, welche ihre Geschichte vom Anfang an bis zur schliesslichen Vollführung des göttlichen Zweckes begleiten, dürfte durch die Fähigkeit der Variation bewiesen sein, die sowohl durch physiologische Principien, wie durch alle beobachteten Thatsachen festgestellt ist. Carey, Socialwissenschaft. III. 348.

[2]) Guillard, Statistique humaine. Chapt. VII.

durch Zufälle aller Art vernichtet hätte werden können. Denn wenn es überhaupt schon keinen Zufall gibt, so am allerwenigsten da, wo es sich um die Erhaltung des Menschengeschlechtes handelt. Gäbe es aber auch einen, so wäre bei der Annahme mehrerer Stammpaare die Wahrscheinlichkeit seiner Erhaltung zwar grösser, aber vor dem Untergang wäre es darum noch keineswegs gesichert.

Unter der Voraussetzung einer grösseren Fruchtbarkeit hat Gatterer die Anzahl der Menschen um 396 nach der Fluth auf 32 Millionen berechnet, indem er auf jede Ehe 8 Kinder annahm. Nach Silberschlag betrug die Anzahl der Menschen vor der Fluth 20,000 Millionen.[1]) Baumgarten[2]) nimmt an, dass sich die Menschen in 41 Jahren verdoppelt hätten in der Weise, dass im Jahre 41 der Welt 4, im Jahre 82 8 Menschen, und so immer nach 41 Jahren die doppelte Anzahl vorhanden gewesen, eine Annahme, die kaum zu hoch gegriffen ist, wenn man bedenkt, dass in Nordamerika die Verdoppelung schon nach 30 Jahren eintritt. Nach Whiston[3]) sind die Perioden, innerhalb welcher eine Verdoppelung erfolgt, anfangs äusserst klein, werden aber immer grösser, so dass, wenn in der 5. Reihe schon nach 10 Jahren eine Verdoppelung eintritt, sie in der 30. Reihe erst nach 60 Jahren erfolgt. Hiernach würde die Anzahl der Menschen um 870 schon mehr als 1000 Millionen betragen haben, während sie nach Baumgarten erst um 1100 diese Höhe erreicht hätte. Thum[4]) hält es für sehr wahrscheinlich, dass in den ersten Zeiten ein Menschenpaar von dem 25. bis 50. Lebensjahre 6 Kinder erzeugte, die wieder

[1]) Bachmann (The Doctrine of the unity p. 285) führt eine Berechnung Fowler's an, nach welcher in nur 50 Generationen von einem Paare 2362,749,914,214,046 Menschen abstammen können. Gegenwärtig leben nur etwa 1000 — 1200 Millionen auf der ganzen Erde; Balbi hat deren Anzahl im Jahre 1837 nur auf 809 Millionen, Comte im Jahre 1843 auf 740 Millionen geschätzt.

[2]) Allgemeine Welthistorie. Halle, 1746. I. S. 222.

[3]) Whiston, theory of the earth, p. 249.

[4]) Thum, Vogt's Köhlerglaube im eigenen Lichte.

das 50. Lebensjahr erreichten und ebenfalls 6 Kinder erzeugten. Hiernach müsste sich die Zahl der Menschenpaare nach je 25 Jahren um das Dreifache vermehren, so dass um 400 nach der Fluth schon mehr als 258 Millionen, um 425 dagegen schon über 700 Millionen Menschen vorhanden gewesen wären.

Es ergeben sich folgende Zahlenreihen:

Jahre der Welt nach Whiston.	Jahre der Welt nach Baumgarten.	Menschenzahl.	Jahre nach der Fluth nach Thum.	Menschenpaare.
2	41	4	1	3
6	82	8	25	9
12	123	16	50	27
20	164	32	75	81
30	205	64	100	243
42	246	128	125	729
56	287	256	150	2187
72	328	512	175	6561
90	369	1024	200	19,683
110	410	2048	225	59,049
132	451	4096	250	177,147
156	492	8192	275	531,441
182	533	16,384	300	1,594,323
210	574	32,768	325	4,782,969
240	615	65,536	350	14,348,907
272	656	131,072	375	43,046,721
306	697	262,144	400	129,140,163
342	738	524,288	425	387,420,489
380	779	1,048,576	450	1,162,621,467
420	820	2,097,152		
462	861	4,194,304		
506	902	8,388,608		
552	943	16,777,216		
600	984	33,554,432		
650	1025	67,108,864		
702	1066	134,217,728		

Man hat übrigens gar nicht nöthig, eine sehr viel grössere Fruchtbarkeit am Anfange anzunehmen, da schon eine gewöhnliche, auch jetzt noch hie und da vorkommende Zunahme der Bevölkerung vollständig ausreicht, um eine schnelle und allseitige Bevölkerung der Erde erklärlich zu finden. Gegenwärtig ist die Vermehrung der Bevölkerung in den verschiedenen Ländern äusserst verschieden, sie schwankt zwischen 1% und 3%. Ueberall jedoch strebt die Bevölkerung, nach einer Bemerkung Perty's, nach den geometrischen Verhältnissen zuzunehmen, trifft aber in den verschiedenen Ländern auf Hindernisse ungleicher Grösse, wesshalb eine verschieden grosse Zahl von Jahren zu ihrer Verdopplung nöthig ist; so nach Rau und Dupin in Irland 28 Jahre, in Ungarn 20, in Spanien 41, England 42, Preussen 26, Oesterreich 53, Niederlande 74, Neapel 83, Frankreich 110, Schweden 118, Russland 66. Diese nach der jährlichen Zunahme berechnete Verdopplung tritt übrigens fast nie in den angegebenen Zeiten ein, weil Seuchen, Hungersnoth, Kriege die Erreichung hinausschieben. Wenn wir nun unter der wohl kaum bestreitbaren Voraussetzung, dass Anfangs die angedeuteten Hindernisse gar nicht oder doch nur in sehr untergeordnetem Grade bestanden, annehmen, dass in den ersten Zeiten des Menschengeschlechtes eine Verdopplung innerhalb 20 Jahren wie in Ungarn erfolgt sei, so müssten schon nach 600 Jahren mehr Menschen auf der Erde gelebt haben als gegenwärtig. Nach Süssmilch treffen jetzt im Durchschnitte vier Kinder auf eine Ehe. Wenn sich nun die Menschen in den ersten Zeiten nach diesem Massstabe vermehrt hätten, so würde schon nach 1000 Jahren eine doppelt so grosse Bevölkerung, als die jetzige ist, vorhanden gewesen sein.[1]) Nach Likes betrug die Zunahme der Bevölkerung in Europa von 1778 — 1830 etwas über 1½%, in Nordamerika dagegen 3%, in Java[2]) ohne die Einwanderer 2½%. In einzelnen Ländern werden jedoch diese

[1]) Burdach, Anthropologie. S. 755.

[2]) Im Jahre 1780 betrug die Bevölkerung von Java 2,029,915, 1824 war sie schon auf 6,368,090, 1838 auf 8,103,080 Seelen gestiegen. Sie hatte sich also in nicht ganz 2 Generationen vervierfacht. Ausland, 1856. S. 810.

Ziffern weit überschritten. So soll in Irland die Bevölkerung in drei Jahren (von 1785—1788) von 2,845,932 bis auf 4,640,000 gestiegen sein, was einer jährlichen Vermehrung von 17½% entspricht.[1]) Auf einer Insel, welche zuerst 1589 von einigen schiffbrüchigen Engländern bewohnt und 1667 von einem holländischen Schiffe entdeckt wurde, soll nach diesen 80 Jahren eine Bevölkerung von 12,000 Seelen, lauter Nachkommen von vier Müttern, sich vorgefunden haben. Dies wäre eine jährliche Vermehrung von 9½%.[2]) Die Wahrheit dieser Angabe mag dahin gestellt bleiben; ganz verbürgt ist dagegen die Nachricht, die Petermann über die Ansiedlung auf der Pitcairn-Insel im stillen Ocean gibt.[3]) Hier hatten sich am Ende des vorigen Jahrhunderts einige entlaufene englische Matrosen angesiedelt. 1800 waren es 19 Kinder, einige Frauen und ein Mann. 1825 betrug die Bevölkerung 66 Personen, und obgleich mehrere durch ungewöhnliche Umstände umgekommen waren, hatten sie sich 1855 auf 187 Personen vermehrt. Das ist eine Vermehrung von mehr als 3½%. Carey[4]) führt ein Ehepaar an, das sich 1642 verheirathete, und versichert, dass die Abkömmlinge dieses einen Paares, welche den Familiennamen tragen, sich auf 5298 belaufen. Es würde das einer Vermehrung von 4% entsprechen. Die Insel Nantuket im nördlichen Amerika, unter 41° 10′ N. B., zu Massachuchet gehörig, ent-

[1]) Da die Irländer nur noch zwischen Land um jede Rente einerseits und dem Verhungern anderseits zu wählen hatten, darf es uns darnach Wunder nehmen, dass die Hoffnung floh, oder dass Erziehung, Bücher, Bibliotheken und alle Hilfsmittel der geistigen Entwicklung verschwanden und die Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit, die seitdem zu einer so bedeutenden Vermehrung der Bevölkerung führten, an ihre Stelle traten? Hungersnoth folgte auf Hungersnoth, Seuche auf Seuche, und doch wuchs die Menschenzahl; die Ursache dieser Zustände lag aber in der einen grossen Thatsache, dass der wahre Mensch allmälig verschwand, und das blosse Thier immer mehr in dessen Stelle einrückte. Carey, Socialwissenschaft. III. 368.

[2]) Bullet, Réponses critiques. Besançon, 1819. vol III. p. 45 bei Wiseman, Zusammenhang. S. 187.

[3]) Petermann, Mittheilungen. 1856. S. 387.

[4]) Carey, Socialwissenschaft. III. 384.

hielt im Jahre 1782 fünftausend Einwohner, nachdem sie im Jahre 1671 an 27 Eigenthümer vertheilt worden war.[1]) Mit Hilfe der Formeln über Zinseszinsrechnung lässt es sich nun leicht berechnen, wie viel Menschen in einer gegebenen Zeit von einem Paare oder nach der Fluth von 3 Paaren abstammen können. Man erhält auf diese Weise bei 3% Vermehrung schon in 500 Jahren mehr als 5 Millionen, bei $3^1/_2$% aber schon 59 Millionen oder bei Annahme von drei Stammpaaren 177 Millionen. Man sieht hieraus, dass es recht wohl möglich war, dass von einem Paar die ganze Erde habe bevölkert werden können, selbst in dem Falle, wenn anfangs keine grössere Vermehrung stattgefunden hat, als jetzt. Denn wenn man auch nur eine Vermehrung von $2^1/_2$% annimmt, so erhalten wir um das Jahr 800 schon 800 Millionen Menschen, also nicht viel weniger als gegenwärtig Menschen auf der Erde leben.[2]) Nimmt man dagegen 100 Stammpaare an — Vogt will deren sogar mehrere hunderte — so hätten sich dieselben bei nur $^3/_{10}$% Vermehrung in 6000 Jahren bis zu der ungeheuren Zahl von 12,636 Millionen vermehren können, während bekanntlich kaum der zehnte Theil sich wirklich auf der Erde befindet. Auch Burmeisters Behauptung, dass in 4000 Jahren unmöglich 1000 Millionen Menschen von einem Paare abstammen können, erscheint als völlig haltlos, wenn wir bedenken, dass bei einer Vermehrung von nur $^5/_8$% ein einziges Paar in 4000 Jahren mehr als 1000 Millionen Nachkommen haben könne.[3])

[1]) Lücken, die Einheit des Menschengeschlechtes, 1845. S. 211.

[2]) Die Kinder Israels vermehrten sich in Aegypten in 430 Jahren von 70 Personen auf 600,000 streitbare Männer, ausser den Frauen, Kindern und Alten. Nimmt man an, dass die streitbaren Männer von 20—50 Jahren etwa den fünften Theil des ganzen Volkes ausmachten, dann hätten wir die Zahl von drei Millionen für das ganze Volk. Diese Zahl wäre, da Jakob etwas über 100 Jahre alt war, als er nach Aegypten kam, im Laufe vor ungefähr 500 Jahren von einem Stammvater entsprungen, was einer Vermehrung von etwa $2^1/_2$% gleich käme. Natur und Offenbarung. III. 69.

[3]) Pfaff, Schöpfungsgeschichte. S. 665.

Folgende Tabelle zeigt die Vermehrung der Bevölkerung nach verschiedenen Procentsätzen.

Jahre	1%	1½%	2%	2½%	3%	3½%	4%
50	3·289	4·210	5·383	6·874	8·767	11·169	14·213
100	5·409	8·864	14·489	23·627	38·437	62·382	101·090
150	8·896	18·660	38·999	81·211	168·504	348·397	717·836
200	14 628	39·285	104·971	279·132	738·703	1945·763	5101·407
250	24·059	82·704	282·540	957·412	3238 396	10866·88	36253·92
300	39·568	174·51	760·484	3298 615	14196·77	60690·40	257,644
350	65·091	366·55	2046 445	11374·31	62237·19	338,949·6	1,830,986
400	107·05	771·67	5509·472	38957·41	272,841·9	1,892,997	13,012,180
450	176·06	1624·54	14829·28	133,901·3	1,196,107	10,572,190	92,473,020
500	289·55	3420·03	39914·44	460,335·3	5,243,605	59,044,570	657,173,450
550	476·21	7199 96	107,433·5	1,581,885	22,987,400	329,757,900	4670,302,000
600	783·19	15157·6	289,167·8	5,437,134	100,774,300	1841,662,000	
650	1288·07	31910·2	778,323·1	18,688,100	441,783,900		
700	2118·41	67178·4	2,094,932	64,233,270	1936,733,000		
750	3484·01	141,426·2	5,638,612	220,777,500			
800	5729·94	297,735 0	15,177,145	758,839,700			
850	9423·67	626,801·4	40,850,748	2608,225,000			
900	15498·5	1,319,562	109,953,740				
950	25489·4	2,777,986	295,951,140				
1000	41920·8	5,848,305	796,581,000				

Kurz, wir mögen die Sache von welcher Seite immer betrachten, stets gelangen wir zu dem Resultate, dass es nicht mehrerer Paare bedurfte, um die ganze Erde zu bevölkern. Gerade der Umstand aber, dass ein Paar genügte, ist im Grunde der stärkste Beweis dafür, dass Anfangs nur ein Paar geschaffen wurde. Denn die Natur oder vielmehr die Vorsehung thut nirgends mehr, als zur Erreichung des Zweckes nothwendig ist.

Umänderung der Rassen.

Gegen die Einheit des Menschengeschlechtes hat man besonders auch den Umstand geltend gemacht, dass die Rassen selbst unter andern klimatischen Verhältnissen keine Umänderung erlitten hätten; ebenso auch, dass sich keine neue Rasse gebildet habe.[1]) Weil sich aber eine solche Umänderung in der historischen Zeit nicht nachweisen lasse, so dürfe man eine solche auch für die vorhistorische Zeit nicht annehmen. Dieser Schluss von der Gegenwart auf die Vergangenheit ist aber schon darum nicht zulässig, weil die klimatischen und kosmischen Verhältnisse aller Wahrscheinlichkeit nach früher ganz anders waren als jetzt und daher auch ganz andere, viel intensivere Wirkungen auf den Menschen ausüben mussten. Schon Brogniart hat mit grossem Scharfsinn nachgewiesen, dass die Temperatur der Erde in früheren Zeiten ungleich höher stand als jetzt, und Quenstedt[2]) meint, dass

[1]) Within historical times no example can be adduced of transformation of one type in another or of the origination of a new type. Nott and Gliddon, Indig. Races. — Climate has no influence in permanently altering the varieties or races of men; destroy them, it may and does; but it cannot convert them into any other race. Knox, Races of Man, p. 53. — Die klimatischen Einflüsse sind an dem Menschen spurlos vorübergegangen, ohne eine sichtbare Veränderung hervorzubringen. Vogt, Köhlerglaube, 54.

[2]) Quenstedt, Sonst und Jetzt. S. 151.

wir in einer verhältnissmässig späten Zeit ein subtropisches Klima in unseren Breiten annehmen dürfen.[1]) Wie die Revolutionen, welche im Innern der Erde wütheten und ihre Oberfläche umgestalteten, früher ungleich gewaltiger waren als jetzt, so scheinen auch auf den Menschen in den frühesten Zeiten seines Daseins viel stärkere Gewalten eingewirkt und eben desshalb auch tiefgehende und andauernde Wirkungen hervorgebracht zu haben. Wie die wirkenden Ursachen früher gewaltiger waren, so mögen auch die Menschen viel empfänglicher für sie gewesen sein. Denn es scheint ganz naturgemäss zu sein, wenn man mit Thum,[2]) Wiseman[3]) und andern,

[1]) O. Heer (Flor. tert. Helv. II. p. 333) macht es, auf umsichtige Rechnungen gestützt, sehr wahrscheinlich, dass das Klima in der untermiocenen Zeit wohl um 9° C., in der obermiocenen um 7°, im Mittel also um 8° C. wärmer gewesen sei als das gegenwärtige von Mitteleuropa. Vgl. Burmeister, Geschichte der Schöpfung S. 269, Rougemont, Geschichte der Erde S. 154. H. Smith, (Nat. Hist. p. 217) findet es wahrscheinlich, dass nach der Fluth eine grosse Veränderung der Atmosphäre in Beziehung auf den Menschen eingetreten sei.

[2]) Thum, Vogts Köhlerglaube im eigenen Lichte. 1856.

[3]) Wiseman, Zusammenhang S. 185 sagt: In dem Kinde sind der Kreislauf des Blutes, die Absorption und Digestion, alle Lebensverrichtungen wie beim Manne; sie beginnen mit dem Leben, sind regelmässig während seiner ganzen Dauer, nur durch grössere oder geringere Thätigkeit verschieden. Aber in seinen früheren Stadien ist noch ausserdem eine bildende Kraft in uns thätig, keinem Gesetze der Nothwendigkeit erreichbar, scheinbar unabhängig von dem allgemeinen Laufe der gewöhnlichen Lebenskräfte, welche Wachsthum und Festigkeit den Gliedern, eigenthümliche Bildung dem Gesichte, allmälige Entwicklung und Stärke den Muskeln gibt, dann allem Anscheine nach in Unthätigkeit zurücksinkt und zu wirken aufhört, bis das Alter noch einmal die ausserordentlichen Gesetze in Thätigkeit zu rufen scheint, um den Eindruck auszulöschen und das Werk ihrer frühern Wirksamkeit zu zerstören. Und ebenso müssen wir zugeben, dass in dem Kindesalter der Welt ausser den ordnungsmässigen Regeln des beständigen, täglichen Laufes Ursachen, die nothwendig waren, grosse und dauernde Wirkungen hervorzubringen, eine Macht hatten, deren es jetzt nicht mehr bedarf und die darum nicht mehr ausgeübt wird: dass ein Streben da war, stärkere

wie beim Individuum so auch bei der Menschheit eine Zeit der Kindheit, der Jugend, des Mannes- und Greisenalters unterscheidet. Wie beim Individuum das Kindesalter die Zeit der Empfänglichkeit und Bildsamkeit ist, wo dieselben Einwirkungen, welche am Manne spurlos vorüber gehen, die tiefgreifendsten und dauerhaftesten Veränderungen hervorbringen, so dürfte auch das Menschengeschlecht in seinem Kindesalter, das wir wohl schon längst überschritten haben, [1]) für so tiefe und andauernde Veränderungen, wie sie uns in der Verschiedenheit der Rassen entgegentreten, weit empfänglicher gewesen sein als es jetzt der Fall ist. So mag bei der Menschheit schon in der frühesten Zeit ihres Bestehens durch das Zusammenwirken innerer und äusserer Bedingungen die Differenzirung in Rassen eingetreten sein, welche, einmal befestiget und organisch geworden, auch unter veränderten Verhältnissen sich forterhalten haben. [2]) Denn überall in der Natur, sagt Thum, ist die Eigenschaft an den Körpern zu bemerken, welche man Trägheit oder besser Beharrungsvermögen genannt hat, nach welcher ein Körper in dem Zustande und in der Form, in der er einmal ist, sich auch unter äussern Veränderungen zu erhalten strebt. Wenn bei den Thieren die Rassen sich einmal befestiget haben, dann können sie wohl andere Varietäten hervorbringen oder degeneriren und zu Grunde gehen, niemals aber zur Stammrasse, von der sie ausgegangen, zurückkehren. Der shetländische Pony wie der Karrengaul können weder durch Pflege und Futter noch auch durch Einwanderung in die Form des wilden tartarischen Pferdes umgewandelt werden. Denn permanente Varietäten haben den Charakter und die Zähigkeit der Arten. [3])

Züge auf die Erde und ihre Bewohner zu prägen, Länder sowohl als ihre Vegetation, Rassen wie Individuen hervorzubringen.

[1]) Luden meint, die Menschheit stehe noch ungefähr in der Altersperiode, wo man die ersten Milchzähne zu verlieren pflegt. Aehnlich spricht sich auch Pott (Ungleicheit der Rassen S. 54) aus.

[2]) Vgl. Smyth, the unity of human races. p 267.

[3]) Within my own observation I have found no tendency in varieties to revert in the course of successive generations to the original types. Pickering, the races of Man. Lond. 1863. p. 315.

Wenn die Geschichte die Entstehung keiner Rasse nachweissen kann, so liegt der Grund davon nicht blos in den angeführten Verhältnissen, sondern vorzüglich auch darin, dass in den historischen Zeiten kein Volk in ein extremes Klima eingewandert ist. Nur von einem solchen lässt sich aber erwarten, dass es tiefgreifende Veränderungen, wie sie bei der Rassenbildung vorausgesetzt werden müssen, hervorbringen könne. Alle Wanderungen, von denen uns die Geschichte berichtet, geschahen in ein gleiches oder doch ähnliches, meist gemässigtes Klima, von dem schon von vornherein bemerkenswerthe oder stark hervortretende Veränderungen nicht zu erwarten stehen. Wo aber immer Wanderungen in ein wenn auch nicht sehr verschiedenes Klima stattfanden, da hat dasselbe auch seinen Einfluss geltend gemacht, und wenn es auch keine neue Rasse zu bilden vermochte, so hat es doch solche Veränderungen hervorgerufen, die uns nicht blos die Möglichkeit der Rassenbildung begreiflich machen, sondern uns auch die Art und Weise erkennen lassen, wie sie wahrscheinlich erfolgte. Alles um uns ist in einer stetigen, wenn auch langsamen und wenig bemerkbaren Umänderung begriffen, die Erde so gut wie die auf ihr lebenden Organismen. Wenn Pflanzen und Thiere in andere klimatische Verhältnisse gebracht werden, erleiden sie oft sehr auffallende Umänderungen, die um so mehr hervortreten, je länger sie denselben ausgesetzt sind. Pflanzen, welche aus der alten Welt nach Amerika eingeführt wurden, haben sich, zufällig oder durch Kultur, von ihren Originalformen so weit entfernt, dass Botaniker sie als eigene Arten ansehen.[1]) Auf dem Cap wächst unseren Eichen ein anderes und schlechteres Holz,[2]) in den heissen Zonen geben unsere Reben keinen Wein mehr. Die Katze[3]) ist nach Rengger in Paraguay um ein Viertel kleiner geworden, ihr Rumpf ist schmächtiger, ihre Glieder sind zarter, ihre Haare kürzer, ganz glänzend, dünn stehend und knapp anliegend. Das Merinoschaf hat dort statt der Wolle kurzes straffes Haar, sein Fleisch

[1]) Bachman, the doctrine of the unity. p. 10.

[2]) Oesterlein, Hygieine.

[3]) A. Wagner, Naturwissenschaft und Bibel. p. 35. ff. widerspricht dieser Angabe.

ist mager, weiss, seine Grösse verringert sich.[1]) Am obern Nil haben die Schafe theils Wolle, theils Haare, andere haben Mähnen. Die Ochsen haben dort Fettbuckel, während die Kühe denen bei Emerich am Rheine gleichen.[2]) Die Rinder in Amerika, unzweifelhaft von den europäischen abstammend, sind ganz verschieden in Grösse und Schädelbildung. Die einen haben ungeheure Hörner, so lang und so dick wie die Stosszähne der Elephanten, während andere hornlos sind, wie die in Paraguay. Einige haben Fettbuckel auf ihren Schultern, andere grosse hängende Ohren, lange Mähnen, einige haben die Grösse eines kleinen Elephanten bis zu 4000 Pfund Gewicht, andere nur die Grösse eines Hundes. Die einen sind ganz braun, andere ganz schwarz, einige gefleckt, andere ganz weiss.[3]) Bei den Schafen in China, Persien und in der Tartarei bildet sich am Hintertheil eine Fettmasse, welche Eigenthümlichkeit sich nach der Versicherung Ermans in wenigen Jahren verliert, wenn sie in die kalten Weiden Sibiriens kommen. Die Schafe auf dem Cap der guten Hoffnung, die unzweifelhaft von den europäischen abstammen, zeigen dieselbe Tendenz der Fettanhäufung am Steiss, wie es bei den eingebornen Menschen dieser Gegend der Fall ist.[4]) Das verwilderte Schwein ist in Amerika dem eigentlichen Wildschwein ganz ähnlich geworden, und selbst Vogt[5]) spricht von wohl charakterisirten konstanten Rassen, welche die nach Amerika eingeführten Pferde und Schweine unter dem Einfluss des Klima erzeugt haben.

Wenn nun Pflanzen und Thiere durch klimatische Agentien umgewandelt werden und scharf ausgeprägte Varietäten

[1]) Vogt, Köhlerglaube, S. 53.

[2]) Werne, Reise zur Entdeckung der Nilquellen. S. 285, 343 und 346.

[3]) A collection of the skulls and skeletons of the various breeds of domesticated cattle as existing in our own country alone read to us a lesson on the tendency of domestication to produce changes in osteological characters that aught to shake our faith in the plurality of human race. Bachman, the doctrine. p. 126.

[4]) Carpenter, Varieties etc.

[5]) Vogt, zoologische Briefe. I. 551.

bilden, so wird sich auch der Mensch ihrem Einflusse nicht entziehen können. „Nach der Analogie wäre es ein Wunder, sagt Herder, wenn der Mensch in den verschiedenen Klimaten unverändert bliebe."

In Nordamerika bildet sich fast unter unsern Augen ein Menschenschlag aus, dessen charakteristische Merkmale sich bereits scharf ausgeprägt haben, obwohl erst wenige Generationen seit seiner Einwanderung verflossen sind und der stete Nachschub neuer Einwanderer fortwährend frisches Blut zuführt, das den Umartungsprocess nothwendig aufhalten und verlangsamen muss. Alle Beobachter stimmen darin überein, dass der Nordamerikaner in seiner ganzen äussern Erscheinung sich von seinen celtisch-germanischen Brüdern in Europa in auffallender Weise unterscheide und sich in mancher Beziehung mehr und mehr dem Indianischen Typus nähere. „Der Typus des Angelsachsen, sagt Carpenter,[1]) hat bereits eine bestimmte Veränderung erlitten, welche ihn dem Eingebornen verähnlicht. Ein Neuengländer hat ein Aussehen, welches ihn leicht unter wahren Engländern kenntlich macht, obwohl vielleicht nur von den Weichtheilen abhängig. Es ist jedoch eine gewisse Schärfe und etwas Eckiges um das Gesicht eines Yankee, was sich wahrscheinlich selbst im Umriss der Knochen zeigen muss: eine Breite zwischen den Aesten des Unterkiefers, wodurch das Gesicht unten sonderbar eckig wird — im auffallenden Contraste mit der ovalen Verengerung im alten Vaterlande." Ganz ähnlich spricht sich Pruner[2]) bei Quatrefages aus. „Nach der zweiten Generation[3]) schon zeigt der Yankee Züge des Indianertypus. Später reduzirt sich das Drüsensystem auf ein Minimum seiner normalen Entwickelung. Die Haut wird trocken wie Leder; die Wärme der Farbe und

[1]) Carpenter, Varieties of Mankind in Todd's Cyclop. of Anatomy und Physiolog. p. 1330.

[2]) Vogt, Vorlesungen. II. 36.

[3]) Bollaert hat sogar Fälle gesehen, wo die in Amerika geborenen Kinder englischer Einwanderer sich von ihren ältern in England geborenen Geschwistern durch ihre Yankeezüge merklich unterschieden. Journal of the Anthropolog. Society. 1866. p. CII..

die Röthe der Wangen geht verloren und wird bei den Männern durch einen lehmigen Teint, bei den Weibern durch eine fahle Blässe ersetzt. Der Kopf wird kleiner, rund oder selbst spitzig; man bemerkt eine grosse Entwicklung der Backenknochen und Kaumuskeln. Die Schläfegruben werden tiefer, die Kinnbacken massiver, die Augen liegen in tiefen, einander sehr genäherten Höhlen. Die Iris ist dunkel, der Blick durchdringend und wild. Die langen Knochen verlängern sich, besonders an den oberen Gliedern, so dass in Frankreich und England besondere Handschuhe fabrizirt werden, deren Finger man besonders lange macht. Die innern Höhlen dieser Knochen verengern sich, die Nägel werden leicht lange und spitz. Das Becken des Weibes wird demjenigen des Mannes ähnlich." Das Haar der Nordamerikaner nimmt die schlichte und straffe Art des indianischen Haares an, obwohl sie ursprünglich weiches und lockiges Haar hatten. [1]) Die Haut ist sehr zart, das Fettpolster zwischen Haut und Muskeln verschwindet, ein auffallender Mangel an Körperfülle tritt ein, der Hals wird sehr schmal und daher scheinbar überlang. [2])

[1]) Jarold, Anthropologia. p. 169. — St. Smith, Ursachen etc. S. 36.

[2]) Already the United States-man differs in appearance from the European: the ladies early lose their teeth; in both sexes the adipose cellular cushion interposed between the skin and the aponeuroses and muscles disappears or at least loses its adipose portion; the muscles become stringy and show themselves. Knox, the Races of Man. Lond. 1842 p. 73. — We observe in them (Yankees) a elongated countenance of a whitey brown color, strong coarse hair, a rigidity of features, lank figures, with a length of arms and legs disproportionate to their frame. The females lose the color of their European parents and attain a statuesque style of beauty, in like manner very different from the softness and fullnes of the English, these changes resulting in the same type whether their parents were of British or Continental origin. Kennedy, Essays ethnological etc. pag. 82. — Eine Veränderung hat bereits begonnen am Angelsachsen und an anderen europäischen Einwanderern an Farbe und Gesichtszügen. In den südlichen Gegenden wenigstens würde das Volk, wäre es wie die Indianer in einen absoluten Zustand der Wildheit hinausgestossen, in nicht langer Zeit mit derselben

Gewinnt durch all dieses die Physiognomie des Yankee einen ganz eigenthümlichen Ausdruck, so sticht auch ihr ganzes Benehmen, dem immer etwas Eiliges und Fieberhaftes beigemischt ist, auffallend von dem Ernst und der Bedachtsamkeit ihrer Brüder in England ab.[1]) Zwar sind auch die Engländer thätig, aber ihre Thätigkeit ist mehr die der Ueberlegung, während sie beim Yankee mehr instinktartig, mehr Ergebniss der Gewohnheit und natürlichen Ungeduld als der Nothwendigkeit ist. Wenn diese fleischlosen, schlanken Gestalten mit ihrer bleichen Farbe und ihren glatten schlaffen Zügen schon jetzt von ihren festgebauten und wohlbeleibten Verwandten in den innern Grafschaften Englands so sehr abweichen, dass Quatrefages sagen konnte, „Amerika habe den angelsächsischen Typus verändert und aus der englischen Rasse eine neue weisse Rasse abgeleitet, welche man die Yankeerasse nennen könne," dann dürfte man wohl zu der Annahme berechtiget sein, dass nach wenigen Jahrhunderten, zumal wenn die Einwanderungen aus Europa einmal aufhören, ein Menschenschlag sich ausbilden werde, der von der kaukasischen Rasse mehr als von der amerikanischen sich unterscheidet. Das von den englischen Einwanderern Gesagte gilt auch von den Deutschen in Amerika. Die Deutschen in Pennsylvanien, sagt Dr. Schütz, sind von ihren zurückgebliebenen Landsleuten ebenso verschieden wie der Yankee vom Engländer.[2])

Farbe gezeichnet sein. St. Smith, Ursachen der Veränderung etc. — Un long séjour en Amérique a fait perdre au créole cannadien les vives couleurs de sa carnation. Son teint a pris une nuance d'un gris foncé; ses cheveux noirs tombent à plat sur ses tempes comme ceux de l'Indien. Nous ne reconnaissons plus en lui le type européen,encore moins le type gaulois. Quatrefages, unité de l'espéce humaine p. 356.

[1]) The Americans seem, too, to be assuming the characteristics both mental and physical of the aboriginal Indians. They are moody, often sitting for long together, without saying a word, but when excited talking with extraordinary vehemence; they are very lean, have no calves and their hair is long and straight, very seldom curly. Transactions of anthrop. Society of London 1863. p. VIII.

[2]) Bastian, das Beständige. S. 24.

In ähnlicher Weise tritt auch in Südamerika eine Veränderung bei den dort angesiedelten Europäern ein. Auf den Antillen werden die Europäer nach längerem Aufenthalte unkenntlich und nehmen manche amerikanische Züge an. Die Kreolen Westindiens sind bleichgelb, zum Fettwerden geneigt, haben erhabene Backenknochen, tiefliegende Augen; die Portugiesen werden in Brasilien bleich und gelblich; ihre Kreolen auf den kanarischen Inseln sind seit drei Jahrhunderten röthlicher und bräunlicher ge worden.[1])

Auch die Türken bieten ein merkwürdiges Beispiel der Umänderung des Rassentypus dar. Aus den umfangreichen Untersuchungen Prichards[2]) und anderer Forscher geht es mit unumstösslicher Gewissheit hervor, dass die Stämme, welche türkische Dialekte sprechen und über unermessliche Räume

[1]) Perty, Ethnographie. S. 47. — In Yucatan J observed the same effect on the Creole Spaniards, who were evidently to be distinguished from their European brethern. With them, without any suspicion of mixture of blood J could observe the figure more lanky the hair coarser on the head and scantier on the face, the color and skin assuming a parchment hue, and the whole character becoming apathetic, with a drawling accent different from the natives of Spain, which could scarcely have been brought about by the heat of the climate merely inasmuch as that differed little from the temperature of Spain, but might have arisen from geological causes operating throughout the Continent. J. Kennedy, Essays p. 140. Die Kinder der in Westindien gebornen Engländer haben erhabenere Backenknochen, tiefer liegende Augen und herabhängendere Augenlider, durch welches alles sich die Augen vor dem schädlichen Zurückprallen der Sonnenstrahlen schützen und von Generation zu Generation nehmen sie dort und in Nordamerika eine theils bleichere, theils dunklere Farbe an, die sich der der Ureingebornen nähert. Deutlicher sind diese Wirkungen in den südlichen, als in den nördlichen Theilen der vereinigten Staaten, deutlicher im flachen Land und am Meer, als in der Nähe der Gebirge; deutlicher bei der niedern und arbeitenden Klasse, als bei den Vornehmen. Erstere Klasse ist in den tiefern Gegenden von Georgien und Carolina nur um ein wenig heller, als die Irokesen. Adelung, Mithridates III. 318.

[2]) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes, III. 2. S. 430. Natural History of Man. p. 208.

in Centralasien verbreitet sind, in Körpergestalt und Gesichtszügen den mongolischen Typus mehr oder minder ausgeprägt an sich tragen.[1]) Würde aber auch die physische Aehnlichkeit weniger in die Augen springen, so müssten schon ihre Lebensgewohnheiten, ihre geographische Verbreitung, vorzüglich aber ihre Sprache uns überzeugen, dass sie nicht der kaukasischen, sondern der mongolischen Rasse beigezählt werden müssen.[2]) Die Türken in Europa und Westasien, obwohl mit jenen in Centralasien zum selben Stamme gehörend, haben nun den mongolischen Typus fast gänzlich verloren und gleichen im Allgemeinen den europäischen Nationen. Der pyramidale Kopf, der den Mongolen auszeichnet, hat sich in einen elliptischen umgewandelt, die Backenknochen sind weniger vorstehend, Bart und Haare sind sehr stark entwickelt.[3]) Da nun die Unterschiede zwischen den europäischen und centralasiatischen Türken so stark hervortreten, dass sie nicht geleugnet werden können, so bleibt nur die Annahme übrig, dass entweder bei den einen oder andern eine Umänderuug eingetreten sei. Eine solche bei den asiatischen Horden vorauszusetzen, verbietet schon ihre Sprache und man ist genöthigt anzunehmen, dass die Türken in Europa und Westasien im Laufe der Jahrhunderte allmälig den mongolischen Typus abgestreift und zur elliptischen Kopfform, welche die kaukasische Rasse auszeichnet, sich empor gearbeitet haben. Man hat behauptet, dass

[1]) The Turks were a people originally akin to the Mongols and Tunguses and partaking of their physical character. Prichard, Nat. Hist. p. 210.

[2]) Erst der neuern Zeit blieb es vorbehalten, die für die Geschichte Hochasiens so folgereiche Wahrheit an das Licht zu stellen, dass die Sprache der Türken, Mongolen und Tungusen urverwandt, dass also diese Völker selbst Eines Stammes sind. v. d. Gabelentz in der Zeitschrift f. K. d. Morgenlandes II. 70. Vgl. Castrén, Grammatik der Samojedischen Sprachen, herausgegeben v. Schiefner. V.

[3]) The primitive Turkish and Asiatic type has disappeared from Europe. — — The truth seems to be, that the real Turkish blood has nearly disappeared and has been encroached upon and replaced by the old blood of the country, either Macedonian or Thracian. Pouchet, the plurality of the human race. p. 101.

diese Umwandlung oder Europäisirung durch Vermischung der türkischen Rasse mit den Bewohnern der unterjochten Länder und durch Einführung von georgischen und tscherkessischen Frauen in die Harems erfolgt sei. [1]) Wenn man aber bedenkt, welch eine tiefe Kluft zwischen den Siegern und Unterjochten durch Religion und Lebensweise bestand, welch glühender Hass, von dem die Geschichte auf jedem Blatt bis auf unsere Tage herab die schlagendsten Beispiele erzählt, beide Theile erfüllte, dann kann man wohl kaum im Ernste daran denken, dass durch Wechselheirathen zwischen den Siegern und Besiegten eine Verbesserung der Rasse herbeigeführt worden sei. Viel eher noch könnte man einen solchen Einfluss den aus dem Kaukasus eingeführten Sklavinen zuschreiben, wenn man nicht auch hier daran erinnern müsste, dass diese Sklavinen mehr nur in den Familien der Reichen und Vornehmen Eingang fanden, keineswegs aber bei dem ärmeren Theile der Bevölkerung, oder wenn es je geschah, doch nur äusserst selten. Denn bei der grossen Masse der türkischen Bevölkerung kamen von jeher nur Heirathen zwischen Stammesgenossen vor. Würde man aber auch nachweisen können, dass Vermischungen mit kaukasischem Blute im weitesten Umfange, auch bei der Masse des Volkes vorgekommen seien, so wäre dadurch nur eine Mischlingsrasse erzeugt worden, nicht aber ein ganz neuer Typus an die Stelle des ursprünglichen getreten. [2]) Dieser kann nicht Folge der Vermischung, sondern nur der Civilisation und der veränderten klimatischen Verhältnisse sein. Wenn man bedenkt, dass die Türken die Steppenländer Asiens mit einem Lande vertauschten, in dem ein ewiger Frühling lacht, und das für die physische Entwicklung so günstige

[1]) The unceasing practice which the Osmanli Turks have of purchaising female slaves of the Circassian race, has caused them to have become from the most ill shaped and wretched looking of barbarian Mongoles a people that can now dispute the palm of beauty with the handsomest of Europe. H. Smith, Nat. Hist. of Man, p. 405.

[2]) There is a peculiarity in the rounded skull of the Turk which is not found in any other of the Caucasian family. Bachman, the Doctrin of the unity. p. 231.

Bedingungen darbietet; dass sie vom Nomadenthum — alle Nomaden haben breite Schädel — zum sesshaften Leben in einem geordneten Staate übergingen; dass sie sich an andere Nahrungsmittel und an andere Lebensweise gewöhnten, mit einem Worte, dass die Civilisation ihrem ganzen Leben und Streben eine andere Richtung gab, dann wird man nicht mehr nöthig haben, nach anderen Gründen zu suchen, welche die Veränderung in ihrem Typus erklären sollten. Denn die Civilisation muss ihrem Wesen nach nicht blos den innern, sondern auch den äussern Menschen umbilden und veredeln. [1])

In ähnlicher Weise haben sich die Magyaren, welche im 9. Jahrhundert in das heutige Ungarn einwanderten, verändert. Da sie in Bezug auf Sprache, Sitten und Leibesbeschaffenheit von allen umwohnenden Völkern sehr auffallend abwichen, so war ihre Stellung im ethnographischen Systeme lange Zeit ein Räthsel, das erst Sainovich am Ende des vorigen Jahrhunderts gelöst hat. Dieser begleitete nämlich den Astronomen M. Hell nach Lappland, wo der Durchgang der Venus durch die Sonne beobachtet werden sollte, und machte dort die überraschende Entdeckung, dass die ungarische Sprache mit der finnischen die grösste Aehnlichkeit habe und in der nächsten verwandtschaftlichen Beziehung zu ihr stehe.[2]) Nach ihm haben Gyarmathi [3]) und in neuerer Zeit vorzüglich Castrèn [4]) nicht nur die Identität der ungarischen mit der finnischen Sprache genauer nachgewiesen, sondern der letztere hat auch den Beweis geliefert, dass die Samojedischen Stämme die nächsten Verwand-

[1]) La domestication, oscillant perpetuellment entre les extremes de la civilisation et l'etat sauvage doit avoir modifier l'homme excore plus profondement que les autres animaux domestiques. de Salles, hist. gen. des races hum. p. 265.

[2]) Saìnovic, Demonstratio idioma Ungarorum et Lapponum idem esse. Coppenh. 1770.

[3]) Gyarmathi, affinitas ling. Hungariae cum linguis finnicae originis grammatice demonstrata. Goething. 1799.

[4]) Castrèn, Grammatik der samojedischen Sprachen. Herausgegeben von Schiefner. Petersb. 1854. Nach Roehrig zerfällt der ganze altaische Sprachstamm in fünf Hauptzweige: I. Ungarisch, II. Finnisch, III. Tungusisch, IV. Mongolisch, V. Türkisch. Ausland, 1850. Nr. 286.

ten der Finnen seien, und dass beide dem altaischen Volksstamme angehören. Sehr wahrscheinlich haben auch die Hunnen und Avaren dieselbe Sprache wie die Magyaren gesprochen, [1]) was ihren gemeinsamen Ursprung nothwendig voraussetzen würde. [2]) Jedenfalls ist soviel gewiss, dass die Magyaren wie die Finnen und Samojeden Zweige des mongolischen Stammes sind, womit auch die Schilderungen, welche gleichzeitige Schriftsteller von den Ungarn bei ihrem ersten Auftreten entwerfen, vollständig übereinstimmen. [3]) Sie werden als ausserordentlich hässlich mit tiefliegenden Augen, hervorstehenden Backenknochen, mit spärlichem Bartwuchs den Hunnen ganz ähnlich beschrieben. Dass sie auf einer sehr niedern Kulturstufe standen und sich über das nomadische Hirtenleben noch nicht erhoben hatten, würde, wenn es auch die alten Schriftsteller verschwiegen, schon der Umstand beweisen, dass ihre Sprache für kein einziges Ackergeräth Worte hat, dagegen aber sehr reich ist an Ausdrücken, welche dem Hirtenleben angehören. Auch heut zu Tage noch haben die Stammesgenossen der Ungarn, die Wogulen und Ostiäken, in Complexion und Gesichtsbildung etwas „Kalmückisches,“ wie Pallas sagt, rundliche Gesichter mit hervorstehenden Backenknochen und spärlichem Bartwuchs. Die Magyaren dagegen haben sich zu einem der schönsten europäischen Stämme umgebildet und stehen an physischen und geistigen Anlagen keinem Volke in

[1]) Remèle in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1848. Nr. 13.

[2]) Whatever may be said against certain over— statesment as to constancy, it is an undoubted fact, that identity of language is prima facie evidence of identity of origin. Latham, Man and his Migration. p. 41. — The atriking resemblance in the language of the Hungarians to that of the people in the East, showed the connection of the nations with each other. Vambéry believed they were originally of one family, and that the Huns, Tartars Chinese and the Mongolian races generally were derived from the same stock. Journal of the anthrop. Society 1865. p, CXXXXII.

[3]) Regino bei Pertz I. Otto frising. de gestis Friderici I. 31. Sunt autem Ungari facie tetri, profundis oculis, statura humiles, moribus et lingua barbari et feroces.

Europa nach: ihr Gesichtsumriss ist weniger rund, ihre Backenknochen ungleich weniger vorstehend als bei den finnischen Stämmen, ihr Bart, auf den sie sehr stolz sind, ist buschig und stark entwickelt, die Gesichtsfarbe dagegen noch immer etwas fahl.

„Die Magyaren sind wirklich, sagt Pott, nicht mehr des finnischen Körpers theilhaftig geblieben, den sie aus Asien mitbrachten, und sind ihrem eigenen durch Europäisirung veredelten Leibe untreuer geworden als ihrem Munde.“[1]) Darüber, dass bei den Ungarn eine sehr auffallende Umänderung ihrer Leibesgestalt eingetreten sei, kann kein Zweifel obwalten, und es entsteht hier nur noch die Frage, durch welche Ursachen dieselbe herbeigeführt worden sei. Die allgemeinste Annahme ist die, dass durch Vermischung mit den umwohnenden Völkern kaukasisches Blut in die Adern der Magyaren gekommen sei, welchem die Umartung, die Europäisirung ihrer Leiber zugeschrieben werden müsse.[2]) Man wird indess schwerlich nachweisen können, dass derartige Vermischungen je in so ausgedehntem Masse vorgekommen seien, dass sie den mongolischen Typus in den kaukasischen umzuwandeln vermocht hätten. Wäre dies wirklich der Fall, dann wäre schwer zu begreifen, wie die ungarische Sprache vergleichsweise frei von fremdartigen Beimischungen hätte bleiben können; ganz unerklärlich aber bliebe es, wie sich der eigenthümliche Typus, durch den sich die Magyaren von allen übrigen Bewohnern unterscheiden, bis auf den heutigen Tag unverwischt hätte erhalten können. Gerade dieses eigenthümliche Gepräge und die Reinheit der Sprache beweisen, dass die Ungarn ihr Blut

[1]) Pott, Ungleichheit der Rassen S. 154.

[2]) Finnen und Magyaren müssen als ursprünglich der mongolischen Rasse angehörig bei ihrem Vorschieben nach Europa, vielleicht nicht ohne allen Einfluss klimatischer Einwirkungen, hauptsächlich aber durch Mischung mit kaukasischen Stämmen ihre vielleicht schon ursprünglich minder streng mongolische Gestalt und Gesichtsbildung europäisirt haben, während sie die angeerbte Sprache bis auf mancherlei lexikalische Einsprengungen in ihrem grammatischen Grundbau von fremden Einflüssen ast ganz rein erhielten. Pott, Ungleichheit der Rassen, p. 148.

ziemlich rein von fremder Beimischung erhalten haben. Wir tragen kein Bedenken, den Hauptgrund in den veränderten klimatischen Verhältnissen, vorzüglich aber in den von der Civilisation ausgehenden Wirkungen zu suchen.[1]) Die Ungarn haben nicht blos das rauhe Klima am Ural mit einem andern im südlichen Europa, mitten unter fruchtbaren Ernten vertauscht, sondern sie haben auch ihre rohen Sitten abgelegt und der Civilisation anbequemt. Das veränderte Leben unter einem andern Himmelsstriche hat auch ihre Leiber umgewandelt und zur Schönheit der kaukasischen Rasse emporgehoben.

Die finnischen Stämme werden von neueren Schriftstellern der kaukasischen Rasse beigezählt, obwohl sie sprachlich mit den Mongolen zusammenhängen und ihnen auch durch ihre ganze äussere Erscheinung sehr nahe stehen. Gehören sie wirklich dieser Rasse an, so muss entweder bei ihnen oder bei den eigentlichen Kaukasiern eine auffallende Umänderung der körperlichen Beschaffenheit erfolgt sein: entweder müssen jene Stämme zum hässlichen, mongolenartigen Typus herabgesunken sein, oder diese sich zum schönsten Stamm erhoben haben. Fast möchte man das letztere glauben, wenn es sich anders vollständig beweisen liesse, was Latham,[2]) Norris und Hodgson aus sprachlichen Gründen behauptet haben, dass nämlich die Cirkassier und Georgier mit den Mongolen nahe verwandt seien

[1]) Die Lappländer Finnen und Magyaren, welche alle von dem mongolischen Schlage abstammen, zeigen drei Abstufungen des Wechsels von dem pyramidalen zu dem elliptischen Typus, welche je im Verhältniss zu dem von einem jeden erreichten Grade der Civilisation stehen. Holland, Essays, III. 361.

[2]) Latham, Opuscula. London, 1860. p. 157. Ueber Hodgson, (on the Mongolian Affinities of the Caucasians) sagt Latham, p. 167: Upon the evidence of Mr. Hodgson I lay more than ordinary value; not merely on the strength of his acumen and acquirements in general, but from the fact of his exprofesso studies as a naturalist leading him to overvalue rather than undervalue those differences of physical conformation that (to take extreme forms) contrast the Georgian and Circasian noble with the Chinese or Tibetan labourer. Nevertheless his evidence is decided.

und ihren schönen Körperbau nur den günstigen klimatischen Verhältnissen zu verdanken haben. Denn ihr Heimathland ist, wie Carpenter [1]) bemerkt, zugleich gemässigt, gebirgig und bewaldet, mit andern Worten, wie Latham meint, das gerade Gegentheil von dem eigentlichen Mongolenlande. Bemerkenswerth bleibt es immer, dass bei beiden Stämmen nur die besseren Klassen die schöne Gestalt haben, während das gewöhnliche Volk, das mit Bebauung des Bodens beschäftiget ist, rohe Züge hat und unschön von Gestalt ist.

Am häufigsten wird der Neger als Beispiel von der Permanenz des physischen Rassentypus angeführt. Man sagt, dass die jetzige Negerphysiognomie vollkommen mit der auf den alten ägyptischen Gemälden übereinstimme, dass die Schädelform noch dieselbe sei, wie sie zu Homers [2]) und zu Herodots Zeiten war, dass sie sich gleich bleiben, selbst wenn sie in ein anderes Klima und unter andere Verhältnisse, wie nach Amerika gebracht werden. [3]) „Kein Neger, sagt Vogt, ist je ein Weisser geworden, wie auch noch kein Europäer zu einem Neger oder Caraiben umgewandelt worden ist.“ —

Es lässt sich allerdings nicht leugnen, dass der Negertypus schon in den frühesten Zeiten, von denen wir Kunde haben, ebenso ausgeprägt war, wie jetzt. Dies beweist aber nicht mehr als dass die Rassenbildung schon in sehr früher Zeit erfolgt sein müsse. Dass die Neger in ihrem Heimatlande, für dessen Klima ihre ganze Organisation eingerichtet ist, [4]) in ihrer körperlichen Beschaffenheit umsomehr unver-

[1]) The area which they occuppey is at once temperate mountainous and wooded, in other words as Dr. Latham remarks the reverse of true Mongol area. Carpenter, Varieties etc.

[2]) Homer nennt die Neger die äussersten der Menschen. Il. I 423. Od. I. 23.

[3]) While the white man is darkened by the tropical sun, the Negro is never blanched in the slightest degree by a residence in northern latitudes. Nott and Gliddon, Indig. Races, p. 359.

[4]) Alle physischen und psychischen Charaktere des Negers stehen im genauesten Einklang mit der Aussenwelt Von der Schwärzung der Haut bis zur spärlichen Wollperücke gewinnt alles seine Bedeutung. Die weisse Haut des Europäers würde unter dem tropischen Sonnenstrahl

ändert bleiben mussten, als auch ihre barbarischen Sitten dieselben blieben, hat so wenig Sonderbares, dass man sich im Gegentheile wundern müsste, wenn es anders wäre. Wie die wildwachsende Pflanze in ihrem ursprünglichen Heimatlande heute noch denselben Typus an sich trägt, den sie vor 1000 Jahren hatte, aber in ein anderes Klima verpflanzt und von der Kultur gepflegt, an Gestalt und Farbe sich mannigfach verändert, so wird auch der Mensch, wenn er in klimatische Verhältnisse versetzt wird, die dem menschlichen Wesen besser zusagen, und wenn die Civilisation an ihn hinantritt, geistig wie körperlich umgeändert und veredelt. Dies zeigt sich in auffallender Weise schon an den Stämmen in Afrika. Eigentliche Neger, d. h. solche, an denen der hässliche Negertypus am ausgeprägtesten hervortritt, kommen nach Latham [1]) nur

einem beständigen Verbrennungsprocesse unterliegen, das dichte, schlichte Haar ein mächtiger Hebel für die Entwicklung und Ansammlung des Wärmestoffes und der Elektricität gegen das Gehirn werden. Die überschwengliche Muskel- und Nervenkraft würde zur Thätigkeitsäusserung und so zur schnellern Aufreibung unter den Gluthen der afrikanischen Tropensonne führen, wie es die Erfahrung beweist. So hat aber die weise Natur den Afrikaner in der Tropengegend geschwärzt und die Oberfläche seines Körpers mit Unebenheiten bekleidet, weil die dunkle Farbe und die rauhen Oberflächen mehr strahlende Wärme geben und dadurch der Kühlung günstiger werden Ebenso schützend als das künstliche Beschmieren mit Fett, wirkt die von Natur bereits fettige Absonderung der Haut. Die Blutdrüsen ersetzen bei ihrer bedeutenden Entwicklung zum Theil die Lungen und der habituelle ikterische Zustand des Fettes deutet auf das Bestreben, die Blutmasse vom überschüssigen Kohlenstoff zu befreien. Selbst im Auge zeigt die abgeplattete kleine Hornhaut neben der überschwenglichen Menge von Farbstoff eine Einrichtung, welche für jene tropischen Lichtströmungen die beste Akkomodation liefert. Wie wenig die innere Welt unserer Ideen und Gefühle in der dortigen Natur Nahrung und Bestand zu erhalten vermöge, beweist schon der einfache Umstand, dass der Europäer in dieser Beziehung durch einen mehrjährigen Aufenthalt in jenen Gegenden unfehlbar dem Neger sich nähert, wie uns leider unzählige Beispiele belehren. Pruner, Krankheiten des Orients. S. 73.

[1]) Latham, Natural Hist. of the varieties of Man. London, 1850. . 471.

in den Tiefländern vor, wesshalb er das eigentliche Negerland nur auf das Gebiet zwischen dem Niger und Sennegal, wozu noch Theile von Darfur, Kordofan und Sennaar kämen, beschränken zu müssen glaubt. In allen höher gelegenen Gegenden ist ihr Typus edler, gleichsam kaukasischer. Man kann gewissermassen einer stufenweise steigenden Skala folgen, von dem Neger von Guinea bis zum Mandingo oder Fulah — von dem rohesten Style eines Menschengesichtes bis zu dem eines europäischen Musters. Viele Negerstämme können, nimmt man die Farbe aus, mit nicht grösserem Rechte zum Negerstamm gerechnet werden, als die Kopten, die Abyssinier oder die Gallas und Berbern. [1]) Die schönsten Negergestalten, welche sich dem europäischen Typus annähern, in manchen Beziehungen ihm sogar gleich kommen, findet man unter jenen Stämmen, welche weniger tief in Barbarei versunken sind, oder sich aus der ursprünglichen Versunkenheit in grösserem oder geringerem Grade emporgearbeitet haben. Die Barabra, ein Negerstamm aus dem westlichen Afrika, welche durch Diocletian im dritten Jahrhundert in das Nilthal versetzt wurden, ebenso die Fundsch, welche Bruce für Schilukneger hält, haben ihren Negercharakter grossentheils verloren und edlere Formen erhalten, die denen von Kordofan und Sennar ähnlich sind. Wenn man hier die Veränderung auch von der Vermischung mit fremdem Blute ableiten könnte — was jedoch Huschke leugnet — so wird man dies weniger zu thun im Stande sein bei manchen Stämmen im Innern des Landes, welche entschieden der Negerrasse angehören, jedoch ungleich edlere Formen zeigen. So haben die Völker in Aschanti und Dahomey, besonders in den höheren Ständen, nichts von dem hässlichen Negertypus, sondern zeigen viel edlere, mitunter sogar schöne Formen. [2])

Diese auffallende Verschiedenheit unter den Negerstämmen, die von allen Reisenden einstimmig bestätiget wird, [3]) drängt

[1]) L. Martin, Naturgeschichte des Menschen. Wiesbaden, 1844. S. 297.

[2]) Huschke, Schädel, Hirn und Seele. S. 51. Waitz, Anthrop. II. 477.

[3]) Vrgl. Seite 136.

mit Nothwendigkeit zu der Annahme, dass auf der einen oder andern Seite tiefgreifende Veränderungen eingetreten seien, dass entweder jene, welche leiblich und geistig besser organisirt sind, von der untersten Stufe zu ihrer gegenwärtigen schönen Gestalt sich emporgebildet haben, oder dass die tiefstehenden durch Degeneration in ähnlicher Weise wie die Irländer in Sligo und Mayo von einer höhern Stufe körperlicher Bildung herabgesunken seien. Wollte man dieses nicht zugestehen, sondern behaupten, dass der Typus der einen wie der andern von jeher unverändert derselbe gewesen sei, so bliebe nur die Annahme übrig, dass die verschiedenen Stämme auch von verschiedenen Stammvätern abstammen; eine Voraussetzung, welche mit der Sprache und Geschichte gleichmässig im Widerspruch stehen würde, und welche selbst jene, welche mehrere Stammpaare für das Menschengeschlecht voraussetzen, kaum annehmen würden.

Dass der Negertypus einer Umänderung fähig sei, beweisen auch die nach Amerika geschleppten Schwarzen. Obwohl die Zeit der Entfernung aus ihrem ursprünglichen Heimatlande noch zu kurz ist, um eine bedeutende Umänderung erwarten zu lassen, und der bis zur Aufhebung der Sklaverei stets fortdauernde Nachschub neuen Negerblutes den Umartungsprozess nothwendig aufhalten musste, so stimmen doch alle Beobachter darin überein, dass sowohl in Westindien als in den vereinigten Staaten eine allmälige Annäherung des Negertypus an den europäischen stattfinde, ohne dass an eine Vermischung mit europäischem Blute zu denken wäre. Die Kreolenneger verlieren nach und nach den dem Afrikaner eigenthümlichen Geruch, was eine Modifizirung der Ausdünstung durch die Haut voraussetzt.[1]) „Die auf den Antillen gebornen Negerkinder, sagt Reiset, haben alle Charaktere des Negers, nur abgeschwächt. Die Haare und die Farbe bleiben, aber das Gesicht verliert die Schnute und in allen andern Beziehungen nähert sich der Kreolenneger dem Weissen.“ Ganz ähnlich spricht sich Reclus aus: „Die Neger der vereinigten Staaten haben durchaus nicht mehr denselben Typus wie die

[1]) St. Smith, Ursachen etc. S. 39.

Neger in Afrika. Ihre Haut ist selten sammtschwarz, obgleich fast alle ihre Ahnen aus Guinea eingebracht wurden. Sie haben keine so hervorstehenden Backenknochen, keine so dicken Lippen, so platte Nasen, so dichte Wolle, so bestialische Physiognomien, so spitze Gesichtswinkel, als ihre Brüder in der alten Welt.“ Was die beiden von Vogt [1]) angeführten Schriftsteller angeben, wird von andern Beobachtern, wie Bachman,[2]) Day,[3]) Holland,[4]) Kennedy,[5]) Lyell,[6]) Stanhope Smith,[7]) Ward,[8]) Williamson [9]) und vielen andern im Allgemeinen und Einzelnen bestätiget, so dass trotz des Widerspruchs von Seite Vogts und anderer die Wahrheit des Angeführten wohl kaum bezweifelt werden kann. Wie die spanischen Kreolen von ihren europäischen Brüdern abweichen, so haben auch die Kreolenneger einen andern Typus als die in Afrika gebornen und Kennedy und d'Orbigny [10]) versichern auf das bestimmteste, dass man die ersteren von den letzteren auf den ersten Blick unterscheiden könne. Insbesondere hat man überall in Amerika die Beobachtung gemacht, dass, wo immer ein Neger in einer übergeordneten Stellung zu einem andern sich befinde, er immer mehr kaukasische Züge, lange gebogene Nase und meist eine judenähnliche Physiognomie zeige,[11]) dass er, wie Waitz sagt, immer kaukasischer, speziell semitischer werde. Wie so die Neger in Folge veränderter klimatischer Verhältnisse, vorzüglich aber durch die Einflüsse der Kultur ihren hässlichen Typus allmälig verlieren, so kann unter Umständen auch der

[1]) Vogt, Vorlesungen. II. 234.

[2]) Bachman, the doctrine of the unity. p. 2'3.

[3]) Day, five years residence in the West-Indies. 1852. I. 141.

[4]) Holland, Essays III 362.

[5]) Kennedy, Essays ethnolog. and linguist. p. 81.

[6]) Lyell, zweite Reise nach den Vereinigten Staaten. Deutsch von E. Dieffenbach. Braunschweig 1851. I. 345.

[7]) Bei Bastian, das Beständige. S. 24.

[8]) Ward, natural history. p. 244.

[9]) Williamson, Observations on the climate of Am. New-York 1811. p. 11.

[10]) d'Orbigny, l'homme americain. 43.

[11]) Bei Bastian, das Beständige. S. 22.

Europäer eine Gestalt annehmen, welche mit den schönen Formen des kaukasischen Typus kaum mehr etwas gemein hat. Einen schlagenden Beweis für das Gesagte liefern die Irländer. Auch haben Reisende schon mehrmals von solchen Menschen erzählt, welche, nachdem sie das civilisirte Leben verlassen und sich mit den Wilden vereiniget hatten, in kurzer Zeit denselben auch dem äussern Ansehen nach ähnlich wurden. Wenn daher kein Europäer zu einem Botokuden geworden ist, so liegt der Grund hievon einfach darin, dass der Europäer überall hin seine Kultur mitbringt. Man lasse ihn der absoluten Wildheit preisgegeben sein, ohne Schutz gegen Wind und Wetter, man lasse ihn in Sitten, Nahrung und Lebensweise den Wilden gleich werden, und wenn unter solchen Verhältnissen keine Aenderung eintritt, dann und nur dann hat man ein Recht die absolute Permanenz der Typen zu behaupten.

Akklimatisation.

Von den Gegnern der Einheit des Menschengeschlechtes wurde vielfach die Behauptung aufgestellt, dass keine Rasse in einem ihr fremden Klima sich zu akklimatisiren vermöge, sondern vielmehr, wenn sie das ihr angewiesene Klima verlasse und in ein anderes übergehe, naturgesetzlich zu Grunde gehen müsse. Dass diese Ansicht falsch sei und auf ganz unrichtigen Voraussetzungen beruhe, möge nachstehende kurze Erörterung zeigen.

Es ist eine unleugbare Thatsache, dass der Mensch nicht blos von der Erde überhaupt, sondern auch von den einzelnen Ländern und Orten, die er bewohnt, abhängig sei. Diese Abhängigkeit ist aber keine absolute, sondern nur eine bedingte, und eben darin liegt ein Beweis für das höhere Leben des Menschen. Wäre er in gleicher Weise wie das Thier, oder noch mehr wie die Pflanze an den Ort gebunden, so würde er in der Ausübung seines Willens und in der Entwicklung seiner

Kräfte ausserordentlich beschränkt sein und sich nimmermehr als Krone der Schöpfung, als Herrn der Erde behaupten können. Um die Erde beherrschen zu können, muss er sich dieselbe erobern. Hiezu wie zur allseitigen Ausbildung seiner Kräfte und Anlagen war eine grosse Akklimatisationsfähigkeit und im Zusammenhange damit eine grössere Transplantationsfähigkeit nothwendig, als sie irgend einem andern Wesen zukommt.[1]) Zwar sind auch die Thiere und sogar die Pflanzen vermöge ihrer Organisation befähigt, sich manchen Veränderungen des Wohnortes und manchen Wechseln des Klima anzubequemen. Der grösste Theil der Kulturgewächse, die in der Ebene des europäischen Nordens angebaut werden, entstammt südlicheren Regionen.[2]) Zu Plinius Zeiten wurde noch keine der Agrumenarten in Italien cultivirt. Vergeblich bemühte man sich, den Cedrat (Citrus medica) zu ziehen, dessen Kultur erst im dritten Jahrhundert gelang. Citronen und Pomeranzen kamen erst viel später nach Italien, und gedeihen jetzt selbst im südlichen Tyrol. Ebenso gelang es zu Plinius Zeiten noch nicht, den Maulbeerbaum zu cultiviren, der jetzt bis nach Norwegen reicht. Zu Aristoteles Zeiten waren die Pfirsiche nicht einmal in Griechenland saftig, selbst auf Rhodus brachte die Blüte nur eine spärliche, holzige Frucht; jetzt ist der Pfirsichbaum über alle Gärten des mittleren Deutschlands und in ganz Frankreich verbreitet. Die Kastanie (Castania vesca), ursprünglich im wärmeren Asien einheimisch, gedeiht jetzt nicht blos in Italien, sondern auch im westlichen Deutschland. Manche Pflanzen, zumal aber die Cerealien, haben im Laufe der Jahrhunderte eine ausserordentliche Verbreitung gefunden und werden jetzt fast in allen Theilen der bewohnten Erde cultivirt. Fortwährend werden noch, zumal in Frankreich und England die ausgedehntesten und kostspieligsten Versuche gemacht, Pflanzen und Thiere aus andern Ländern zu akklimatisiren und sie so für weitere Kreise nutzbar zu machen. Immerhin aber dürfte es vergebliche Mühe sein, exotische Pflanzen in kalten Gegenden akklimatisiren zu wollen, da die Pflanze

[1]) Pott, Ungleichheit der Rassen. S. 141.

[2]) O. Fraas, Vor der Sündfluth.

nicht geeigenschaftet zu sein scheint, bedeutend höhere Kältegrade als in ihrer Heimath ertragen zu können. — Unsere Hausthiere, wohl beinahe sämmtlich aus Asien stammend, haben sich mit dem Menschen fast nach allen Gegenden der Erde verbreitet, wo nicht übermässige Kälte oder Mangel der ihnen zusagenden Nahrung ihr Fortkommen absolut unmöglich machen. Jedenfalls ist es äusserst merkwürdig, dass gerade die Cerealien und die Hausthiere, welche sich für den Menschen am nutzbarsten erweisen und welche sein ganzes Kulturleben bedingen, die weiteste Verbreitung haben und in vorzüglichem Grade die Fähigkeit besitzen, sich allen Klimaten anzupassen und die verschiedensten Varietäten zu erzeugen. Am höchsten jedoch finden wir das Vermögen, sich in allen Klimaten halten zu können, beim Menschen ausgebildet. Er ist weniger als jedes andere Wesen an eine bestimmte Zone gebunden, und schon desshalb der weitesten Verbreitung fähig, weil er auf keine bestimmte Nahrung angewiesen im vollsten Sinne des Wortes omnivor ist. [1]) Er ist nicht blos durch die Organisation seines Körpers, sondern vorzüglich durch seine geistige Kraft und Energie seines Willens vor allen andern Geschöpfen befähiget, die ungleichartigsten Einflüsse, die von Aussen an ihn herantreten, auszugleichen, das Fremdartigste, zumal bei allmäliger Gewöhnung zu ertragen oder sich doch wenigstens erträglich zu machen. Er lebt bis an die äussersten Grenzen des organischen Lebens und erträgt eine Kälte, die selbst das Quecksilber gefrieren macht. So lebten drei Russen sieben Jahre lang auf Spitzbergen zwischen dem 77. und 78° n. B. Der Admiral Wrangel beobachtete 1820 im Lande der Tschuktschen eine Kälte von 72° F., und doch tummelten sich die Leute, wie er sagt, so frisch und fröhlich, als wäre es Sommer. Eine noch grössere Kälte ertrugen Parry und Franklin. [2]) Auf der andern Seite kann der Mensch die Hitze bis zu einem fast unglaublichen Grade ertragen. Der berühmte Arzt Boerhave glaubte zwar, dass kein mit Lungen versehenes

[1]) Ueber das Erdessen vergleiche Humboldt, Ansichten. I. 233 ff.

[2]) J. Pye Smith, Geology and Scripture. Lond. 1854. p. 65. — Schleiden, Studien. S. 49 ff.

Geschöpf in einer Atmosphäre leben könne, welche dem Wärmegrade seines Blutes gleichkomme. Hiernach würde der Mensch bei einer Temperatur von 31° R. sterben. Allein Banks fand auf dem Senegal in seiner Kajüte 40 — 45° R. und blieb doch gesund. An der Südwestküste von Afrika und in andern heissen Gegenden leben Menschen, unter deren Füssen der Sand eine Hitze von 140, ja sogar 149° F. erreicht. Der Mensch vermag in den tiefsten Schachten der Bergwerke oder in der Taucherglocke den Druck einer Atmosphäre von 60,000 Pfund, wie einen von nur 16,000 Pfd. auf den höchsten Bergen auszuhalten. Cassini meint, kein Thier könne in einer Höhe von 15,000′ leben; aber es gibt manche Wohnorte, welche höher liegen, z. B. Gartok im Himalaya. Humboldt bestieg den Chimborasso, 19,300′ hoch, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu erleiden. Der atmosphärische Druck ist in diesen Höhen allerdings so gering, dass nach Humboldt's Versicherung die wilden Thiere, wenn sie in diese Regionen getrieben werden, aus Mund und Nase bluten. Nur der Hund,[1]) sein treuester Begleiter, folgt dem Menschen so weit und so hoch als möglich, aber er verliert in Congo wie in Syrien den Geruch, in Surinam und in bedeutenden Höhen die Fähigkeit zu bellen, und kann wenigstens in seinen edleren Rassen in einer Höhe von 12,000 nicht mehr ausdauern,[2]) während es

[1]) Das natürliche Schicksal des Hundes gleicht dem des Menschen. Dass der Hund sich dem Herrn der Erde ganz unterworfen und angeeignet hat, ist von Folgen gewesen, die ihres Gleichen in der Thierwelt nicht finden. Die Existenz des Hundes ist mit der des Menschen so enge verschmolzen, der Hund hat sich, wie der Mensch, den mannigfachsten und extremsten Natureinflüssen in einem solchen Masse unterwerfen müssen, um den ganzen Erdkreis erobern und beherrschen zu helfen, dass von seinem ursprünglichen Naturzustande, wie von dem des Menschen uns nur willkürliche Vermuthungen Kunde geben können. Doch gilt dies nur von seinen körperlichen Eigenthümlichkeiten. Ueber seine psychischen Charaktere können die Stimmen nicht getheilt sein. Blasius, Fauna der Wirbelthiere Deutschlands. 1857.

[2]) Nach Humboldt und Tschudi können die zarteren Rassen der Hunde, sowie auch unsere Hauskatze, in hochgelegenen Gegenden in Folge des mangelnden Luftdruckes nicht leben, wesshalb auch alle Ver-

auf der Andeskette Ortschaften gibt, die 13,000′ (Antisana 13,500′) liegen.[1])

So gross aber auch immer das Akkommodationsvermögen des Menschen fremdartigen Einflüssen gegenüber sein mag, so ist doch auch nicht zu leugnen, dass Jedem nur die Luft, in der er geboren und aufgewachsen ist, am meisten zusage und dass bei Jedem die Vertauschung der Heimat mit einem andern, zumal entfernten Himmelsstriche einen tiefgreifenden Einfluss auf sein ganzes Wesen ausübe. „Nicht nur unser Körper," sagt Oesterlein,[2]) „sondern vielmehr unser ganzes Wesen bis in die geheimnissvollsten Tiefen der geistigen und Gemüthswelt ist mit dem Himmelsstrich, mit dem Lande unserer Geburt und Jugend durch tausend Fäden verbunden, welche nur mit grosser Gefahr zerrissen werden können." Wie das Aufgeben einer liebgewonnenen, tiefgewurzelten Gewohnheit nicht nur sehr schwierig ist, sondern auch auf das ganze innere Leben den entscheidensten Einfluss ausübt, so ist auch die Vertauschung der gewohnten klimatischen Verhältnisse mit andern, zumal sehr verschiedenen, von Folgen begleitet, welche dem Leben des Körpers um so gefährlicher werden können, je plötzlicher und unvermittelter sie an ihn herantreten. Es ist dies auch ganz natürlich. Denn der Uebergang in eine wärmere oder kältere Zone muss die Hautthätigkeit wesentlich alteriren und in Folge der sauerstoffärmeren oder sauerstoffreicheren Luft auch die Lungenthätigkeit und das bisherige Verhältniss der Stoffaufnahme und der Verbrennung um so bedeutender umgestalten, je grösser die klimatischen Unterschiede sind. In Folge davon entstehen die sogenannten Akklimatisationskrankheiten, welche den ganzen Organismus tief erschüttern und ihn entweder zerstören oder für das neue Klima befähigen, d. h. eine Akkommodation seines Wesens an den ganzen Complex der neuen klimatischen und terrestrischen Einflüsse bewirken. Die Akklimati-

suche, Katzen in der Stadt Cirro de Pasco, 13,228′ hoch, als Hausthiere einzuführen, fehlschlugen. Tschudi, Reise nach Peru. II. 69.

[1]) Hinrichs, Leben der Natur. S. 218.

[2]) Oesterlein, Hygieine. 1857. S. 211.

sation ist sonach eine tiefe, aber geheimnissvolle Veränderung in dem Organismus, die das Individuum, welches das Klima gewechselt hat, in mancher Beziehung den Landeseingebornen ähnlich macht.[1]) Denn wenn Zlick[2]) meint, „dass beim Menschen eine kleine Umänderung der Hautfarbe die einzige Bedingung sei, welche die Natur zur Anpassung unter neuen Lebensbedingungen verlange," so hat er Ursache und Wirkung mit einander verwechselt und übersehen, dass die Hautfarbe sich nur dann ändere, wenn die organischen Lebensfunktionen eine andere Richtung angenommen haben. Das beweisen Pflanzen und Thiere, deren Akklimatisation in einem ihnen ursprünglich fremden Klima versucht worden ist. Wenn unsere Fruchtbäume nach den Tropen verpflanzt werden, so blühen sie noch mehrere Jahre in der Frühlingszeit ihrer Heimat und erst sehr allmälig ändert sich dies Verhältniss. Auch ist es bekannt, dass manche einjährige Gewächse, die in ihrem Vaterlande eine für unser Klima zu lange Vegetationsperiode durchlaufen, diese bei uns binnen wenigen Jahren so verkürzen, dass sie auch hier nach und nach reifen Samen bringen. Die sogenannte ägyptische Gans, welche in ihrem Vaterlande Nubien im Dezember und Januar Eier legt, hat dies Anfangs in Europa zu derselben Zeit gethan, so dass die auskriechenden Jungen im Freien stets zu Grunde gingen. Durch besondere Sorgfalt und Pflege erhielt man aber einige am Leben, welche in den nachfolgenden Generationen immer mehr dem europäischen Klima sich anpassten, indem sie nach und nach die Eier im Februar, später im März und endlich im April legten, so dass die Akklimatisation dieses Vogels als gesichert betrachtet werden kann. Ganz dasselbe findet statt bei dem schwarzen Schwan aus Neuholland, bei dem Seidenspinner des Wunderbaumes

[1]) Acclimatisation is a profound change in the organism, produced by a prolonged sojourn in a place whose climate is widely different from that, to which one is accustomed; and which has the effect of rendering the individual, who has been subjected to it, similar, in many respects, to the natives of the country which he has adopted. Nott and Gliddon, Indigenous Races. p. 370.

[2]) Zlick, über Akklimatisation der Thiere und Pflanzen. Teschen, 1864. S. 10.

(Saturnia Arindia) und der Ailantusraupe (Saturnia Cynthia), deren Akklimatisation in den letzten Jahren versucht worden ist. Diese Beispiele, denen noch viele ähnliche angereiht werden könnten, beweisen, dass die Anpassung an andere klimatische Verhältnisse auf das Fortpflanzungsgeschäft, also gerade auf die tiefste und geheimnissvollste Lebensfunktion bestimmend einwirke und solche Veränderungen hervorbringe, welche den neuen Lebensbedingungen entsprechend sind. In ähnlicher Weise müssen sich auch beim Menschen die Lebensthätigkeiten modificiren; die Funktionen der Haut und der Lunge, der Leber und der Nieren müssen sich anders gestalten, der ganze Organismus muss wie ein Instrument umgestimmt werden, damit zwischen ihm und der neuen Umgebung ein harmonisches Verhältniss hergestellt werde. Ist der Einwanderer auf diese Weise mehr oder minder mit seiner neuen Heimat ins Gleichgewicht gesetzt, so erlangt er eine gewisse Immunität gegen die schädlichen Einflüsse derselben, er ist mit einem Worte akklimatisirt. [1])

Dem gegenüber wird nun vielfach behauptet, dass eine vollständige Akklimatisation, zumal in einem extremen Klima gar nie gelinge, dass der Einwanderer in ein solches nie ausdauern oder doch wenigstens sein Geschlecht nicht fortpflanzen könne. Auch werden nicht unerhebliche Thatsachen angeführt, welche diese Behauptung zu rechtfertigen scheinen. Zunächst beruft man sich auf die bekannte Erscheinung, dass die Neger in unserm Klima nicht ausdauern, dass insbesondere Lungenkrankheiten ihrem Leben sehr bald gefährlich werden.[2]) Kann

[1]) Im Lande seiner Heimat ist der Mensch, wie jedes andere Naturwesen, das Ergebniss der physikalisch-meteorologischen Verhältnisse seiner Umgebung und hierauf gründet sich der primitive Typus, der je nach der plötzlichen oder vorsichtig allmäligen Versetzung in eine andere Zone sich dort unter entsprechenden Veränderungen akklimatisiren und bei allzu ausgesprochener Feindlichkeit zu Grunde gehen wird. Bastian, das Beständige der Menschenrassen. S. 38.

[2]) An Lungenkrankheiten sterben jährlich von 100 Negern
an der Westküste von Afrika 6,3
in Honduras 8,1

man diese Erscheinung leicht dadurch erklären, dass die Temperaturunterschiede zu gross seien, um nicht den verderblichsten Einfluss auf den ganzen Organismus, vorzüglich auf die Respirationsorgane auszuüben, so wird man doch einen andern Erklärungsgrund dafür suchen müssen, dass sie schon in Nordafrika, vorzüglich aber in Aegypten nicht mehr recht gedeihen. Ob sie auf Ceylon und auf den Antillen sich dauernd erhalten können, wird von mehreren Schriftstellern noch bezweifelt.[1]) Wie die Neger in den kälteren Regionen, so sind die Weissen in den Negerländern nicht lebensfähig und können sich auch in den heissen Gegenden der übrigen Continente nicht halten.[2]) So können sich die Engländer in Ostindien nicht akklimatisiren und ihre Kinder müssen im zartesten Alter aus diesem Lande entfernt werden, wenn sie dem sichern Tode entgehen sollen.[3]) Die Sterblichkeit unter den Soldaten und Offizieren wird um so grösser, je länger sie daselbst bleiben. Ganz dasselbe ist der Fall bei den Franzosen in Algier. Nach manchen Schriftstellern können sich die Europäer selbst in Nordamerika nicht vollständig akklimatisiren. Denn nach Vogt ist die mittlere Zahl der Kinder bei den Nordamerikanern im Abnehmen be-

in Bahama	9,7
„ Jamaika	10,3
„ Gibraltar	33,5

Nott and Gliddon, Indig. Races. p. 382. Ein Neger-Regiment, das 1817 nach Gibraltar verlegt wurde, erlag mit wenigen Ausnahmen schon nach 15 Monaten der Lungenschwindsucht. Globus VI. S. 28.

¹) Perty, anthropologische Vorträge. S. 103. — Boudin, des races humaines, considérés au point de vue de l'acclimation et de la mortalité dans les divers climats.

²) Pruner, der Mensch in Zeit und Raum. S. 68.

³) Die Kinder müssen entfernt werden, weil das Klima ein für allemal sich verderblich für europäische Kinder erwiesen hat. Dieser klimatische Einfluss ist eine Anomalie gegen andere heisse Länder, wo die kreolischen Nachkommen zwar degeneriren aber nicht an Gesundheit und Leben gefährdet sind. Görz, Reise. III. 443. According to the doctors Mackinnon and Spitsbury, Europeans born in tropical climats and not reared in cold countries die out in the third generation or if not, become idiotic or at best so physically and intellectually weak and degenerate

griffen, während Knox [1]) geradezu behauptet, dass dieselben degenerirt seien und ohne Nachschub europäischen Blutes vollständig aussterben würden. Aus diesen und ähnlichen andern Erscheinungen hat man den Schluss gezogen, dass die Rassen an bestimmte Klimate gebunden seien und wenn sie in andere versetzt würden, mehr oder minder schnell zu Grunde gehen müssten. Aus dieser Voraussetzung hat man nun weiter gefolgert, dass wenn die Einheit des Menschengeschlechtes wirklich bestünde, wenn alle Stämme im Süden und Norden nur Zweige einer und derselben Menschenfamilie wären, sie auch in allen Klimaten leben und ihr Geschlecht überall gleich gut fortzupflanzen im Stande sein müssten; dies sei aber jetzt offenbar nicht der Fall und müsse auch in den frühesten Zeiten unmöglich gewesen sein. „Worauf beruht," sagt Vogt, „die Theorie der Einpaarler? Auf der Annahme, dass die Nachkommen eines Elternpaares in allen Klimaten, am Pol wie am Aequator, gleich gut gedeihen, eine Annahme, die durch alle statistischen Thatsachen Lügen gestraft wird. Diese biblische Theorie beruht auf der Annahme, dass die Einwanderer in andere Klimate auch ohne Beihilfe einer autochthonen Rasse, die nicht vorhanden sein konnte, da sie die ersten Bewohner des Landes waren, sich hätte heimisch machen und vermehren können. Die statistisch erhobene Thatsache straft auch diese Annahme Lügen. Man sieht, überall,

as to be avoid of every trace of that energy, enterprise and vigour which are the distinguishing characteristics of the Anglo-Saxon race. Bei Bastian, das Beständige in den Menschenrassen. S. 190. — No length of residence acclimates the whites in Africa, on the contrary it exterminates them. — The pure white man carried into the tropic deteriorates both in mind and body. Nott and Gliddon, Indig. Races. p. 356 374. — Johnson, on tropical climates. London. 1841. p. 56.

[1]) Under the influence of climate the Saxon decays in northern America and in Australia and he rears his offspring with difficulty; he has changed his continental locality; a physiological law, I shall shortly explain is against his naturalization there. Were the supplies from Europe not incessant, he could not stand his ground in these new continents. A real native permanent American or Australian race of

wo die exakte Wissenschaft auch nur einen Strahl ihres Lichtes hinwerfen kann, muss der alte mosaische im Laufe von Jahrhunderten gewachsene Irrwahn weichen." [1]) Dagegen ist nun zu erinnern, dass weder durch die statistischen Erhebungen, die übrigens sämmtlich erst aus der neuern Zeit stammen, noch auch durch die exakte Wissenschaft irgend ein Beweis dafür aufgebracht worden ist oder aufgebracht werden kann, dass Einwanderer in ein fremdartiges Klima zu keiner Zeit akklimatisationsfähig waren, selbst in dem Falle nicht, wenn alle zu Gunsten dieser Ansicht angeführten Thatsachen vollständig richtig wären, was nicht durchweg der Fall ist. Ehe wir näher darauf eingehen, sei noch die Bemerkung gestattet, dass Vogts Argumentation ebenso unlogisch als unredlich sei. Sie ist unlogisch, weil von dem Einzelnen nicht sofort auf das Allgemeine geschlossen werden kann. Denn wenn es sich auch wirklich nachweisen lässt, dass die Akklimatisation in vielen Fällen unmöglich gewesen, so kann man daraus noch nicht den Schluss ziehen, dass sie überhaupt unmöglich sei, dass sie nie und nirgends stattgefunden habe oder stattfinden könne. Vogt bewegt sich fortwährend in einem Kreise wie die Katze, die ihren Schweif fangen will. Weil nach seiner Ansicht hunderte von Stammpaaren, also in jedem Lande besondere Urpaare vorhanden waren, so ist eine Akklimatisation ebenso unnöthig als unmöglich; und weil die Akklimatisation unmöglich ist, so müssen auch für jedes Land besondere, eigens dafür organisirte Stammpaare vorhanden gewesen sein. Vogts Verfahren ist aber auch unredlich, weil er jene Fälle, in denen eine Akklimatisation selbst in einem extremen Klima wirklich erfolgt ist, welche er doch wissen musste, nicht berücksichtigt, wahrscheinlich desshalb, weil sie seine Behauptung „Lügen" strafen würden, noch auch jene besonderen Ursachen in An-

poor Saxon blood is a dream which can never be realized. Knox, on Races. London, 1862. p. 51.

Ueberall scheitert die Akklimatisation an Rassen-Art-Besonderheit. Reich, S. 430.

[1]) Vogt, Vorlesungen über den Menschen. II. 236.

schlag bringt, welche die Lebensfähigkeit in einem fremden Klima oft noch mehr in Frage stellen als die klimatischen Verhältnisse.

Nach dieser Bemerkung wollen wir auf die zu Gunsten der Nichtbefähigung des Menschen zur Akklimatisation angeführten Thatsachen näher eingehen. Von den meisten Schriftstellern wird es als eine sichere Thatsache angeführt, dass sich die Neger in Aegypten nur schwer oder gar nicht akklimatisiren können.[1] Wenn dies auch wirklich auf Wahrheit beruht, so theilen die Neger nur das gleiche Schicksal mit den übrigen Stämmen, indem die dortige Luft aus Gründen, die noch nicht erforscht sind, nur für die Eingebornen ungefährlich ist, für die Europäer aber, ja sogar für Türken und Araber sich als todtbringend erweist. So konnten sich die Mameluken daselbst nicht aus eigener Kraft fortpflanzen, sondern nur dadurch, dass sie unablässig tscherkesische Sklavinnen ins Land brachten. Ihre Kinder starben fast sämmtlich, wie auch von den 94 Kindern des Mehemed Ali bei seinem Tode nur noch drei am Leben waren. Selbst die Juden, die sich sonst überall selbst den verschiedensten Klimaten am leichtesten anzubequemen vermögen, scheinen sich in Aegypten nicht halten zu können, da keiner der gegenwärtig dort lebenden sein Geschlecht über drei oder vier Generationen zurückzuführen vermag.[2]

Dagegen gedeihen die Neger in den vereinigten Staaten, vorzüglich in den südlichen Provinzen, ganz vortrefflich, ja selbst in Canada sollen sich Negerkolonien befinden, denen das dortige Klima keinerlei Nachtheile bringt.[3] Im Jahre 1790 zählte man in der Union erst 697,397 Sklaven; 1860 dagegen 3,953,700 und dazu noch 487,996 freie Farbige. Seit 1808 sind aber nur sehr wenige Neger aus Afrika eingeführt worden, so dass der Zuwachs auf amerikanischem Boden stattfand.[4] Diese Zahlen bedürfen keines Commentars. Wenn die

[1] Boudin, des races humaines, considérés au point de vue de l'acclimatisation.

[2] Anthropological Journal. 1863. p. 375.

[3] Bachmann, Unity of the human race. p. 272.

[4] Anthropological Review. 1863. VI. — Ausland 1867. S, 1104,

Neger seit ihrer Emancipation in den Unionsstaaten in auffallender Weise sich vermindert haben, so dass manche das völlige Austerben derselben binnen 50 Jahren behauptet haben, so ist der Grund hievon nicht in ihrer Unfähigkeit, sich daselbst akklimatisiren zu können, sondern zunächst darin zu suchen, dass nach Erlangung der Freiheit Mangel und Elend aller Art in furchtbarer Weise auf sie einstürmten. Dieses, sowie die namenlosen Laster, in welche sie verfielen, richteten Verheerungen unter ihnen an, welche wahrhaft furchtbar genannt werden müssen. Man nimmt an, dass in der kurzen Zeit ihrer Befreiung von 4,000,000 schon mehr als eine Million zu Grunde gegangen. Wenn auf mehreren Antillen die Neger im Abnehmen begriffen sind, indem die Zahl der Sterbefälle die der Geburten merklich übertrifft, so findet auf anderen, zumal aber auf Cuba [1]) und Barbados das gerade Gegentheil statt. [2]) Dies beweist nur, dass die Neger sich ebenso wenig wie die Weissen an eine ungesunde mit Miasmen geschwängerte Luft gewöhnen können; darum wird ihnen das Klima an der Westküste von Afrika ebenso nachtheilig wie das von Guyana. [3]) Ein eigenthümliches, kaum zu erklärendes Verhältniss findet auf Ceylon statt. Am Anfang dieses Jahrhunderts hatte die holländische Regierung 9000 Neger dahin geführt; von diesen war 1841 keine Spur mehr zu finden, und von etwa 5000 anderen, welche durch die Engländer dahin verpflanzt worden waren, befanden sich 1841 kaum noch 300 am Leben. Welche besondere Ursachen diese grosse Sterblichkeit veranlasst haben, ist zur Zeit noch nicht erklärt. [4])

[1]) Auf Cuba vermehrt sich die farbige Bevölkerung — Neger und Mulatten — sehr stark. 1841 betrug die Zahl der Farbigen daselbst 153,000; nach dem Census von 1861 waren es 232,000. Aehnlich ist es auch in Porto Rico. Popular Magazin 1866. p. 41.

[2]) Globus VI. 28.

[3]) Anthrop. Review. 1863. Nr. 2. p. XXII.

[4]) Boudin behauptet, dass die Schwarzen sich auf den Antillen nicht akklimatisiren können. Bertillon bemerkt dagegen, dass die grössere Sterblichkeit von ganz andern Ursachen herrühre — die Neger können sich an unsere Civilisation nicht akklimatisiren. In den französischen

Wenn die Engländer in Ostindien sich nicht zu akklimatisiren vermögen,[1]) so ist der Grund hievon nicht blos in dem grossen Unterschiede der klimatischen Verhältnisse Englands und Ostindiens, sondern vorzüglich auch darin zu suchen, dass sie überall ihre starke Fleischdiät und den Genuss der Spirituosen beibehalten, was in dem englischen Nebellande vielleicht nicht nachtheilig sein mag, in einem heissen Klima aber Tod und Verderben bringen muss. Denn das ist die erste und nothwendigste Bedingung für das Gelingen der Akklimatisation, dass der Einwanderer die Qualität und Quantität der Nahrungsmittel nach der Menge des eingeathmeten Sauerstoffes in der Art regle, dass die verzehrenden Elemente mit denen der Verbrennung sich möglichst das Gleichgewicht halten. Schon die Lebensweise der Eingebornen, welche bekanntlich sehr mässig sind und fast nur von Vegetabilien leben, könnte dem Einwanderer einen Fingerzeig geben, wie er seine Diät einzurichten habe, um in dem ungewohnten Klima bestehen zu können. Juden und Spanier, deren Mässigkeit sprichwörtlich geworden, akklimatisiren sich in den Tropen verhältnissmässig sehr leicht. Dass die europäische Kleidung hier wie in andern heissen Ländern den Einwanderern ebenso nachtheilig werden müsse, wie sie es den Bewohnern der Südseeinseln geworden ist,[2]) kann ebensowenig bestritten werden, wie die Gefährlich-

Colonien ist in Folge des Elends der Sklaverei und der Unwissenheit die Entvölkerung normal und die grossen Centren des Elends und der Industrie von Europa zeigen dasselbe Phänomen. Das Klima hat mit der Sterblichkeit der Neger auf den Antillen nichts zu thun. Nach Boudin und Bertillon ist die Sterblichkeit in den englischen Colonien am stärksten, in den französischen herrscht Gleichgewicht, während in den spanischen Antillen die schwarze Bevölkerung gedeiht und sich stark vermehrt. Nach Ramon de la Sagra vermehren sich auf Cuba die freien Schwarzen sehr stark, was ihre Akklimatisation beweist. Nach Bertillon kann also der Neger auf den Antillen sich akklimatisiren, wenn er in entsprechende sociale Bedingungen versetzt wird.

[1]) We have (in India) exhaustion and degereracy but not real acclimatisation. Dr. Hunt in Popular Magazin of Anthropolog. 1866. IV. p. 27.

[2]) Pickering (p. 64) sagt von den Tahitiern: We heard complaints among Polynesians, that „they never had colds until they began wearing clothes.“

keit grosser körperlicher Anstrengungen und Strapazen. Auch ist es eine notorische Thatsache, dass sich viele, zumal aber die Soldaten, den gröbsten sinnlichen Ausschweifungen und der Unmässigkeit hingeben, worin Dr. Camps wohl nicht mit Unrecht den Hauptgrund der grossen Sterblichkeit findet. [1]) Man lese die Schilderung, welche Winwood Read von der Lebensweise der Engländer an der Westküste von Afrika entwirft und man wird es begreiflich finden, dass sie sich nicht akklimatisiren können, sondern geistig wie körperlich verkommen müssen. [2]) Noch muss bemerkt werden, dass in Ostindien wie überhaupt in den Tropen zunächst nur die Niederungen besonders an den Küsten einen nachtheiligen Einfluss auf den Einwanderer ausüben; in höher gelegenen Gegenden können die Engländer wie überhaupt die Europäer gut aushalten, auch ihre Kinder gedeihen daselbst nicht nur desshalb, weil dort das Klima dem heimischen mehr analog ist, sondern vorzüglich desshalb weil die Luft frei ist von den schädlichen Beimischungen der Niederungen. Denn einer warmen Luft können sich die Respirationsorgane zuletzt noch anbequemen, unmöglich aber ist es, den Körper an Miasmen, wie sie die Sumpfluft mit sich bringt, zu gewöhnen.

Was die Nordamerikaner betrifft, so sind dieselben keineswegs degenerirt, sondern in jenem Umartungsprocesse begriffen, durch den sie dem Klima angepasst werden sollen, und so lange dieser fortdauert, ist eine grosse Vermehrung nicht zu erwarten. Es ist bekanntlich schon von vielen sehr aufmerksamen Forschern und erst jüngst wieder von Dr. Seemann [3]) auf die Thatsache hingewiesen worden, dass sich die Nordamerikaner sehr merklich von ihren Brüdern in England unterscheiden, und dass ihr Typus mehr und mehr dem der eingebornen Indianer ähnlich werde. Knox erblickt hierin eine Degeneration, in der That aber liegt gerade hierin der stärkste Beweis dafür, dass der Yankee in der Akklimatisation bereits sehr weit

[1]) Anthrop. Review. 1863. Nr. 3. p. 411.

[2]) Globus VI. S. 379.

[3]) Anthrop. Review. 1863. Nr. 2. p. VIII.

vorgeschritten sei. Vielleicht wäre dieser Process schon weiter gediehen oder gar vollendet, wenn er nicht stets durch den massenhaften Nachschub europäischen Blutes gehemmt und verzögert würde. Die abnehmende Zahl der Geburten in Nordamerika, auf die man sich so häufig beruft, hat ihren Grund nicht blos in der Prostitution, welche zumal in den grösseren Städten eine furchtbare Ausdehnung angenommen hat, [1]) sondern vorzugsweise in dem Umstande, dass die nordamerikanischen Frauen keine oder doch wenigstens nicht viele Kinder wollen, um der Mühe des Aufziehens überhoben zu sein. Was sonst die Würde und den Stolz des Weibes begründet, ein reicher Kindersegen, wird von den verbildeten und emanzipationssüchtigen Frauen Nordamerikas als ein Uebel betrachtet, dem man auf jede Weise selbst durch ein Verbrechen an der Natur entgehen müsse. Die zu diesem Zwecke geübte Praxis hat dort in einem so furchtbaren Grade um sich gegriffen, dass in manchen Städten ein Drittel aller erzeugten Kinder durch künstlichen Abortus vernichtet wird. Diese gottlose Sitte wird offen und ohne Scheu geübt, und ist für manche pflichtvergessenen Aerzte eine Quelle reichlichen Einkommens. Es haben sich zwar die achtbarsten Aerzte nach Sammlung einer ungeheuren Menge bestätigender Thatsachen dagegen erhoben; allein sie wie die Geistlichen stehen machtlos einer Unsitte gegenüber, welche das Menschengeschlecht in seinen tiefsten Wurzeln angreift und zu vernichten droht. Wenn man dies im Auge behält, wird man die abnehmende Zahl der Geburten leicht erklärlich finden und nicht mehr nöthig haben, die klimatischen Verhältnisse dafür verantwortlich zu machen. Man wird aber auch zugestehen müssen, dass eine Nation, die eine solche Unnatur aufkommen lässt, sittlich degenerirt sei, und das Schicksal, das ihr Knox voraussagt, wirklich verdiene. [2])

[1]) In New-York trifft auf je 90 Einwohner jedes Alters eine Prostituirte und jährlich werden mindestens 100,000 Menschen an der Syphilis ärztlich behandelt. Ausland 1865. S. 665,

[2]) Dr. Storer, on the criminality and physical evils of forced abortions. Ausland 1867, S. 191. 1866, S. 191; 1868, S: 1073.

Uebrigens kann man, ganz abgesehen von der eben berührten Unsitte aus der abnehmenden Zahl der Geburten oder aus dem Ueberwiegen der Todesfälle über die Geburten, noch nicht sofort auf die Unmöglichkeit der Akklimatisation schliessen, da neben den klimatischen Verhältnissen noch viele andere Factoren, wie epidemische Krankheiten, Kriege etc. jenes ungünstige Verhältniss herbeizuführen vermögen. Auch in Petersburg sterben jährlich einige Tausende mehr als geboren werden und in Paris wie in Berlin rührt die Vermehrung nicht von dem Ueberschuss der Geburten, sondern von der Einwanderung her. In Paris und in der City von London ist die wirklich hier geborene und sesshafte Bevölkerung so gut als in den ungesunden Tropengegenden meist schon in der dritten oder vierten Generation verkommen oder weggestorben.[1]). Sollen derartige statistische Zusammenstellungen in der vorwürfigen Frage eine beweisende Kraft haben, so müssen sie unter Berücksichtigung aller jener Umstände, welche eine Vermehrung oder Verminderung der Population herbeiführen können, angefertigt werden, müssen längere Zeit umfassen, dürfen sich nicht blos auf eine Stadt oder einen kleinen Bezirk beziehen, sondern müssen sich auf einen grösseren Ländercomplex ausdehnen, weil nur hiedurch die Fluctuationen in der Bewegung der Bevölkerung ausgeglichen werden.

Wenn nach Squier alle Beobachtungen darin übereinstimmen, dass in Centralamerika die Weissen nicht nur relativ, sondern auch absolut an Zahl abnehmen, während die reinen Indianer rasch anwachsen und die Mischlinge, die Ladinos, sich mehr dem indianischen Typus nähern, so liegt darin noch kein Beweis für die Unfähigkeit der Europäer, sich daselbst akklimatisiren zu können. Denn eine Abnahme der weissen Bevölkerung, wenn eine solche wirklich besteht, erklärt sich vollständig durch die ungeordneten Staatszustände, durch die fortwährenden Unruhen und Revolutionen, denen diese Länder preisgegeben sind. So haben die Mexikaner seit 1810 das Schwert fast nie aus der Hand gelegt. Dazu kommen noch die vielen Mischlingsehen, deren Nachkommen für die Weissen

[1]) F. Oesterlein, der Mensch und seine physische Erhaltung. Leipzig, 1859. S. 368.

sämmtlich verloren gehen. Dass diese Mischlinge sich mehr dem indianischen Typus nähern, ist ganz erklärlich, da ja auch schon die reinen Creolen manche Eigenthümlichkeit der Landeseingebornen angenommen haben. [1])

Wenn aber auch bei den Weissen in Centralamerika wirklich eine Abnahme stattfindet, so stellt sich dagegen in anderen Orten eine sehr bedeutende Vermehrung heraus. So waren auf Cuba [2]) 1791 nur 133,000 Weisse, Spanier und

[1]) Die Nachkommen der Europäer in Westindien haben Anlage fett zu werden. Sie haben erhabene Backenknochen und tiefliegende Augen und tiefer herabhängende Augenlider; die Farbe ist blass, fahlgelblich und die Röthe der Wangen verliert sich bald. Girtanner, über das Kantische Princip für die Naturgeschichte 1796. S. 102.

[2]) Ramon de la Sagra berichtet von der ausserordentlichen Fruchtbarkeit der Frauen der weissen Rasse auf Cuba. Seine Zusammenstellung beschränkt sich auf drei Städte. Da die Zahl der Ehen mit 10—12 Kinder ausserordentlich gross ist, so hat er nur diejenigen mit mehr denn 12 Kindern aufgezeichnet. In Trinidad, mit 14,463 Einwohnern (weissen und farbigen), fand er 1 Ehe mit 24 Kindern, 2 mit 21, 1 mit 18 (14 lebend), 1 mit 16, (13 lebend), 2 mit 15 (13 lebend), 10 mit 13, die in einer Familie alle lebten; also 17 Ehen mit 260 Kindern, durchschnittlich in jeder Ehe 15 Kinder. In Santi-Espiritu, mit 12,850 Einwohnern fand er eine Ehe mit 26, 1 mit 24 (19 lebend), 1 mit 23, 2 mit 22 (in einer Familie lebten alle, in der andern nur 9), 1 mit 20, 1 mit 19, 3 mit 18, 2 mit 17, 1 mit 16, 1 mit 14 (13 lebend) und 1 mit 13. also 15 Ehen mit 297 Kindern, durchschnittlich in jeder Ehe 19 Kinder. In Villaclara, mit 10,511 Einwohnern, fand er 1 Ehe mit 23 Kinder (deren 7 in 3 Geburten), 1 mit 22, (15 lebend) 1 mit 20 (14 lebend), 2 mit 18 (in jeder 13 lebend), 1 mit 16 (8 lebend), 3 mit 14 (9, 10 und 12 lebend) und 2 mit 13, also 12 Ehen mit 206 Kindern, durchschnittlich in jeder Ehe 17 Kinder. Ein Ehepaar in letzterer Stadt (Mann 88, Frau 85 Jahre alt) hatte 85 Enkel und 100 Urenkel. In Santiago de Cuba scheint die Fruchtbarkeit noch grösser zu sein. In Trinidad gab es 1853 123 weisse Familien mit 8 bis 10 lebenden Kindern und mehr als 30 erwachsene Zwillingspaare bei einer Bevölkerung von weniger als 7000 Weissen. Viele Cubanerinnen werden schon im Alter von 13 Jahren Mutter und einige behalten ihre Fruchtbarkelt bis zum 50. Jahre. Bemerkenswerth ist noch, dass die meisten Frauen im Innern der Insel trotz der grossen Zahl ihre Kinder selbst nähren. Aus der Natur. 1864. S. 320.

Creolen, vorhanden; gegenwärtig beträgt die Zahl der Creolen allein mehr als 550,000, von denen sich 440,000 mit der Landwirthschaft beschäftigten. Auch auf Puertoriko findet eine stetige Vermehrung derselben statt. Ihre Anzahl beläuft sich auf 300,000, von denen die Mehrzahl den Landbau betreibt. Diese Thatsachen liefern wohl den unwiderleglichen Beweis, dass die Abkömmlinge von Europäern in den Tropen sich nicht nur halten und vermehren können, sondern auch unter der Tropensonne im Freien zu arbeiten vermögen, was bisher vielfach, vorzüglich von den Freunden der Sklaverei verneint worden ist.[1]) Wenn die Franzosen auf Martinique von 1740—1848 von 15,000 auf 8500 herabgesunken sind, so liegt der Grund hievon nicht in ihrer Unfähigkeit, sich daselbst akklimatisiren zu können, sondern vorzüglich in dem Umstande, dass durch mancherlei Zufälle, besonders aber durch die Emanzipation der Neger, die ganze Industrie vollständig vernichtet worden ist.[2]) Dass sich aber dort Europäer akklimatisiren können, hat die rasch zunehmende Zahl der Bevölkerung am Ende des vorigen Jahrhunderts gezeigt. Auch in Brasilien halten die Deutschen recht gut aus. Ihre Colonien wachsen ausserordentlich rasch durch einen doppelten und mehr als doppelten Ueberschuss der Geburten über die Todesfälle.[3]) Die französischen Ansiedler in Canada erhielten seit 100 Jahren keinen oder nur einen sehr unbedeutenden Zuwachs aus dem Mutterlande und dennoch vermehren sie sich sehr stark. Auch

[1]) Ausland 1870. S. 37

[2]) Welche Entwerthung von Grund und Boden dort eingetreten, zeigt ein Fall, den der Bischof Poirier von Roseau, Hauptstadt der Insel Dominica, in „Annales de la Propagation de foi, Novbr. 1865" berichtet. Derselbe kaufte zur Gründung einer Missionsstation 1864 eine grosse Pflanzung, auf der allein die Gebäude mehr als 80,000 Francs gekostet haben, und die früher, etwa 200,000 Francs werth gewesen, für 7500 Francs zahlbar in dreijährigen Raten. Derselbe Bischof berichtet weiter: Auf unsern Inseln (Martinique, St. Croix, St. Thomas etc.) gibt es keine Industrie, keinen Handel, durch welche dem Elend gesteuert werden könnte. Vergl. Globus IX. S. 254; VII. S. 282.

[3]) Ausland 1865. S. 1149. — Globus VII, S. 126.

die englischen Canadier gedeihen sehr gut und es kann keinem Zweifel unterliegen, dass sie wie die Franzosen sich daselbst vollständig akklimatisirt haben. Das Capland hat jedenfalls ein Klima, das, wenn auch gemässigt, doch von dem holländischen und englischen ausserordentlich verschieden ist. Gleichwohl gedeihen die dort ansässigen Engländer und Holländer sehr gut und vermehren sich sehr stark. 1778 betrug die Einwohnerzahl 61,947, seitdem ist sie stetig gewachsen und beträgt jetzt 267,000. Die dort ansässigen Boers haben sich aus Hass gegen die Engländer weiter nach Norden, d. h. in ein wärmeres und weniger gesundes Klima gezogen, ohne den geringsten Nachtheil für ihre Gesundheit.

Wenn aber auch bei den Einwanderern in ein fremdartiges Klima in den ersten Generationen eine ungewöhnlich grosse Sterblichkeit herrschen sollte, so schliesst dies die Möglichkeit nicht aus, dass bei den Ueberlebenden allmälig eine Akkomodation an das Klima erfolgen und nach und nach eine grössere Fruchtbarkeit eintreten könne. Dies Verhältniss wurde bei Pflanzen und Thieren, deren Akklimatisation in einem ihnen fremdartigen Klima versucht wurde, konstant beobachtet. Der Ailiantusspinner (Saturnia Cynthia), dessen Heimat Japan und China ist, wurde zuerst 1862 in Schlesien gezüchtet. Im ersten Jahre konnten nur 6% überwintert und zur Fortpflanzung benützt werden. Jedes folgende Jahr wurde dies Verhältniss günstiger, so dass jetzt schon mehr als 50% der Schmetterlinge zur Weiterzucht geeignet sind. [1]) Bachman hatte eine brasilianische Ente (Muscovy duck) in die nördlichen Theile des Staates New-York eingeführt. Diese Thiere, im warmen Brasilien einheimisch, waren anfänglich gegen die Kälte sehr empfindlich, so dass während des ersten Winters mehrere erfroren und die übrigen nur in einem geheizten Raume erhalten werden konnten. Ihre Nachkommen waren jedoch schon in der dritten Generation befähigt, während des kältesten Winters im Hühnerhofe zu leben. [2]) In

[1]) Zlick. Ueber Akklimatisation der Thiere und Pflanzen. Teschen, 1864. S. 6.

[2]) Bachman, the Unity. p, 274.

ähnlicher Weise vollzieht sich auch beim Menschen die Akklimatisation, freilich nur sehr allmälig durch Jahrhunderte oder besser Jahrtausende lange Vererbung und dadurch Verstärkung der für die einzelne Gegend speziell befähigenden Eigenschaften. So sind von 1759 Deutschen, welche sich 1855 in Joinville in Südbrasilien ansiedelten, in der kurzen Zeit bis zum 31. Dezember 1855, also in wenigen Monaten, nicht weniger als 658 gestorben. [1]) Die Ueberlebenden dagegen vermehrten sich bald sehr stark, so dass an ein Aussterben derselben gar nicht mehr zu denken ist. Wenn daher bei den Franzosen in Algier die Zahl der Todesfälle die der Geburten übersteigt, so kann man daraus nur schliessen, dass die Akklimatisation viele und grosse Opfer fordere, nicht aber, dass sie unmöglich sei. Das ungünstige Verhältniss mag vielleicht noch viele Generationen hindurch fortdauern, aber es muss sich mit der Zeit ändern und günstiger gestalten. Zlick hat ganz Recht, wenn er sagt, dass wohl der grösste Theil der Menschenrassen, in andere extreme Zonen versetzt, nach einigen Jahren zu Grunde gehen würde, dass aber ein Theil, wenn er auch noch so gering wäre, durch die natürliche Züchtung sich einen Vortheil erwerbend, die übrigen schädlichen Einflüsse besiegen und und sich nach einer Reihe von Generationen dem neuen Klima vollkommen anpassen würde.

Man hat sich darauf berufen, dass die zur Zeit der Völkerwanderung nach Nordafrika, Spanien und anderen Gegenden eingewanderten Stämme nun gänzlich von der Erde verschwunden seien und zwar in Folge ihres Unvermögens sich akklimatisiren zu können. Abgesehen davon, dass manche, namentlich kleinere Stämme fast vollständig durch das Schwert aufgerieben wurden, so ist auch nicht zu verkennen, dass man die Einwirkungen einer blossen Eroberung in ethnologischer Hinsicht sehr überschätzt hat. Im allgemeinen gilt, wie auch Broca bemerkt, der Satz, dass die erobernde Rasse äusserst schnell in der eroberten aufgeht, wenn jene nur aus Männer besteht und keine oder nur wenige Weiber mitbringt. Wenn

[1]) Ausland 1865. S. 1149. Avé Lallemant, Reise in Südbrasilien II. 271.

aber auch der erobernde Stamm seine Weiber und Kinder mitbrachte, so bildete er doch nur eine kleine Minderheit gegenüber der Gesammtzahl der Landeseingebornen. Dies hatte nothwendig zur Folge, dass sie allmälig mit den Eingebornen sich vermischend, deren Sprache und Sitten annahmen und mit ihnen zu einem Volke verschmolzen. Wenn sie daher auch aufgehört haben, eine besondere Nation zu bilden, so sind sie doch nicht ganz verschwunden, so wenig die Normannen in der Normandie oder die Deutschen in Burgund verschwunden sind, obwohl sie aufgehört haben, ein selbstständiges Volk zu bilden. Denn die Völkermischung ist kein Vernichtungs- sondern ein Regenerationsprocess im Leben der Menschheit, aus dem in der Regel ein sehr kräftiges Geschlecht hervorgeht. So sind zwar die Gothen in Spanien als selbstständige Nation verschwunden, aber sie leben noch fort in den heutigen Spaniern. Noch jetzt rühmen die Asturier mit stolzem Selbstgefühl die Unvermischtheit ihres Blutes und selbst der ärmste Bergbewohner nennt sich einen erlauchten Gothen.[1] Wie sie sich selbst als Nachkömmlinge der Gothen wissen, so zeigt auch ihr Typus, dass germanisches Blut in ihren Adern fliesse. Ein ähnliches Verhältniss fand in Italien statt, wo Gothen und Longobarden ihre nationale Selbstständigkeit verloren haben und vollständig in der Völkervermischung aufgegangen sind. Allein das lässt sich nicht läugnen, dass sie der damals ganz verkommenen Bevölkerung wieder lebensfrisches Blut zuführten und eine Regeneration derselben herbeiführten, so dass aus ihr ein Dante und andere kräftige Gestalten hervorgehen konnten. Was die Vandalen in Afrika betrifft, so ist ihre Zahl nie sehr beträchtlich gewesen und Genserich hatte nie mehr als 50,000 Krieger gehabt, von denen die meisten in den fortwährenden Kriegen fielen, viele auch von Belisar ausser Landes gebracht wurden. Schon aus diesem Grunde erscheint es sehr zweifelhaft, ob sich Nachkommen von ihnen bis jetzt erhalten haben. Uebrigens sollen sich in Nordafrika Stämme mit blauen Augen finden, in denen Manche die versprengten Ueberreste der Vandalen zu erblicken

[1] C. Rotteck, Spanien und Portugal. 1839 S. 43.

geneigt sind. So glaubt Shaw in den blondhaarigen Bewohnern der Aures-Berge in Algerien, Jackson in dem Berberstamme des Showiah Nachkommen der Vandalen zu sehen, was indessen von Pruner und Andern mit sehr gewichtigen Gründen bestritten wird.[1]) Wenn aber auch viele Stämme ganz verschwunden oder in andern Völkern aufgegangen sind, so haben sich dafür andere erhalten, welche dafür Zeugniss ablegen, dass eine Akklimatisation in einem sehr verschiedenen Klima möglich sei. Die Magyaren, dem nördlichen Asien entstammend, haben in Ungarn eine zweite Heimat gefunden und, dass sie daselbst sich vollständig akklimatisirt haben, beweist schon der Umstand, dass sie ebenso, wie die Türken in Europa, den europäischen Typus vollständig angenommen haben.[2])

Wenn es aber auch vollkommen bewiesen wäre, dass gegenwärtig sich kein Stamm einem fremdartigen Klima anbequemen könne, so würde dies auf die ganze Frage nicht den geringsten Einfluss ausüben. Denn es lässt sich gar nicht anders erwarten, als dass der plötzliche unvermittelte Uebergang des Nordländers in ein tropisches Klima ihn übermächtigen

[1]) Bastian, das Beständige in den Menschenrassen. — Zeitschrift für Ethnologie von Bastian und Hartmann. 1869. — Globus VI. 185. — Thierry-Mieg erzählt: Ich war von zwei Kabylen begleitet, denen sich bald ein dritter beigesellte. Anfangs hielt ich diesen Mann, trotz seiner arabischen Kleidung, für einen Europäer, denn er hatte blaue Augen, blonde Haare und einen ganz und gar germanischen Gesichtsschnitt. Und doch war er ein ächter eingeborner Kabyle. Es gibt in den Gebirgen Kabyliens ganze Stämme, welche diese charakteristischen Eigenschaften haben und sie stammen ohne Zweifel von Leuten ab, die aus dem europäischen Norden nach Afrika eingewandert sind. Schon vor den Vandalen kamen römische Legionen, die in Deutschland und Gallien ausgehoben worden waren, nach jenen Gegenden Nordafrika's. Von diesen Soldaten sind viele in den Gebirgen zurückgeblieben, und von diesen stammen die blonden Kabylen ab. Globus I. S. 284.

[2]) Les Turks nomades ont une forme de crâne qui les rapproche des Mongols, tandisque les Turks Osmanlis depuis, longtemps civilisés, ressemblent presque entièrement au type caucasien le plus parfait. Des changements analogues ont eu lieu chez les Magyars actuels. Joly bei Bastian, das Beständige etc. S. 227.

Naturgewalten preisgebe, die feindselig auf ihn einstürmen und ihn zu vernichten drohen. Nicht blos die ungewohnte Gluthitze, sondern auch die den Tropenländern eigenthümlichen endemischen Krankheiten, besonders die Sumpffieber, die dem eben erst urbar gemachten Boden entsteigenden Dünste (Mal de terra) erweisen an ihm ihre ganze verderbliche Macht. Nicht anders ist es beim Neger. Dieser ist seiner ganzen Organisation und Lebensgewohnheit nach für das heisse Klima bestimmt, tritt er daher in eine kalte Region über, so wird das Verhältniss, in welchem die Thätigkeit der Haut und der Lungen zu der umgebenden Luft steht, gewaltsam gestört, die sauerstoffreichere Luft übt einen übermässigen Reiz auf die Athmungsorgane aus, dem sie auf die Dauer nicht Widerstand zu leisten vermögen. Die Tuberkulose macht dem Leben gewöhnlich ein Ende, ehe noch eine Anbequemung an das Klima erfolgen kann. Eine Akklimatisaton wird nur dann möglich und ungefährlich, wenn sich die Einwanderer Schritt für Schritt dem neuen Klima nähern, so dass die klimatischen Unterschiede bei dem jedesmaligen Vorrücken verschwindend klein werden und so unvermerkt überwunden werden können. Denn je geringer die Temperaturunterschiede sind, desto weniger Einfluss üben sie auf den Organismus aus, desto leichter geht die Akklimatisation vor sich. Darum dauern die englischen Soldaten in Ostindien viel leichter aus, wenn sie vorher auf einer Zwischenstation, etwa im Gibraltar oder auf dem Cap gewesen sind. [1]) Die Europäer gewöhnen sich leichter an das Klima von Mittelamerica, wenn sie sich vorher auf den kanarischen Inseln längere Zeit aufgehalten haben. „Die Fähigkeit, sich zu akklimatisiren," sagt Humboldt, „scheint im umgekehrten Verhältniss zu stehen mit dem Unterschiede zwischen

[1]) Nach Balfour starben unter den Engländern der verschiedenen Besatzungen von 1000 Mann jährlich: In Neusüdwales 14, Cap der guten Hoffnung 15, Neuschottland und Neubraunschweig 18, Malta 19, Canada 20, Gibraltar 22, Jonische Inseln 28, Bermuda 32, St. Helena 35, Provinz Tenasserun 50, Madras 52, Bombay 55, Ceylon 57, Bengalen 63, Inseln im mexik. Golf 143, Bahama 200, Jamaika 143, Sierra Leone 483 Mann.

der mittleren Temperatur der heissen Zone und der des Geburtslandes des Reisenden oder Colonisten, der das Klima wechselt, weil die Lufttemperatur den mächtigsten Einfluss auf die Reizbarkeit und Vitalität der Organe äussert. Ein Preusse, ein Pole, ein Schwede sind mehr gefährdet, wenn sie auf die Inseln oder terra firma kommen, als ein Italiener oder selbst ein Bewohner des südlichen Frankreichs; für die nördlichen Völker beträgt der Unterschied 18 — 21°, für die südlichen nur 9—10°.“ Diese Ansicht erhält ihre volle Bestätigung durch die bei dem gelben Fieber gemachten Beobachtungen, nach denen Townsend folgende Regel aufgestellt hat:[1]) „Die Sterblichkeit der Einwanderer aus kälteren Breiten steht in genauem Verhältniss zu der Entferuung ihres Geburtsortes vom Aequator.[2]) Darum akklimatisiren sich die Süditaliener und Spanier in den Tropen viel leichter als die Engländer und die Deutschen. Würde man einen Bewohner des Kaukasus plötzlich an die Goldküste versetzen, so würde er ohne Zweifel durch das mörderische Klima aufgerieben werden. Würde aber das Gleiche der Fall sein, wenn er vorher am Gambia, sein Grossvater am Senegal, seine Vorfahren im 10. Grade am Nil, die Vorfahren dieser am Jordan gewohnt hätten — und so zurück, bis wir die entferntesten Patriarchen der Wanderung am Phasis erreicht hätten? Nur so ist die Akklimatisation eine allmälige und graduelle und kann im Laufe der Jahrhunderte die extremsten Temperaturen überwinden. In ähnlicher Weise wurde wohl auch Anfangs die Welt bevölkert, nicht in grossen Sprüngen und weiten Wanderungen, sondern in der Weise, dass die Menschen vom Mittelpunkte der Ur-

[1] Pouchet, the plurality of the human Race. p. 93.

[2]) D. Blair (some account of the last yellow fever Epidemic. London 1850) hat nach seinen in Guyana von 1827—1855 gemachten Beobachtungen des gelben Fiebers folgendes Sterblichkeits-Verhältniss gefunden:

Eingeborne	6,9
Franzosen und Italiener . . . , . .	17,1
Engländer, Schotten und Iren	19,3
Deutsche und Holländer	20,2
Scandinavier und Russen	27,7.

heimat aus nach allen Seiten hin sich immer weiter entfernten und so nach und nach die entgegengesetztesten Klimate ertragen lernten. In ähnlicher Weise vollziehen sich auch die Wanderungen der Pflanzen und Thiere. „Die Wanderung der Pflanzen,“ sagt Unger, „ist eine schrittweise, die zwar langsam aber sicher vorwärts geht und deren die Pflanzen zu allen Zeiten sich bedient haben müssen, um von ihrem Bildungsmittelpunkte aus bis zur Grenze ihrer Verbreitungsbezirke zu gelangen, d. h. so viel und so weit sich rund herum auszudehnen, als der Boden und die Luftbeschaffenheit der Erhaltung und Fortbepflanzung der Einzelnwesen günstig ist“. [1]) Der rothe Fuchs hat eine nördliche Constitution und wurde früher in Amerika nur innerhalb des Polarkreises gefunden. Vor etwa 40 Jahren war Pennsylvanien seine südlichste Grenze. Damals wurde eine Anzahl dieser Thiere nach Johns Island bei Charlestown versetzt, sie gingen aber in Folge des raschen Uebergangs in das warme Klima sämmtlich zu Grunde, ohne sich vermehrt zu haben. Zu gleicher Zeit aber waren sie durch natürliche Wanderung und Akklimatisation bis nach Virginien und Südkarolina vorgedrungen, wo sie sich sehr stark vermehren und als vollkommen eingebürgert betrachtet werden können. [2])

Wenn aber auch heut zu Tage kein Stamm mehr fähig wäre, selbst bei allmäligem Vorrücken in einem extremen Klima auszudauern und sich dort fortzupflanzen, so wäre dies noch kein Beweis gegen die Einheit des Menschengeschlechtes. Denn einmal ist schon der Schluss von der Gegenwart auf jene ferne Vergangenheit, in der die Besiedelung der Erde stattfand, ganz unzulässig, da die Geschichte uns keine Kunde darüber gibt, welche Verhältnisse damals gewaltet haben, und dann steht die Thatsache, auf welche es hier zuletzt allein ankommt, unerschütterlich fest, dass zu irgend einer Zeit verschiedene Zweige der einzelnen Rassen den extremsten Klimaten sich anbequemt haben. Wie wäre es sonst erklärlich, dass

[1]) Unger, die versunkene Insel Atlantis. S. 12.

[2]) Bachmann, the Unity. p. 275.

der mongolische Stamm alle Extreme der polarischen Kälte und der tropischen Hitze erträgt? Dass der amerikanische Stamm, [1]) der doch selbst nach Morton nur eine Familie ausmacht, über ganz Amerika verbreitet ist, also in allen Zonen lebt? Man kann es bezweifeln, ob die Indianer von Mexiko und Brasilien im nördlichen Canada oder umgekehrt die Rothhäute des Nordens in Guyana sich akklimatisiren könnten; aber das lässt sich nicht bezweifeln, dass sie zu einem Stamme gehören und zu irgend einer Zeit im Norden oder Süden, in der kalten oder heissen Zone sich akklimatisirt haben müssen. Es ist sogar sehr fraglich, ob ganz nahe verwandte Stämme, die nur durch höhere oder niedrigere Lage ihrer Heimat getrennt sind, dieselbe ohne Nachtheil vertauschen könnten. Der Quechua-Indianer ist durch seinen breiten Brustkasten befähiget, in der verdünnten Luft der amerikanischen Hochebenen gesund und kräftig zu leben, während sie dem Indianer der Tiefländer den Tod bringt und jener in der Sumpfluft der Niederungen schnell dahinsiecht. Wird man auch hier verschiedene Stammväter voraussetzen oder nicht vielmehr annehmen müssen, dass sich der eine allmälig an die dünne Luft der Hochlande, der andere dagegen an die Fieberatmosphäre der Niederungen gewöhnt habe? Die sanskritischen Völker bilden eine nahe verwandte Familie und müssen von einem und demselben Mittelpunkte ausgegangen sein; und doch wohnt ein Zweig davon im heissen Indien, während ein anderer im kalten Norden Europas recht gut gedeiht. Wenn auch jetzt weder der Indier auf Island noch auch der Normane in Indien gedeihen könnte, so muss es doch eine Zeit gegeben haben, in der der eine sich der Kälte des Nordens, der andere der tropischen Hitze anbequemt hatte, sei es, dass damals die Temperaturunterschiede weniger gross gewesen oder die Natur der wandernden Völker noch biegsamer

[1]) Notwithsfanding the recent encroachments, the greater portior of the American continent is still inhabited by Mongolian tribes; and while some of them wander towards the North, further than civilised man has hitherto been able to follow, others are still the nearest dwellers to the southern Pole. Pickering, Races of Man. London, 1863. p. 7.

und nachgiebiger gewesen sei. „In der Epoche,“ sagt Pruner,[1] „als die menschlichen Familien sich bildeten, d. h. als z. B. die Väter der Arier wenn nicht unter einem Zelte, doch wenigstens in demselben Dorfe wohnten, musste die Fähigkeit der Verbreitung eine bedeutend grössere sein als nachdem sich die Stämme ausgeschieden. Wie konnte sich sonst der arische Waisya sein Feld am Saraswati, ja an der Ganga bauen, während der Angelsachse dort verkümmert und der Normanne noch in Island gedeiht? Möchte nicht die Bequemlichkeitstheorie autochthoner Menschenfaunen im Angesichte solcher Thatsachen die Segel streichen?“ Nach Darwins Schilderung kann es kaum eine für menschliche Entwicklung ungünstigere Natur geben sowohl in Hinsicht auf Klima als auf Lebensmittel etc., als die Südspize von Amerika, und dennoch sagt derselbe Schriftsteller, dass ein Aussterben der elenden Stämme der Feuerländer nicht zu bemerken sei, ebenso wie bei den Eskimos, die in gleich ungünstigen Verhältnissen leben, und doch mussten die einen wie die andern in ihren gegenwärtigen Wohnort eingewandert sein. Denn des Menschen ursprüngliche Heimat ist nicht die kalte noch auch die veränderliche Zone, sondern muss in einer Gegend des ewigen Sommers gesucht werden, wo die unbedeckte Haut die geringen Schwankungen der Temperatur ohne Nachtheil ertragen kann. Der Mensch ist wesentlich das Produkt einer tropischen oder wenigstens subtropischen Gegend und es hat eine Zeit gegeben, wo er ausserhalb dieser Grenzen nicht vorhanden war.[2]

[1]) Pruner, der Mensch in Zeit und Raum S. 9, 47.

[2]) Pickering, p 302. — There are almost insuperable objections arising from the physical structure of man to the idea, that he could have been originally created in the polar regions. His artificial wants — his natural nakedness — the necessity of warm clothing, adapted to those in hospitable arctic winters, would indicate, that he originated farther to the South and carried with him in his onward progress toward the Poles that knowledge and experience which necessity hat taught him was requisite to enable him to brave the severity of those icy regions. Bachman, Unity of the human races. p. 276.

Bildungsfähigkeit der Naturvölker.

Alle Menschen haben geistige Anlagen, welche einer unbegrenzten Ausbildung fähig sind. Diese Fähigkeit einer unbeschränkten Vervollkommnung ist dem Menschen allein eigen und fehlt keinem Volke, so tief es auch immer stehen mag. Jedes kann unter günstigen Umständen aus der Barbarei heraustreten, und sich zur Civilisation erheben. Die Civilisation ist aber nicht blos von der geistigen Begabung abhängig, sondern auch und zwar vorzugsweise von den äusseren Verhältnissen, welche fördernd oder hemmend auf die Entwicklung der natürlichen Fähigkeiten einwirken. Der Naturmensch hängt ganz von der Natur ab und ist im Allgemeinen nur das, was die Natur und die äusseren Lebensverhälnisse aus ihm machen. Erst die Civilisation hebt diese Abhängigkeit auf, obwohl auch in diesem Falle gewisse Schranken niemals durchbrochen werden können. „So lange die thierische Natur im Menschen vorwaltet, sagt Schaafhausen, werden Klima und Oertlichkeit unbeschränkt ihren Einfluss auf ihn ausüben.“ Diesen Satz kann man indess auch umkehren und sagen, dass, so lange gewisse klimatische und Bodenverhältnisse auf den Menschen einwirken, er sich nicht zur höheren Intelligenz und Cultur erheben könne.

In den kalten Regionen, wo der Mensch mit Mangel und Elend zu kämpfen hat und wo die Gewinnung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse seine ganze Kraft in Anspruch nimmt, ist eine höhere Kultur ebensowenig möglich, wie in den wasserlosen Steppen und ausgedörrten Sandwüsten. Daher sind die Eskimo und Lappen schon in Folge der klimatischen Verhältnisse ihrer Wohnorte wohl für immer von der Civilisation ausgeschlossen; sie gleichen, wie Guyot[1]) sagt, einem Bettler, der vom Elend übermannt und schon überglücklich, wenn er sein tägliches Brod gewinnt, keine Musse hat, über etwas Höheres

[1]) Guyot, the earth and man. Translated from the French by Felton Lond. 1850. pag. 240,

nachzudenken. In einer ähnlichen Lage befinden sich die Wüsten- und Steppenbewohner, welche ohne feste Wohnsitze ein unstätes Hirten- oder Jägerleben zu führen gezwungen sind, wie die Hottentotten in den Carroos des südlichen Afrika und die mongolischen Horden in den unwirthlichen Steppen des nördlichen Asien. Darum haben die letzteren bis zur Stunde noch keine Cultur angenommen, während ihre Stammverwandten aus denselben Steppen in China und Persien, wo sie Monarchien gegründet hatten, sehr schnell sich zu einer Civilisation emporgearbeitet haben, welche die blühendsten der alten Königreiche besassen. Die Araber, welche in ihrer Heimat wegen der Dürre des Landes kaum mehr als herumschweifende Wilde waren, haben in den fruchtbaren Ländern am Mittelmeer, welche sie erobert hatten, sich bald zu einem hohen Grade der Civilisation emporgeschwungen und in Kunst und Wissenschaft glänzende Fortschritte gemacht. [1])

Wie die kalten und unfruchtbaren Regionen, so sind auch die heissen Länder für ein höheres Geistesleben nicht geeignet, weil die excessive Hitze den Körper entnervt, die Thatkraft lähmt und jede geistige Anstrengung wenn nicht unmöglich macht, so doch ausserordentlich erschwert. Darum versinken die Europäer in den Tropen in Weichlichkeit und zeigen eine unüberwindliche Abneigung gegen jede geistige Anstrengung. Die Europäer auf Java behaupten geradezu, dass das Klima daselbst eine geistige Arbeit gar nicht zulasse; ihre Kinder zeigen eine entschiedene Abneigung gegen jede geistige Beschäftigung, während sie Zeichnen und Musik sehr leicht erlernen. Auch die Mexikaner und Peruaner haben ihre Civilisation nicht in den heissen Niederungen, sondern auf den Hochplateaus erlangt. Mat hat mit Recht gezweifelt, ob die Europäer in den Tropen für sich allein ihre gegenwärtige Kultur erlangt haben würden oder diese auch nur forterhalten könnten, wenn sie von ihren Mutterländern vollständig abgeschlossen wären. Wenn nun selbst der thatkräftige Europäer in den heissen Klimaten so leicht in Ueppigkeit und geistige Stumpfheit versinkt und den Sinn für höhere geistige Interessen verliert, wird

1) Buckle, Geschichte der Civilisation in England. 1860. S. 42.

man dann von den Eingeborenen geistige Spannkraft und reges Streben nach höherer Kultur verlangen können?

Zur raschen Entwicklung der Civilisation trägt wesentlich bei ein warmes oder gemässigtes Klima, fruchtbare von Flüssen durchzogene Ebenen, wo der Anbau der Cerealien, ohne übermässige Anstrengung darauf verwenden zu müssen, reichliche Ernten erwarten lässt. Darum sind gerade die fruchtbarsten Gegenden Asiens vom Osten Südchinas bis zu den westlichen Küsten Kleinasiens die ersten Kultursitze geworden. Aegypten hat sich nicht wegen der Dattelpalmen aus der Barbarei erhoben, wie Buckle meint, sondern wegen seiner durch den Nil bedingten Fruchtbarkeit, welche den Getreidebau so ausserordentlich begünstigte.

Eine weitere Bedingung zur Entwicklung der Kultur ist das Vorhandensein kulturfähiger Pflanzen und solcher Thiere, welche domestizirt dem Menschen einen wesentlichen Nutzen gewähren, indem sie ihm Nahrung verschaffen, die Arbeit erleichtern und den Verkehr vermitteln helfen. In Asien hätte trotz der Fruchtbarkeit des Bodens nicht so früh eine Kultur aufblühen können, wenn nicht die Hausthiere und die wichtigsten Kulturpflanzen dort ihre ursprüngliche Heimat gehabt hätten. Die Gesittung der amerikanischen Stämme in Peru und Mexiko ist, wie Gallatin bemerkt, von dem Besitze des Mais abhängig; sie musste aber eine mangelhafte bleiben, weil grössere Hausthiere vollständig fehlten. Australien hat zwar einen fruchtbaren Boden und ein gutes Klima, aber es fehlten ihm ursprünglich alle Kulturpflanzen und zugleich hatte es mit Ausnahme des Hundes kein Thier, das hätte domestizirt werden können. Desshalb standen auch die Urbewohner in geistiger und leiblicher Beziehung auf der niedersten Stufe der Menschheit und eine Kultur war bei ihnen geradezu unmöglich. Unter den Kulturpflanzen stehen die Cerealien obenan, weil nur sie den eigentlichen Ackerbau, der die Grundlage aller wahren Civilisation bilden muss, möglich machen. Darum hat sich auch überall, wo diese vorherrschend gepflegt wurden, eine Civilisation entwickelt, während sich noch kein Volk aus der Barbarei erhoben hat, das sich ausschliesslich von den Tropengewächsen (Banane, Brodfrucht, Yams, Batate, Sago, Kokusnuss)

nährt, weil diese zu leicht gedeihen und ihr Anbau wenig Geschicklichkeit und Anstrengung erfordert.[1])

Den grössten Einfluss auf die Entwicklung eines Volkes übt jedoch das Bekanntwerden mit andern, schon vorgeschrittenen Nationen, sei es durch Wanderung oder Ansiedlung oder Eroberung. Auch den Handel könnte man hieher rechnen, wenn derselbe nicht schon zu oft das gerade Gegentheil von Civilisation bewirkt hätte. Wo sich immer eine Kultur entwickelt hat, da finden wir auch, dass der Anstoss dazu von aussen gekommen. So haben die amerikanischen Völker ihre Kulturhelden, die sie aus weiter Ferne herkommen lassen. Griechenland erhielt die Keime seiner Kultur von Asien und Aegypten, trug sie später nach Italien, von wo sie erst in das übrige Europa verpflanzt wurden.

Diese wenigen Andeutungen zeigen zur Genüge, dass die klimatischen Verhältnisse und die dadurch bedingte Lebensweise den grössten Einfluss auf die Entwicklung der Civilisation ausüben. Wer diese Umstände bei Beurtheilung der Naturvölker unberücksichtiget lässt, gelangt zu einem falschen Resultate und begeht eine Ungerechtigkeit gegen dieselben wie derjenige, welcher sie nur nach dem Massstabe unserer Civilisation beurtheilt.

Viele Schriftsteller haben indess nicht blos die angedeuteten Grundsätze unbeachtet gelassen, sondern sind noch viel weiter gegangen, indem sie die Farbigen, insbesondere aber die Neger, weil sie sich noch zu keiner höhern Kultur erhoben haben, für uncivilisirbar erklären und meinen, dieselben seien niedriger organisirt und von Natur aus zu einer inferioren Stellung verdammt. „Die Neger können zu keiner geistigen Bildung gelangen, wenn nicht ihre Natur durch ein Wunder umgewandelt wird;[2]) nicht einmal die Wahrheiten des Christen-

[1]) Buckle, Geschichte. S. 44. Vgl. On the Civilisazion of man by J. Crawfurd in Transactions of ethnot. Society 1861.

[2]) Upon the moral and entellectual traits of such abject tribes no impression has been made within 5000 years, no can be made until their organisation becomes changed by — silliest of desperate suppositions — a miracle. Nott and Gliddon, types. p. 191. Selbst Bach-

thums vermögen sie in sich aufzunehmen."[1]) Wenn nordamerikanische Schriftsteller, selbst Franklin[2]) nicht ausgenommen, derartige Behauptungen aufstellen, so ist dies leicht erklärlich und beweist eben nur, dass das Interesse des Sklavenhalters mit der Gleichberechtigung aller Menschen, mit der Anerkennung der Menschenrechte auch bei den Farbigen unvereinbar sei, und dass man, um der Sklaverei einen Schein der Berechtigung zu geben und die Ausrottung der Naturvölker zu beschönigen, die ursprüngliche Inferiorität der farbigen Rassen behaupten müsse. Wenn aber auch andere zumal deutsche und englische Gelehrte[3]) ähnliche Ansichten aussprechen und behaupten, dass die farbigen Stämme nicht nur der Kultur unzugänglich seien, sondern geradezu an derselben zu Grunde gingen, so wird man den Grund hiefür nicht mehr in den Vorurtheilen, wie sie die Sklaverei mit sich bringt, suchen dürfen, sondern man wird, wenn nicht absichtliche Entstellung der thatsächlichen Verhältnisse, so doch falsche Voraussetzungen und ungenaue Beobachtungen anzunehmen sich gezwungen sehen. Denn abgesehen von dem Widerspruch, dass man den Thieren bereitwilligst Bildungsfähigkeit einräumt, während man sie den farbigen Menschen abspricht, dass man gar keine Schwierigkeit in der Annahme findet, dass sich der Affe zum Menschen vervollkommen könne, dagegen es aber als Unmöglichkeit bezeichnet, dass sich der

man kann sich von den nordamerikanischen Vorurtheilen nicht ganz frei machen.

[1]) The Negroes are incapable of receiving the truths of Christianity Nott, lectures. p. 17.

[2]) Franklin definirte bekanntlich den Neger als ein Thier, das möglichst viel esse und möglichst wenig arbeite.

[3]) J deem the moral and intellectual character of the Negro inferior and decidedly so to that of European, and as this inferiority arises from a corresponding difference of organisation, J must regard it as his natural destiny. Lawrence, Lectures. London, 1819. There is certainly no means of civilising those, who have been uncivilised for three thousand years, during which time they have been connected with the Egyptians, the Carthaginians, the Arabs, the Englisch. Hunt, on the Negro's place in Nature. We perceive that insuperable limits seperate one set of men from another with regard to intellectual affinity. Pouchet, plurality of races, p. 65. Vgl. Hume, Essay I. Wer weiss

Farbige je zu einer höhern Kultur erhebe,[1]) so muss man auch die geschichtliche Thatsache ignoriren, dass gerade die ältesten Kulturvölker, Indier, Aegyptier und Chinesen nicht von weisser Farbe gewesen, und dass zur Stunde manche Stämme von weisser Farbe kaum höher stehen als die sogenannten Wilden, denen man die Civilisationsfähigkeit abspricht. Das Wort „Civilisation“ hat indess einen sehr dehnbaren Begriff und lässt es völlig unentschieden, was man darunter zu verstehen habe. Die Deutschen vor 500 Jahren waren civilisirt, die heutigen sind es ebenfalls und doch welch' ein ungeheurer Unterschied zwischen der heutigen und damaligen Civilisation! Wollte man nur nach unserer gegenwärtigen Kultur den geistigen Zustand der Farbigen bemessen, so würde sich allerdings ein ungemein grosser Unterschied ergeben; er würde dagegen ungleich kleiner

nicht, welche angeborne geistige Inferiorität der schwarzen Rasse eigen ist, und wie sie dem Weissen gegenüber als Kind dasteht und dastehen wird. — — — Die amerikanischen Indianer mit kleinem eigenthümlich geformten Schädel und von einer wilden grausamen Natur sind nach allen darüber lautgewordenen Berichten ganz uncivilisirbar; sie werden durch das Vorschreiten der kaukasischen Rasse nicht der Kultur gewonnen, sondern ausgerottet Büchner, Kraft und Stoff. S. 124. Aehnlich sprechen sich Giebel, Pöppig und andere aus.

[1]) Der materialistischen Schule ist es ganz geläufig, das Thier möglichst weit hinauf, den Menschen dagegen möglichst weit herabzusetzen. Schon Scheitlin (Thierseelenkunde. Stuttgart 1840) bringt eine Menge von Ueberschwänglichkeiten, welche die Neueren wenn möglich noch zu überbieten suchen. „Der Mensch, sagt Büchner (Kraft und Stoff S. 262) hat kein Recht, sich als ein Wesen verschiedener und höherer Art anzusehen: mit Allem, was da lebt und blüht, theilt er gleichen Ursprung und gleiches Ende. Eine aus Vergleichen und Schlüssen hervorgegangene Ueberlegung leitet die Thiere bei ihrem Handeln; der geistige Process, durch den dies geschieht, ist seinem Wesen nach vollkommen derselbe wie beim Menschen, wenn auch die Urtheilskraft dabei eine schwächere ist.“ Noch deutlicher spricht sich Wundt aus (Vorlesungen über die Thier- und Menschenseele. Leipz. 1863). „Die Thiere sind Wesen, deren Erkenntniss von der des Menschen nur durch die Stufe der erreichten Ausbildung verschieden ist. Zwischen Thier und Mensch besteht keine tiefere Kluft, als innerhalb des Thierreiches selber.“

sein, wenn man die Naturvölker mit den alten Deutschen vergleichen würde. Ein Volk, sagt Crawfurd,[1]) das nützliche Pflanzen kultivirt und nützliche Thiere domestizirt, das einige Kenntnisse von nützlichen Metallen besitzt und Gewebe anzufertigen versteht, das entweder selbst eine Schrift erfunden oder eine solche von einem andern Volke entlehnt hat — ein solches Volk muss als civilisirt betrachtet werden. Ist diese Ansicht richtig, und man wird sie kaum bestreiten können, so müssen manche Stämme, welche man bisher zu den Wilden gerechnet hat, den civilisirten Nationen beigezählt werden.

Was zunächst die Amerikaner betrifft, so treten uns hier die Feuerländer als der verkommenste und auf der niedersten Stufe der Menschheit stehende Stamm entgegen. Sie kultiviren keine Pflanzen, haben kein domestizirtes Thier und verstehen kaum mehr als Feuer anzumachen und einen Baumstamm zu einem elenden Canoe auszuhöhlen. Gleichwohl war Darwin „unaufhörlich von den kleinen Charakterzügen überrascht, welche zeigten, wie ähnlich ihre geistigen Eigenschaften den unsrigen waren.“[2]) Ueberdies gehören sie zu demselben Stamme, der auf dem Plateau der Andeskette zu einer beträchtlichen Kultur sich erhoben hat, wesshalb wir anzunehmen genöthigt sind, dass ihre tiefe Stellung nur eine Folge der unendlich traurigen Verhältnisse sei, unter denen sie leben. Dagegen hatten ihre Stammgenossen in Mexiko und Peru zur Zeit der Entdeckung Amerikas eine Stufe der Kultur erstiegen, die unter dem veredelnden Einflusse des Christenthums die schönsten Blüten hätte entfalten können.[3]) Diese betrieben den Ackerbau in rationeller Weise und wussten durch künstliche Bewässerung der Dürre des Landes abzuhelfen; sie bauten grossartige Tempel, deren Ruinen heute noch die Bewunderung der Reisenden erregen, sie verstanden es, ihr Gold und Silber auf das künstlichste zu verarbeiten, so dass selbst die spanischen Goldschmide ihre Ueberlegenheit anerkannten. Sie wussten dem Erze die Härte

[1]) Transactions of the ethnolog. Society. 1861. p. 9. 195.

[2]) Darwin, Abstammung des Menschen. I. S. 28 und 204.

[3]) Prescott, Geschichte der Eroberung von Peru. Leipz. 1848. Bd. I. Derselbe, Geschichte der Eroberung von Mexiko. Bd. II.

des Stahles zu geben und verfertigten Gewebe, denen sie durch Einweben von Kaninchenhaaren und durch Stickereien eine eigenthümliche Schönheit zu verleihen wussten. Dieses sowie ihre Zeitrechnung, ihr Kalenderstein, ihre zahllosen Bücher in Bilderschrift und noch vieles andere beweisen nicht blos ihre Bildungsfähigkeit, sondern auch, dass sie zur Zeit, wo sie mit den Europäern zusammentrafen, bereits einen hohen Grad der Kultur errungen hatten. Statt diese Kultur zu veredeln und weiter zu fördern, haben die Europäer, die sich für christlich und civilisirt hielten, sie niedergetreten und das Volk vernichtet oder doch mit einer Grausamkeit behandelt, welche den Mut desselben für immer brechen und jeden weitern Aufschwung unmöglich machen musste.

Auch die nordamerikanischen Indianer stehen in Bezug auf ihre geistige Befähigung den Weissen nicht nach. „In Rücksicht ihres Verstandes, sagt Paul Jeune, [1]) stehen sie auf einer hohen Stufe. Ich kann die Indianer nur mit einigen unserer Bauern vergleichen, die man ohne Unterricht gelassen, und kenne kaum irgend jemand, der aus Frankreich hieher gekommen wäre und nicht zugäbe, dass sie höhere geistige Fähigkeiten besitzen, als die meisten unserer Bauern.“ Neben einem klaren Verstande besitzen sie eine scharfe Beobachtungsgabe, ein feines Gefühl für Ironie und lernen insbesondere sehr leicht fremde Sprachen. Humboldt sagt von den Indianern am Orinoko, dass sie, wenn sie verschiedenen Stämmen angehören, sich in einer dritten Sprache verständigen. Endlich haben sie ganz vorzügliche Talente für die Beredsamkeit an den Tag gelegt. Wenn man auch Jeffersons Ausspruch, dass die Muster der indianischen Beredsamkeit alle Redner der civilisirten Welt übertreffen, als eine arge Uebertreibung bezeichnen muss, so wird man doch auch zugeben müssen, dass gerade diese Seite einen glänzenden Beweis für ihre natürlichen Anlagen bilde.

Die Indianer stehen allerdings der Kultur und dem Christenthum feindselig gegenüber. Allein wie sollten sie eine Kultur von denen annehmen, von welchen sie fortwährend verfolgt und ausgerottet werden? Wie sollten sie sich für die Religion derer

[1]) Bei Waitz III. 236.

begeistern können, die ihnen nur Hass und Verachtung entgegenbringen, die ihnen alle Laster aber keine einzige Tugend gebracht haben? Was einst ein Javanese den Holländern zugerufen hat, das können mit vollem Recht auch die Indianer den Weissen gegenüber sagen: „Ueberall, wo der Weisse hinkommt, geht Treue, Glauben und Zuverlässigkeit verloren, Anmassung, Trunksucht, Unsittlichkeit, Habsucht, Heuchelei und Gewaltthätigkeit folgen ihm auf dem Fusse nach, um sich überall, wo er sich niederlässt, einzubürgern. Glaubt es, wir sind bessere Menschen als ihr.“[1])

Gleichwohl haben einzelne Indianer das Christenthum und die Civilisation angenommen. Ein glänzendes Beispiel ist der Mohikaner Occum, welcher als christlicher Missionär segensreich gewirkt hat. Wo immer Indianerkinder mit weissen zugleich erzogen und unterrichtet wurden, standen sie den letztern keineswegs nach, sondern haben sie nicht selten überflügelt.[2]) Auch ganze Stämme wie die Cherokee haben sich einem sesshaften, Ackerbau treibenden Leben zugewendet. Ein genialer Sohn dieses Stammes, Sequoyah, hat für die Cherokeesprache sogar ein Alphabet von „wunderbarer Einfachheit und Zweckmässigkeit“ erfunden, was um so mehr Staunen erregen muss, als derselbe keinen höhern Unterricht genossen hatte.[3]) Seitdem wurde bei diesen Indianern die Kunst des Lesens und Schreibens allgemein, Schulen wurden errichtet, Handel und Gewerbe erhoben sich zu einem blühenden Zustande. Gleichwohl haben die Weissen sie aus ihrem Gebiete, das sie in wenigen Jahren aus einer Wildniss zu einem Garten umgeschaffen hatten, verdrängt und über den Mississippi hinüber getrieben und es ist wahrlich nicht ihre Schuld, wenn die so schön aufblühende Kultur dieses Stammes nicht gänzlich zu Grunde gegangen ist. — Schliesslich möge noch das Urtheil eines ausgezeichneten Kenners der nordamerikanischen Indianer

[1]) Bastian, der Mensch in der Geschichte. Leipz. 1860. III. 235.

[2]) Waitz, Anthropologie. III. 240.

[3]) Das von Sequoyah erfundene Silbenalphabet zählt 86 Charaktere, deren Einfachheit von allen Kennern angestaunt wird. Vrgl. Pickering, über die indianischen Sprachen Amerikas; übersetzt von Talvj. Leipz. 1834.

angeführt werden. „Wir müssen, sagt Schoolcraft, die Indianer nach den ausgezeichnetsten Beispielen beurtheilen, die sie von geistiger Kraft und Talent gegeben haben, wie wir dies bei civilisirten Völkern thun. Dass ein vielfach gedrücktes und durch Anstrengungen für seinen Lebensunterhalt aufs Aeusserste gebrachtes Volk überhaupt noch Beispiele von Geistesgrösse und erhabene Gedanken hervorbringt, verdient unsere Bewunderung.“ [1])

Selbst von den Chinesen glaubt Reich, dass sie geistig anders geartet seien, als die Weissen und darum eine eigene „ziemlich scharf getrennte Menschenart“ bilden. „Warum, sagt er, erheben sich die Chinesen nicht über das Chinesenthum zur abendländischen Kultur?“ [2]) Ohne in eine nähere Erörterung dieser Frage einzugehen, bemerken wir nur, dass die Chinesen von jeher als eine reichbegabte, in Bezug auf geistige Anlagen den Europäern keineswegs nachstehende Nation gegolten haben. Ein Schriftsteller, der als „Reformator der Naturlehre der Menschen“ auftritt und mit dreister Stirne behauptet, dass unter tausend Menschen neunhundert neun und neunzig „Dummköpfe und Schöpse“ seien, sollte doch wohl wissen, dass die Chinesen die wichtigsten Erfindungen, auf welche das Abendland stolz ist, schon Jahrhunderte vor demselben gemacht haben; sie entdeckten die Polarität des Magnetes, erfanden das Pulver, die Buchdruckerkunst, das Papier, das Porcellan, bereiteten die schönsten aller Gewebe, die Seide u. a. m. Wenn sie seit Jahrhunderten keine nennenswerthen Fortschritte gemacht haben, so liegt der Grund hievon nicht in einer geistigen Inferiorität, sondern zunächst in ihren socialen und politischen Verhältnissen. Schon ihre Sprache ist geeignet, die geistige Stagnation zu erklären. Diese hat mehr als 80,000 Wörter, von denen jedes einzelne, um es deuten zu können, erlernt werden muss. Kaum ein Menschenalter reicht hin, das zu lernen, was bei uns ein Kind in wenigen Monaten erlernt. Ihre Civilisation ist zwar keine abendländische, aber sie ist eine ächt nationale und ent-

[1]) Schoolcraft, Information. III. 54.

[2]) Reich, Naturlehre des Menschen. S. 433.

hält Elemente, welche selbst der europäischen Kultur nützlich werden könnten.

Wenn die Neger noch keine Rolle in der Geschichte gespielt und auf dem Gebiete des höheren Geisteslebens noch nichts geleistet haben, so ist zu bedenken, dass auch manche Stämme kaukasischer Abkunft in derselben Lage sich befinden, und dass gerade diejenigen, bei denen der kaukasische Typus am reinsten ausgeprägt ist, sehr tief, vielleicht noch tiefer als manche Negerstämme stehen.[1] Der Grund hievon liegt hier wie dort nicht in einer ursprünglichen geistigen Inferiorität, sondern in den socialen und klimatischen Verhältnissen, unter denen sie leben. Wie soll sich eine höhere Kultur in einem Lande entfalten können, wo die von jeher üblichen Sklavenjagden und die ewigen Kriege Eigenthum, Leben und Freiheit fortwährend gefährden, wo überdies ein entnervendes Klima jeder geistigen Thätigkeit feindselig entgegensteht? Uebrigens stehen nicht alle Neger auf derselben niedern Stufe; manche Stämme besitzen ein geordnetes Staatswesen und haben sich eine Civilisation angeeignet, welche zwar von der unsern sehr verschieden ist,

[1]) Der berühmte englische Arzt Holland (Essays. III.) sagt: Wir dürfen die Thatsache nicht übersehen, dass es in England, Irland und Frankreich Distrikte gibt, welche hinsichtlich wirklicher Civilisation kaum höher stehen, als einige Negerstämme von Sudan. Nehmen wir die grossen Städte der Vereinigten Staaten, New-York und Philadelphia, so würde ein Vergleich der freien Negerbevölkerung und der von keltischen Auswanderern bevölkerten Viertel, wir können es dreist sagen, entschieden zu Gunsten der ersteren ausfallen. Man fragt nach Beispielen für ausserordentliche Leistungen in Literatur und Wissenschaft. Wäre diese Forderung auch aus anderen Gründen eine vernünftige, so würden wir in Berücksichtigung der Stellung, in welcher die Neger bisher gelebt haben, derselben dadurch begegnen, dass wir uns nach ähnlichen Beispielen unter den Eingebornen der vierzig Millionen Sklaven erkundigen, welche die ungeheure Ebene des europäischen Russlands bevölkern. Das ist eine zuverlässige Thatsache, dass überall, wo Negergemeinden durch eine Reihe von Generationen hindurch nahe mit europäischen Rassen zusammen lebten, ihre Fähigkeiten und Lebensweise sich geändert und erweitert haben, und dass ihre Leistungen denen der nämlichen socialen Klasse in den meisten civilisirten Ländern ganz nahe kamen.

gleichwohl aber dafür Zeugniss ablegt, dass sie bildungsfähig sind und dem Europäer in Bezug auf geistige Anlagen keineswegs nachstehen. In diesem Sinne haben sich schon ältere Reisende wie Cruickshank, Raffenel und andere ausgesprochen, deren Angaben man bei Waitz [1]) zusammengestellt findet. Indem wir Livingstone, dessen Hoffnungen bezüglich der Civilisation der Neger vielleicht allzu sanguinisch sind, übergehen, sollen hier nur die Ansichten einiger Reisenden aus der neuesten Zeit angeführt werden, deren Glaubwürdigkeit und scharfe Beobachtungsgabe über allen Zweifel erhaben sind. Dr. Man führt viele Thatsachen an, welche beweisen, dass die Natalkaffern civilisirbar seien [2]), während Robins [3]) den Bunustamm, nordwestlich vom Niger, als sehr intelligent und arbeitsam schildert. Magyar [4]) bezeichnet die Kimbundaneger als intellektuell sehr entwickelte Leute. Es sind bei ihnen, sagt er, abgesehen von ihrer industriellen Civilisation, staatliche Institutionen, gesellschaftliche Gliederung und Bedürfnisse höher gesitteter Völker zu finden. Sie sind geistig sehr aufgeweckt, haben ein glückliches Gedächtniss und lernen spielend fremde Sprachen ebenso wie Lesen und Schreiben. Wie Munziger, [5]) so hält auch von der Decken [6]) die ostafrikanischen Schwarzen für vollkommen bildungsfähig und glaubt, dass sie keineswegs auf der niedern Bildungsstufe stehen, welche man bisher für sie gelten liess. Um seine Ansicht zu beweisen, beruft er sich auf die gesellschaftlichen Zustände, die er bei den Wadschagga gefunden hatte. Diese zeichnen sich durch Schönheit und Intelligenz von allen andern Ostafrikanern aus. Ueberall herrscht bei ihnen Viehzucht mit Stallfütterung und ein reger Ackerbau, obwohl die Natur beinahe alles von selbst darbietet. Die Weiber haben das Hauswesen zu besorgen, während den Männern die Bewachung des

[1]) Waitz, II. 222.

[2]) Ausland, 1866. S. 933.

[3]) Journal of the anthropolog. Society. 1866. CXI.

[4]) Ausland. 1860. S. 879.

[5]) Munzinger, ostafrikanische Studien.

[6]) Von der Decken, Reisen in Ostafrika, bearbeitet von Dr. Kersten. 1869.

Landes und die Herstellung der das Land umgebenden Schanzgräben und der Wasserleitungen obliegt. Diese letzteren setzten ihn mehr als alles andere in Verwunderung, weil er in ihnen die Arbeiten eines ebenbürtigen Geistes erkannte. In ähnlicher Weise hat sich Rohlfs über die Neger von Bornu ausgesprochen. Diese sind, sagt er, in jeder Beziehung den Arabern, Berbern und selbst den Türken in der Erzeugung aller Kunstprodukte voraus. Barth stellt die Haussaneger noch über die Neger von Bornu, weil sie ihm geistig geweckter erschienen.

Die Zeugnisse dieser Männer, welche die Neger in ihrem eigentlichen Heimatlande genau kennen gelernt haben, überwiegen sicherlich die luftigen Hypothesen jener, welche entweder die Neger nach eigener Beobachtung gar nicht kennen, oder sie nur nach den Sklaven in Amerika oder nach den Negern an der Westküste Afrikas, welche durch die Europäer gründlich verdorben sind, beurtheilen. Hier gilt, was Baikie [1]) aus Centralafrika schreibt: „Jene, welche den Negern die Bildungsfähigkeit absprechen, würden anderer Meinung werden, könnten sie den König des Landes sehen, aus dem ich schreibe. Könnten sie die Masse von Geschäften sehen, die täglich durch die Hand desselben gehen, die Art und Weise, wie er sein Land regiert, wie er die verschiedenen Rassen seiner Unterthanen behandelt, seine Begriffe von Gerechtigkeit, seine Bekanntschaft mit jedem Detail, sie würden genöthigt werden, anzuerkennen, dass wenigstens ein Afrikaner ein Mann von Verstand sei. Aehnliche Beispiele gibt es viele.“ Auch Waitz führt mehrere Häuptlinge an, welche äusserst intelligent waren und ausgezeichnete Herrschertalente besassen. [2]) Toussaint war ein Neger und doch hatte er einen klaren, durchdringenden Verstand. Wie auf Haiti, so haben auch in Brasilien manche Neger sich zu den höchsten Würden im Staate emporgeschwungen und auch in Nordamerika haben sich schon einzelne eine Stellung errungen, die sie bei der auf ihnen lastenden Verachtung nur ihrem Talente zu verdanken haben. Kidder [3]) bezeichnet die Neger

[1]) Ausland. 1863. S. 584.

[2]) Waitz, Anthropologie. II. 229.

[3]) Dr. Kidder, Brazil and the Brazilians. p. 133.

Brasiliens als bildungsfähig und sagt, dass einige der intelligentesten und besterzogenen Menschen, denen er daselbst begegnete, von afrikanischer Abkunft gewesen seien. Lyell glaubt bezüglich der Neger in Nordamerika, dass viele von denselben Fähigkeiten entwickelt hätten, die denen von manchen der herrschenden Weissen überlegen seien und dass sie unter gleichen Bedingungen und bei sorgfältiger Erziehung ohne Gefahr mit gleichen bürgerlichen Rechten betraut werden können. [1])

Auch in Kunst und Wissenschaft haben einzelne Neger nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Gregoire, [2]) Armstead [3]) und Tiedemann [4]) haben Verzeichnisse von gelehrten Negern zusammen gestellt, von denen hier nur Bannaker hervorgehoben werden soll. Dieser hatte von seinen in Afrika gebornen Eltern ein Gütchen in Maryland geerbt und lernte, schon nahe dem Mannesalter, in einer Dorfschule Lesen, Schreiben und etwas Arithmetik. Er bebaute selbst sein Gütchen, widmete aber jede freie Stunde dem Studium der Astronomie. So wurde er ohne Lehrer, nur von einigen Büchern und Instrumenten unterstützt, ein geachteter Astronom, und

[1]) Lyell, zweite Reise nach den Vereinigten Staaten. 1851. I. 123.

[2]) Gregoire, die Neger, ein Beitrag zur Staats- und Menschenkunde, aus dem Französischen. Berlin. 1869.

[3]) Armstead, A tribute for the Negro. Manchester. 1848.

[4]) Tiedemann (das Hirn des Negers 1837. S. 79) führt folgende gelehrte Neger an: Eliza Capitein wurde 1742 Doktor der Theologie zu Leiden und war ein ausgezeichneter Kanzelredner. W. Amo studierte zu Halle, wurde 1734 Doktor, verstand die deutsche, lateinische, griechische und hebräische Sprache, wurde selbst Professor und verfasste mehrere Schriften. Don Juan Latino war Philolog und vorzüglicher Lehrer der lateinischen Sprache an der Universität Sevilla. Als Mathematiker, Physiker und Aerzte haben sich mehrere ausgezeichnet; so Th. Fuller, der als Sklave nach Virginien kam und ein vorzüglicher Mathematiker wurde; J. Derham, ehemaliger Sklave in Philadelphia, der sich zu einem ausgezeichneten Arzte in New-Orleans heranbildete, so dass selbst der berühmte Dr. Rusch mit der grössten Achtung von ihm sprach. F. Williams schrieb gute lateinische Gedichte, während Phillis Wheatly: „Poems on various subjects“ herausgab. Der Neger Higiemondo war Maler und Sandrat erwähnt ihn sehr rühmlich.

gab von 1792 bis 1802 astronomische Almanache heraus. „Er ist der genialste wissenschaftliche Genius, den die Südstaaten hervorgebracht haben,“ und liefert einen Beweis dafür, dass in dem Neger Anlagen schlummern, die, wenn sie geweckt und gepflegt werden, denen der Weissen nicht nachstehen.[1]) In neuerer Zeit hat sich Jra Aldridge[2]) als einen nicht unbedeutenden Schauspieler bewiesen, während der Kaffer Tyo Soga,[3]) welcher in England seine Studien gemacht hatte, ein ausgezeichneter Kanzelredner in englischer Sprache geworden ist. Ebenso hat sich der Negerbischof Dr. Crowther[4]) zu einem ausgezeichneten Theologen empor gearbeitet und sowohl hiedurch als auch durch Herausgabe der Grammatik seiner Muttersprache den Beweis geliefert, wie sehr die intellektuellen Eigenschaften der Neger einer Ausbildung im Sinne der Civilisation fähig seien. Selbst ein Hottentotte, Andreas Stoffles, hat die europäische Civilisation vollständig angenommen. Er war ein eifriger Christ und reiste nach England wo er für seine misshandelten Landsleute vor einer Parlamentskommission einen Vortrag hielt, der grossen Eindruck machte. Er sprach und schrieb englisch und holländisch wie seine Muttersprache und redete ausserdem die Dialekte Südafrika's; nach Kenntnissen und Benehmen glich er einem gebildeten Europäer.[5])

[1]) Jefferson, damals Staatssekretär unter Washington, schrieb an Bannaker: „Niemand ist glücklicher als ich, auf eine so augenscheinliche Weise, wie sie es thun, den Beweis führen zu sehen, dass die Natur unseren schwarzen Brüdern Talente gegeben hat, die gleich sind denen der Menschen anderer Farbe und dass, wenn sie derselben beraubt scheinen, man dies dem entwürdigten Leben zuschreiben muss, das sie sowohl in Afrika als in Amerika führen.“ Ausland. 1863. S. 759.

[2]) Burmeister (geologische Bilder. II. 140) sagt: „Man würde sich sehr täuschen, wenn man eine so seltene Fähigkeit wie die des Jra Aldridge für ein Gemeingut der Rasse halten wollte,“ gleich als ob dieselbe Gemeingut der kaukasischen Rasse oder auch nur der wirklichen Schauspieler wäre.

[3]) Ausland. 1863. S. 1044.

[4]) Ausland. 1868. S. 593.

[5]) Perty, Ethnographie. S. 35.

Noch sei hier an den Neger Daolu Bukere[1]) erinnert, welcher für die Veisprache ein phonetisches Silbenalphabet von 200 Charakteren erfunden hat, was jedenfalls nicht gewöhnliche Geistesgaben voraussetzt. Diese Beispiele, denen man noch viele anreihen könnte, zeigen wohl hinreichend, dass wenigstens einzelne Individuen einen höhern Grad der geistigen Kultur erlangen können. Hiedurch ist aber der Behauptung, dass die Neger in Folge ihrer niedern Organisation der Civilisation unzugänglich seien, die Spitze vollständig abgebrochen. Denn wenn einzelne von ihnen eine höhere Kultur erlangen können und auch wirklich erlangt haben, dann kann die geistige Inferiorität keine rassenhafte oder spezifische, durch die Organisation bedingte sein; wäre sie dies, dann könnte auch kein einzelner zu einer Kulturstufe sich erheben, die, wie man sagt, ein Prärogativ der Weissen ist. Allerdings haben nicht viele eine höher Kultur sich angeeignet. Man wird dies jedoch leicht erklärlich finden, wenn man einerseits im Auge behält, dass auch in Europa verhältnissmässig nur wenige eine höhere Geistesbildung sich aneignen und anderseits bedenkt, welche ungeheuren Schwierigkeiten in dieser Beziehung dem Neger entgegenstanden. So hatte vor mehreren Jahren ein farbiger Mediziner ein anerkannt ausgezeichnetes Examen gemacht; aber man verweigerte ihm das wohlverdiente Doktordiplom — weil er ein Schwarzer war.[2]) In den Südstaaten war es sogar strenge verboten, die Neger im Lesen und Schreiben zu unterrichten; gleichwohl gab es viele, die beides heimlich gelernt hatten. Denn fast alle Neger wünschen unterrichtet zu werden, sagt Lyell,[3]) wesshalb sie auch eifrigst bestrebt sind, überall, wo es angeht, Schulen anzulegen.[4])

[1]) Pott, Ungleichheit der Rassen. S. 158.

[2]) Gloss, Wie viel entdeckte die neuere Naturwissenschaft. Braunschweig. 1859. S. 172.

[3]) Lyell, zweite Reise. I. 346.

[4]) Lyell, zweite Reise. I S. 346. So ist die Hermansburger Mission bei den Betschuanen im südöstlichen Afrika besonders bemüht, Schulen zu errichten, von denen einzelne von 100 Kindern, ja sogar von alten Häuptlingen besucht werden, die das Lesen lernen. Ausland. 1865. S. 216.

Will man auch auf Bory's Behauptung, dass 9 Europäer unter 10 keine höhere Begabung hätten als die Hottentotten, kein Gewicht legen, so wird man den Negern nach dem übereinstimmenden Urtheile der Reisenden ein vorzügliches Gedächtniss,[1]) eine lebhafte Phantasie, ein ausgezeichnetes Nachahmungsvermögen und ein grosses Talent für Erlernung der Sprachen nicht absprechen können. Schon Kolb kannte viele Hottentotten, welche mehrere europäische Sprachen vollkommen redeten. An allen besuchten Küsten Afrika's gibt es Leute, welche englisch sprechen. Auf St. Thomas in Westindien gibt es wenige Neger, welche nicht drei oder mehr Sprachen reden,[2]) wie auch in Nordamerika viele gefunden werden, welche englisch, deutsch und holländisch sprechen.[3])

Wie leicht die Neger fremde Sprachen erlernen, zeigen folgende Beispiele. Baikie hatte ein neunjähriges Mädchen von einem sehr rohen Stamme aus den Händen der Sklavenhändler gerettet, welches, obwohl es nur sehr wenig versprach, binnen neun Monaten zwei schwierige Sprachen vollkommen erlernte.[4]) Robins erwähnt einen Negerknaben aus dem Bunustamme, der drei Negersprachen fliessend gesprochen und in kurzer Zeit sich auch die englische vollständig angeeignet hat. Ein merkwürdiges Sprachentalent hatte der Negerschmid Ellis[5]) in Alabama, welcher neben dem Betrieb seines Handwerkes durch sich selbst die lateinische, griechische und hebräische Sprache erlernte. Die Kenntniss fremder, zumal aber der alten Sprachen, wird sonst als ein Zeichen geistiger Begabung angesehen; sollte sie bei dem Neger das Gegentheil, nämlich seine Uncivilisirbarkeit und geistige Inferiorität bedeuten?

Mag es auch wahr sein, was Burmeister[6]) sagt, dass die Neger die eigentlich producirenden Kräfte des Geistes in untergeordnetem Grade besitzen und für das abstrakte Denken wenig

[1]) Waitz. II. 234.

[2]) Weddel, Vogag. dans le Nord de la Boliv. 1853. p. 5.

[3]) Bachman, the doctrine etc. p. 214.

[4]) Journal of the anthrop. S. 1866. p. CXI.

[5]) Lyell, zweite Reise. II. 80.

[6]) Burmeister, geologische Bilder. II. 138.

Anlage haben, so ist dies auch bei der grossen Mehrzahl der Europäer der Fall. Dagegen besitzen die Neger eine grosse Gewandtheit im Handel [1]) und selbst im diplomatischen Verkehr und haben eine ausgezeichnete Anlage zu technischen Arbeiten und Fertigkeiten. „Ihr Geschick in Ausübung mechanischer Künste, sagt Lyell, kann jeden Menschenfreund beruhigen, der Besorgnisse in Bezug auf die Fähigkeit der Rasse zum Fortschritt hat.“ [2])

Insbesondere wird die schnelle Auffassungsgabe und Lernbegierde der Negerkinder von allen gerühmt, welche dieselben genauer zu beobachten Gelegenheit hatten. Cruickshank,[3]) der achtzehn Jahre lang unter den Negern auf der Goldküste gelebt hatte, sagt von den Negerkindern, dass sie in Bezug auf Fortschritte den Vergleich mit den englischen Kindern recht wohl aushalten können.[4]) Smarda bezeugt, dass in den Missionsschulen der mährischen Brüder auf dem Cap Neger- und Hottentottenknaben sehr bedeutende Fortschritte machen. Armstead erwähnt einen Schullehrer von Jamaica, der mehrere Hunderte von Kindern zu unterrichten hatte und nach einer Praxis von fünfunddreissig Jahren sich dahin ausgesprochen hat, dass in Begabung und Betragen die schwarzen und farbigen Kinder den weissen durchaus nicht nachständen.[5]) Nach H. Smith ist es nicht selten, dass die Negerkinder die weissen überflügeln. Nicht die natürlichen Anlagen, sondern Unterricht und Er-

[1]) Waitz. II. 226.

[2]) Mungo Park sagt: But perhaps their ingenuity is most conspicuously displayed in working their native gold; for they not only are well acquainted with the preparation and use of alkaline salt to assist in liquefying the metal but, in the ornaments they make from it, such as bracelets, necklaces and eardrops to adorn their females, they display a variety of taste and an elegance of fancy which would excite admiration even among the best artists of Europe. — Auch Burmeister bezeugt, dass die Neger als Handwerker, Baumeister etc. ungewöhnliche Talente entwickeln. Geolog. Bilder. II. 142. — Colonial born Negroes are often ingenious handicrafts. H. Smith Nat. Hist. p. 194.

[3]) Cruickshank, eighteen years on the gold coast.

[4]) Smarda, Reise um die Welt. II. 59.

[5]) Waitz. II. 235.

ziehung, sagt Winterbottom,[1]) begründen den ganzen Unterschied zwischen Weissen und Schwarzen, und Humboldt[2]) hat Recht, wenn er sagt: „Es gibt bildsamere, höher gebildete, durch die Kultur veredelte, aber keine edleren Stämme."

Mit der Ansicht, dass die Neger in Folge ihrer geistigen Inferiorität der Civilisation unzugänglich seien, hängt auch der Vorwurf zusammen, dass sie von Natur aus träge seien und durch ihre ganze Organisation zum Müssiggange bestimmt würden. Wäre diese Ansicht auch gegründet, so fände sie ihre volle Erklärung wohl schon in den socialen und klimatischen Verhältnissen, unter denen sie leben. Die glühende Hitze erschlafft und entnervt den Körper und macht eine anstrengende Thätigkeit geradezu unmöglich. „In den Tropen, sagt Smarda, arbeitet Niemand zum Vergnügen, warum sollte es der bedürfnisslose Eingeborne thun."[3]) Auch die Italiener lieben das Dolce far niente bis zur Uebertreibung und man braucht nur an die Lazzaroni Neapels zu erinnern, um zu begreifen, wie das „träumerische, sorgenlose Nichtsthun der Hauptgenuss des Daseins werden kann." Selbst Engländer und Holländer versinken in Indien in Unthätigkeit und Ueppigkeit, und die Indolenz der Kreolen in Südamerika ist zu bekannt, als dass es nöthig wäre, daran zu erinnern. „Denn das ist, sagt Werne, der Fluch des Südens, dass sich dort der Charakter des Europäers alterirt, dass sich schlummernde Leidenschaften in gefährlicher Weise entwickeln und die Thätigkeit und Energie des Willens sich abstumpfen."

In den Tropen hat ferner die Vorsehung für die wirklichen Lebensbedürfnisse in einer Weise gesorgt, dass die Arbeit fast unnöthig wird. „Der Hunger ist, sagt der geistreiche Lewes,[4]) das wahre Lebensfeuer, von dem alle Anregung zur Arbeit und

[1]) Fr om what J have seen it is my solemn and unbiased opinion, that education alone constitutes the whole difference between the European and the African. Winterbottom, An account of the native Africans in the Neighbourhood of Sierra Leone. Lond. 1838.

[2]) Humboldt, Kosmos. I. 385.

[3]) Smarda, Reise um die Welt. II. 31.

[4]) Lewes, die Physiologie des täglichen Lebens. I. 2.

Thätigkeit ausgeht, und wir mögen hinblicken, wohin wir wollen, wir finden in ihm die bewegende Kraft, welche die unermessliche Kette menschlichen Treibens und Schaffens in Thätigkeit und Bewegung setzt. Lasst Nahrung in Ueberfluss vorhanden sein und leicht zu erringen, und die Civilisation wird unmöglich werden.“ Endlich ist die Regelmässigkeit und Energie der Arbeit auch davon abhängig, dass sie, wie Buckle sagt, entsprechend bezahlt wird. Auch der Irländer ist träge, nicht weil er Kelte ist, sondern weil seine Arbeit ebenso wenig gesucht und belohnt wird, wie die des Negers in seinem Vaterlande.

Trotz alledem sind die Neger in ihrem Heimatlande nicht träge und indolent, wie die glaubwürdigsten Reisenden einstimmig versichern. „In Ovambo, [1]) sagt Andersen, geht Niemand müssig, am allerwenigsten die Frauen. Die Arbeit beginnt mit Sonnenaufgang und endet erst mit dem Niedergange derselben.“ Mungo Park [2]) versichert, dass man die Neger und insbesondere die Mandingo mit Unrecht für träge halte. Ganz ähnlich haben sich Campbell, [3]) von der Decken und andere ausgesprochen. Cruickshank, [4]) welcher durch Jahre langen Aufenthalt auf der

[1]) Andersen, Reise in Südwestafrika. I. 210.

[2]) The Negoes in general and the Mandingos in particular are considered by the whites of the coast as an indolent and inactive people, J think without reason. The nature of the climate is indeed unfavorable to great exertion; but surely a people cannot justly be denominated habitually indolent, whose wants are supplied not by the spontaneous production of nature, but by their own exertions; few people work harder when occasion requires than the Mandingos.

[3]) There is certainly no more industrious people any where, and J challenge all the world besides to produce a people more so, or capable of as much indurance. Those who believe among other foolish things, that the Negro is accustomed lazily to spend his time basking in the sunshine like black snakes or alligators should go and see the people they malign. There are, doubtless, among them as among every other race, not excepting the Anglo-American, indolent people, but this says nothing more angainst the one than the other. Labour is cheap, but is rising in value from increased demand for it. R Campbell, a pilgrimage in my motherland. London, 1865. p. 143.

[4]) Cruickshank, ein achtjähriger Aufenthalt auf der Goldküste Afrikas. Leipz. S. 182.

Goldküste die Neger genau kennen gelernt hatte, versichert, dass wohl die Neger an den Küsten in Folge der verderblichen Einflüsse von den entarteten Weissen träge seien, nicht aber die im Innern des Landes. Es lässt sich dies auch gar nicht anders erwarten und muss als eine nothwendige Folge des Sklavenhandels angesehen werden. Die Unsicherheit der Person und des Eigenthums, die stete Gefahr, von den Sklavenjägern ergriffen und in eine ewige Sklaverei geschleppt zu werden, musste nothwendig alle Thätigkeit lähmen und den Menschen in eine todtbringende Erstarrung versetzen, aus der er nur schwer mehr zu erwecken ist.[1]) Die Weissen haben den Neger verdorben, sie haben ihm alle die Laster gebracht, welche man ihm jetzt zum Vorwurfe macht.[2]) Das ganz gleiche Verhältniss

[1]) The slave trade is the obvious cause of indolence on the coast of Africa. How can it be expected, that men should addict themselves to the arts of agriculture and commerce, whilst the labourers in both are themselves the greatest article of trade and form the chief exports of teh country? What adequate motive can be found for toiling to improve their domestic comforts or their possessions by men, who are in constant danger of being hurried into perpetual exile? — There is reason to conclude, that the indolence and barbarism of the Africans universally deminish, as you reed from the coast towards the centre: or in other words, as their distance from the immediate sphere of the European commerce is increased. — Report of the Committee of the African Institution 1807. pag. 24.

[2]) Es überfällt uns ein wahres Grauen, wenn wir sehen, wie die Nationen Europas gleich Blutegeln sich an Afrika hingen und sein Lebensmark aussogen. Unsere sündhafte und habgierige Politik entfesselte alle schlimmsten Leidenschaften des Herzens und liess die zügelloseste Verderbtheit alle Schranken durchbrechen, bis dass selbst der letzte Schimmer der Menschheit erloschen zu sein schien und nichts mehr übrig war, als das unbändige Wüthen wilder Thiere und rasender Teufel. Cruickshank, S. 17. — Nur die Neger der Küstenländer sind schlecht. Die Einführung des Branntweins durch die Europäer (1841 wurden an die Westküste von Afrika 101,424 Galonen Branntwein durch die Engländer eingeführt. Journal of the anthrop. Society 1865), die grösste Sittenlosigkeit, unerhörte Ausschweifungen, Betrügereien und Grausamkeiten aller Art, Raubsucht und Treulosigkeit, welche die Sklavenhändler seit mehr als drei Jahrhunderten an

fand statt bei den Indianern und Catlin gibt einen sehr interessanten, für die Europäer aber keineswegs ehrenvollen Vergleich der Eigenschaften der Rothhäute, wie sie im wilden Zustande waren und wie sie durch die Europäer geworden sind.[1])

Aussterben der Naturvölker.

Manche Schriftsteller haben in dem Umstande, dass die Naturvölker in Amerika und auf den Inseln der Südsee sich fortwährend vermindern und theilweise ihrem völligen Aussterben entgegen gehen, eine Begründung der Ansicht finden wollen, dass diese Stämme mangelhaft organisirt seien und eben desshalb beim Zusammentreffen mit den höher organisirten Weissen ebenso naturnothwendig zu Grunde gehen müssten, wie die niedere Vegetation, die das dem Meer entstiegene Land zuerst in Besitz nimmt, später einer höher ausgebildeten kräftigen Pflanzenwelt Platz machen muss. Denn die Menschenrassen, sagt Darwin,[2]) scheinen auf dieselbe Art auf einander zu wirken, wie verschiedene Thierarten, von denen die schwächere von der stärkeren vertilgt wird. Diese Behauptung schliesst als nothwendige Folge die Annahme in sich, dass es höhere und niedere, also verschiedene Menschenspezies gebe. Es ist nun allerdings eine nicht zu leugnende Thatsache, dass die meisten Naturvölker sehr rasch abnehmen, manche sogar mit reissender Schnelligkeit ihrem völligen Er-

den unglücklichen Küstenbewohnern begingen, haben diese Neger zur Trägheit, Völlerei, Lüderlichkeit, Verschlagenheit, Betrug und Diebstahl verleitet. Tiedemann, das Hirn des Negers. S. 66. Dumont d'Urville (Reise I. 591) sagt von den Polynesiern: Durch die Europäer haben sie ihre Fähigkeiten verloren und dagegen die Laster ihrer Gäste erhalten. II. 47: Durch europäische Taugenichtse sind diese schönen Inseln (Samoa-Inseln) vergiftet worden.

[1]) Catlin, die Indianer Nordamerikas, übersetzt von Berghaus. S. 353.

[2]) Darwin, Reise II. 213.

löschen entgegen gehen. Nordamerika hatte zur Zeit seiner Entdeckung etwa 13 Millionen Einwohner, jetzt sind deren kaum 2 Millionen vorhanden. In den vereinigten Staaten Nordamerika's zählte man im Jahre 1851 im Ganzen 388,229 Indianer, im Jahre 1858 waren sie auf 314,622 zusammengeschmolzen, was eine jährliche Abnahme von 10,000 ausmacht.[1]) Auf Neuseeland beträgt die Abnahme der Bevölkerung jährlich etwa 20% und man hat berechnet, dass im Jahre 2000 die Maori vollständig ausgestorben sein dürften.[2]) Nach Petermanns Mittheilungen von 1856 sind die Urbewohner Australiens auf wenige Tausende herabgesunken, während von den Vandiemesländern schon 1846 der letzte verschwunden ist.

Auf den Sandwichsinseln betrug 1832 die Gesammtbevölkerung 130,313, im Jahr 1853 dagegen nur mehr 71,019. Bligh berechnete die Gesammtbevölkerung von Tahiti auf 100,000, während sie Waldgrave 1830 nur auf etwa 5000 schätzte.[3]) Aehnliche Verhältnisse finden auch anderwärts statt, die, wenn keine Aenderung eintritt, den allmäligen Untergang dieser Stämme nothwendig herbeiführen müssen. Um diese Erscheinung zu erklären, braucht man übrigens diesen Völkern weder die Lebensfähigkeit abzusprechen noch auch zu der Annahme seine Zuflucht zu nehmen, dass „die Weissen durch ihren blossen Contakt schon einen verderblichen Einfluss auf die Naturvölker ausüben, dass sogar die Ausdünstung des Europäers wie Gift auf die untergeordneten Rassen einwirke.“[4]) Die Ursachen, welche den Untergang der Naturvölker zur Folge haben, liegen so offen vor, dass sie nur bei absichtlichem Verschliessen der Augen übersehen werden können; wenn man sie aber gleichwohl ignorirt oder sie doch für unzureichend erklärt, so geschieht dies wohl nur desshalb, um die Gräuel, deren sich die Europäer gegen sie schuldig gemacht, zu ver-

[1]) Schoolcraft historical and statistical Information. I.

[2]) Hochstetter. Neuseeland. S. 466.

[3]) Journal of the Royal geograph. Society. III. p. 180.

[4]) A. A. Zeitung v. 30. Jan. 1841. Aehnlich meint auch Pöppig (Reise am Amazonenstrom. 386), der Wilde sterbe wie von einem giftigen Hauche berührt, weil er von der Natur dem Untergang geweiht sei; er trage den Keim des Todes in sich, weil er mangelhafter organisirt sei.

schleiern oder doch wenigstens in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Es ist nicht nothwendig, alle hieher gehörigen Punkte ausführlich zu besprechen, da schon wenige Andeutungen genügen zur Bestätigung der Thatsache, dass die Europäer überall, wo sie sich dauernd niedergelassen, Noth und Elend, Tod und Verderben über die Naturvölker gebracht haben.

Zuerst tritt uns hier die Thatsache entgegen, dass Jäger- und Nomadenvölker den Ackerbau treibenden gegenüber sich nicht halten können, sondern langsamer oder schneller zu Grunde gehen müssen, wenn sie ihre Lebensweise nicht ändern wollen. Denn diese Menschen brauchen, wie die Raubthiere, ein hundertmal grösseres Gebiet für ihren Unterhalt, als Menschen und Thiere von friedlicher Gewohnheit nöthig haben.[1]), Dies liegt ganz in der Natur der Sache und ein Indianer hat es sehr bezeichnend auseinander gesetzt: „Siehst du nicht sagte er, dass die Weissen von Körnern leben, wir aber vom Fleisch? Dass dieses Fleisch mehr als 12 Monde braucht, um heranzuwachsen und oft selten ist? Dass jedes jener wundervollen Körner, welches sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundert zurück gibt? Dass das Fleisch, von welchem wir leben, vier Beine zum fortlaufen hat, wir aber deren nur zwei, es zu erhaschen, die Körner aber da, wo sie die Weissen hinstreuen, bleiben und wachsen? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also jedem, der mich hören will: Bevor die Cedern unseres Dorfes vor Alter werden abgestorben sein und die Ahornbäume aufhören, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kernsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschliessen, auch zu säen.“[2]) Ist schon der Umstand, dass Jägervölker im Kampfe ums Dasein den Ackerbau treibenden naturnothwendig unterliegen müssen, von der grössten Bedeutung in der vorliegenden Frage, so gibt es doch noch viele andere Punkte, welche noch ungleich schwerer wiegen, aber auch ein ganz eigenthümliches Schlaglicht auf die Civilisation werfen, mit der sich die Europäer so gerne

[1]) Carey, Sozialwissenschaft. III. 390.

[2]) J. G. Müller, Amerikanische Urreligion. S. 41.

brüsten. Da man in den Naturvölkern kaum mehr als wilde Thiere erblickte, so glaubte man sich ihnen gegenüber alles erlauben zu dürfen. Kein Eid war so heilig, dass er nicht gebrochen, kein Vertrag so fest, dass er nicht aufgelöst, kein Gefühl so ehrwürdig, dass es nicht in der schamlosesten Weise verletzt, keine Grausamkeit so gross, dass sie nicht begangen worden wäre. [1]) Hier zeigt sich in der auffälligsten Weise die praktische Seite des Glaubens, dass die sogenannten Wilden nur eine untergeordnete, von den Weissen verschiedene Spezies bilden.

In erster Linie kommt hier in Betracht, dass man die Naturvölker mit schreiender Ungerechtigkeit um ihr Land betrogen hat. [2]) Zuerst mussten sie ihre Ansiedlungen an den

[1]) Die Besitznahme oder sogenannte Colonisation Neuseelands ist eine Geschichte unüberbotener Niederträchtigkeit und der scheusslichsten Infamien, deren sich die christlichen Engländer schuldig gemacht haben. Nie ist das gemeinste Räubersystem unter dem Deckmantel der Civilisation so schmachvoll und banditenmässig offen und frech zur Schau getragen worden, wie von den Briten auf Neuseeland. Niemals hat sich ein Volk schamloser benommen. Globus, Bd. VII. S. 150. Dasselbe kann man auch bezüglich der übrigen Naturvölker sagen.

[2]) So mussten die Creeks innerhalb 40 Jahren mehr als 28 Millionen Morgen abtreten; der Rest ihrer Ländereien wurde ihnen bei jedem Vertrag feierlich garantirt. Schliesslich wurden sie durch ein organisirtes Heer unter General Jackson, dem nachmaligen Präsidenten der vereinigten Staaten fast bis zum letzten Mann umgebracht. Featherstonough, Excursion through the Slave-States. Lond. 1844. Die Osagen mussten nach De Tocqueville (De la Democratie en Amer. III. 123) 29 Millionen Morgen für ein Jahrgeld von 1000 Dollars abtreten. Noch ärger verfuhr man mit den Eingebornen von Neuseeland, wo selbst Missionäre der engl. Hochkirche um eine Kleinigkeit Ländereien erstanden, die grösser waren als manches Fürstenthum. Ein Dr. Morison kaufte 13,000 Morgen für 48 Aexte. Shepherd kaufte eine Strecke vorzüglichen Landes, 4 — 5 Meilen lang, worauf schon das Bauholz eine halbe Million Sterling werth war, für zwei buntgewürfelte Leinwandhemden und einen eisernen Topf. Lang, New-Zealand in 1839. Smarda (Reise II. 225) berichtet, dass 25 Missionäre 300,000 Morgen als Eigenthum beansprucht haben. Andere Beispiele der Art findet man bei Marshall, Geschichte der christl. Missionen, Bd. II.

Meeresküsten verlassen, dann in dem Masse immer weiter in das Innere des Landes wandern, in welchem sich die weissen Ansiedler vermehrten. Selbst die Cherokee, deren aufblühende Kultur zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, mussten über den Mississippi zurück und die von ihnen kultivirte Gegend den weissen Ansiedlern überlassen. Der Cherokeehäuptling Bunteschlange hat sich hierüber in so charakteristischer Weise ausgesprochen, dass wir nicht umhin können, seine Worte hier anzuführen: „Als der weisse Mann sich gewärmt hatte an dem Feuer des Indianers und sich gesättiget an seinem Maisbrode, da wurde er sehr gross, er reichte über die Berggipfel hinweg und seine Füsse bedeckten die Ebenen und Thäler, seine Hände streckte er aus bis zum Meere im Osten und Westen. Da wurde er unser grosser Vater. Er liebte seine rothen Kinder, aber sprach zu ihnen: Ihr müsst ein wenig aus dem Wege gehen, damit ich nicht von ungefähr auf euch trete. Mit dem einen Fuss stiess er den rothen Mann über den Okonnee und mit dem andern trat er die Gräber seiner Väter nieder. Aber unser grosser Vater liebte doch seine Kinder und änderte bald seine Sprache gegen sie. Er sprach viel, aber der Sinn von allem war nur: geht ein wenig aus dem Weg, ihr seid mir zu nahe. Ich habe viele Reden von unserm grossen Vater gehört, aber alle begannen und endeten eben so." So von einem Orte zum andern getrieben, ohne Vaterland, ohne Heimat, mussten diese Stämme naturnothwendig dahinsiechen; denn ein Baum, der immer versetzt wird, sagte ein Indianer, muss zu Grunde gehen. Zuletzt in ungesunde und wildarme Gegenden zurückgedrängt, mussten sie von Mangel und Noth ebenso aufgerieben werden wie die Lappen und Eskimo am Cap Melville. Ganz ähnlich ist es bei den Australiern.[1]) „Man hat, sagt ein englischer Schriftsteller, von der frühern Heimat der Naturvölker Besitz ergriffen, ihre Jagdgründe und Fischereien zerstört und sie von allen jenen Subsistenzmitteln abgeschnitten, welche eine

[1]) Ein Australier sagte zu einem Europäer: Ihr sollt uns Schwarzen Milch, Kühe und Schafe geben, denn ihr seid gekommen und habt die Opossums und Känguruhs vertilgt. Wir haben nichts mehr zu essen und sind hungrig. Waitz. I. 183.

gütige Vorsehung für ihren Unterhalt geschaffen hat, und ihnen so die Möglichkeit ihrer Existenz genommen. Aber nicht zufrieden damit, sprechen ihnen diese Menschen sogar das Recht ab, das wir den Verbrechern und Armen zugestehen — das Recht zu arbeiten und zu existiren." Wenn sie durch Hunger und Elend getrieben, sich in das Bereich der weissen Ansiedler wagen oder sich gar an dem Eigenthum derselben vergreifen, dann werden sie wie wilde Thiere gejagt und schonungslos niedergemacht. So hatten Indianer in Californien 1860, durch thatsächlichen Hunger zur Verzweiflung getrieben, einen Ochsen gestohlen. Sogleich wurde eine Schaar Bewaffneter aufgeboten, welche unter dem Schutze der Nacht 400 schlafende unbewaffnete Indianer, Männer, Frauen und Kinder kalten Blutes ermordeten.[1]) In Texas hatte ein Indianer vom Stamme der Charankowa bei irgend einer Gelegenheit eine weisse Frau getödtet. Um ihren Tod zu rächen, hatte ihr Gemahl nicht blos den Häuptling getödtet, sondern mit Hilfe der Ansiedler den ganzen Stamm, Männer, Weiber und Kinder hingeschlachtet. Nur drei entkamen und der letzte der Charankowa wurde vor nicht langer Zeit noch als Bettler in den Strassen von Matagorda gesehen.[2]) Aehnliche Barbareien wurden zu allen Zeiten von den Ansiedlern verübt. Wilberforce[3]) hat berechnet, dass auf diese Weise in Massachusetts-Bay und Connecticut allein über 180,000 der Ureingebornen hingeschlachtet wurden. Ja sogar mit Wissen und Willen der Obrigkeit wurden durch organisirte Truppen ganze Stämme vernichtet mit einer Grausamkeit, die zu erzählen die Feder sich sträubt. Wie in Nordamerika die Ansiedler keine Schonung gegen die Eingebornen kannten, so auch in den südlichen Staaten und in Australien. In Queensland wurden Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied niedergeschossen und diese Schlächtereien waren oft von Grausamkeiten begleitet, die fast unglaublich lauten. Ja es war dort sogar Sitte, dass nach dem Dinner die Männer

[1]) Times vom 15. Maerz 1860.

[2]) Popular Magazin of Anthrop. 1866. p. 12.

[3]) Wilberforce, history of the Protestant Episcopal church in America.

in Begleitung einiger Deportirten mit ihren Büchsen und Hunden in die Wälder gingen und zum Vergnügen Jagd auf die Wilden machten,[1]) wie dies auch die Portugiesen in Südamerika mit ihren wohldressirten Bluthunden thaten und es noch thun.[2]) In Nordamerika gab es Jäger, welche jeden erlegten Indianer scalpirten; erhielten sie ja für jeden eingelieferten Skalp von Cornwallis 10 Guineen, von den Puritanern noch viel mehr.[3]) Um schneller mit den Wilden aufzuräumen, hat man sogar zu Mitteln gegriffen, wie sie nur die raffinirteste Grausamkeit ersinnen kann. „Es ist eine Thatsache, sagt Julius Froebel, dass die angelsächsischen Ansiedler versucht haben, ganze Stämme der Indianer zu vergiften, und ich habe selbst öfters die Frage erörtern hören, wie dies am leichtesten bewirkt werden könnte.“[4]) Ja man durfte sogar der Regierung der Vereinigten Staaten ein förmliches Projekt zur Vertilgung der Indianer übergeben.[5]) Thatsache ist es jedoch, dass die Nordamerikaner in Utah die Brunnen vergiftet haben, bei denen sich die Rothhäute aufzuhalten pflegten. Die Portugiesen legten Kleider von Personen, welche an den Blattern oder am Scharlach gestorben waren, in den Wäldern nieder, damit die Wilden sich dieselben aneignen und so die Krankheit verbreiten sollten. Noch im Jahre 1830 haben die Weissen absichtlich das Blatterngift unter den Pani verbreitet, die dann auch zu Tausenden dahinstarben.[6]) „Das ist die Civilisation, die wie ein Gifthauch auf die Wilden wirkt.“

Wie eine schmutzige Krämerpolitik, die unbekümmert um das Wohl und Wehe fremder Nationen nur den eigenen Vortheil im Auge behält, den Völkern Asiens das Opium mit all seinen verderblichen Folgen aufgezwungen hat, so hat sie den Stämmen Amerikas und der Südseeinseln den Branntwein ge-

[1]) Popular Magazin of Anthrop. 1866.

[2]) Tschudi, Reisen durch Südamerika. II. 261.

[3]) Howitt Colonization and Christianity. p. 317 Marshall, Geschichte der christl. Missionen. III. 326.

[4]) J· Froebel, sieben Jahre in Centralamerika.

[5]) Waitz I. 259.

[6]) Ausland. 1867. S. 1186.

bracht, der unter diesen Kindern der Natur die furchtbarsten Verheerungen angerichtet hat und noch fortwährend an ihrem innersten Lebensmarke zehrt. Die Indianer selbst verkannten dies keineswegs und ein Abgesandter von ihnen sagte zu dem Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten in öffentlicher Versammlung: „Als unsere weissen Brüder zuerst in unser Land kamen, waren unsere Vorfahren zahlreich und glücklich, allein seit der Einfuhr des verderblichen Branntweingiftes sind wir an Zahl gering, arm und unglücklich geworden.“ [1]) Mit dem Elend, das der Branntwein angerichtet hat, verbanden sich eine Schaar von Lastern und Krankheiten, die vordem ganz unbekannt gewesen. Auf Tahiti, den Sandwichsinseln und anderwärts sind die Weiber in Folge der Trunksucht grossentheils Prostituirte geworden und sterben dahin ohne Kinder geboren zu haben. Wechselfieber, Syphilis,[2]) vorzüglich aber die Blattern haben wahrhaft entsetzliche Verheerungen angerichtet und in Amerika wie in Australien ganze Stämme vernichtet oder doch dem Untergang nahe gebracht. Kaum ist es nothwendig, an die Vertilgungskriege zu erinnern, welche die Europäer seit der Entdeckung der neuen Welt fast ohne Unterbrechung mit einer Grausamkeit geführt haben, die ein ewiger Schandfleck für die weisse Rasse x) bleiben wird. Zuerst vertilgte man die Guanchen, dann die Völker der westindischen Inseln, wüthete mit Feuer und Schwert gegen die Mexikaner und andere Stämme, bis endlich die Bewohner von Südafrika und Australien an die Reihe kamen. Wenn man dies alles im Auge behält, wird man sich kaum mehr wundern können, dass die Naturvölker bei ihrer Ohnmacht den Europäern gegenüber alles Selbstvertrauen und allen Lebensmut verloren, dass Selbstmord, insbesondere aber Kindermord bei ihnen in einer Weise überhand nahmen, dass Lyons hiedurch allein schon die schwache Bevölkerung Australiens erklären zu können glaubt. Das ist „die Civilisation, die wie ein schleichendes Gift wirkt und an dem innersten Lebensmark der Naturvölker zehrt.“ Sprechen wir es nur geradezu aus,

[1]) Buch der Gesundheit. I. S. 52.

[2]) Waitz. I. 180.

x) für das Christentum !

nicht die Civilisation, sondern die Habgier und Grausamkeit der civilisirten Weissen hat den Völkern der neuen Welt den Untergang gebracht. [1]) „Es ist, wie Waitz sagt, eine grobe Entstellung der Geschichte, wenn man wie Schoolcraft den Kampf der Indianer gegen die Weissen wesentlich auffasst als einen Kampf der Barbarei gegen die Civilisation, vielmehr ringt in ihm das Recht mit der Gewalt, die hilflose Kurzsichtigkeit und Ohnmacht mit der abgefeimten Arglist und Habsucht und selbst dem Verzweifelnden bleibt der herzlose Hohn seines Unterdrückers nicht erspart.“ [2])

Bevölkerung Amerikas und der Südseeinseln.

So oft noch die Einheit des Menschengeschlechtes geleugnet wurde, hat man auch Amerika und seine Bevölkerung als einen Beweis dagegen angeführt. Dieses Erdtheils inselhafte Lage im Meere, seine weite Entfernung von den übrigen Continenten, seine eigenthümliche Flora und Fauna, der abweichende Typus seiner Bewohner, deren Sitten und Sprachen überdies in auffallender Weise verschieden waren, hatten den Gegnern der Einheit ebenso mächtige Waffen in die Hand gegeben, wie sie andererseits bei ihren Vertheidigern eine Menge von Hypothesen darüber, wie dieses eigenthümliche Land seine erste Bevölkerung erhalten habe, hervorgerufen hatten. [3]) Es würde keine geringe Aufgabe sein, die Ansichten und Vermuthungen, wie sie von Paracelsus an bis auf die Gegenwart, selbst von den gelehrtesten Männern aufgestellt wurden, einer

[1]) Waitz, die Indianer. S. 299.

[2]) Gerland ist in seinem trefflichen Büchlein: „Aussterben der Naturvölker, Leipz. 1860,“ wesentlich zu demselben Resultate gekommen.

[3]) The theories and speculations of ingenious men with respect to this subject would fill many volumes. Robertson, History of America. Basil, 1790. II. 25.

ausführlichen Besprechung zu unterziehen.[1]) Die einen meinten, die Indianer seien Nachkommen der Antediluvianer, die von der allgemeinen Fluth verschont geblieben, die andern dagegen nahmen einen Zusammenhang Amerika's mit den alten Continenten an, der durch irgend eine grossartige Revolution zerstört worden sei. Man hat die Phönizier, Karthager, Aegypter, Hindu, Mongolen, Chinesen, Japanesen, Briten, Scandinavier, Iren, Malayen und andere zu Stammvätern der rothen Indianer gemacht; Sandoval[2]) liess Amerika von Ceylon aus, Mendozà[3]) durch die Römer, Metello gar durch Kur- und Liefländer sich bevölkern. Selbst an solchen hat es nicht gefehlt, welche Thiere und Menschen durch Engel nach dem neuen Welttheile bringen liessen.[4]) Unter allen über die Herkunft der Indianer aufgestellten Hypothesen wurde jedoch keine hartnäckiger festgehalten und mit grösserem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit vertheidiget, als die, welche die Stammväter der Indianer in den verloren gegangenen zehn Stämmen der Israeliten zu finden vermeint.[5]) Schon die ersten Entdecker glaubten in den Indianern einen jüdischen Typus zu finden und

[1]) Eine Zusammenstellung findet man bei Haven (Archaeology of the United States), Smith-Barton (New views) und Vater (die Bevölkerung Amerika's).

[2]) De Instaurat. Aethiop. Salut. I. II. 4.

[3]) Mendoza, Speculationes geograph.

[4]) Torquemada, Monarch. Ind. I. 8.

[5]) Zu den Schriftstellern, welche diese Frage behandelt haben, gehören unter andern: Adair, History of the American nations. Lond. 1775. — De Laet, nov. orbis descriptus seu descriptio Ind. occid. Lugd. Bat 1633. — Aglio (Kingsborough), the Antiquities of Mexico vol. VI. 232 ff. — Catlin, Die Indianer Nordamerika's. Deutsch von Berghaus. 1848. — Charlevoix, Hist. et Descript. tom. VI. p. 72 ff. — Edwards, Geschichte Westindiens. — Heckenwelder, Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen der indianischen Völkerschaften. 1821. — Jones, the history of ancient America anterior to the time of Columbus, proving the Identity of the Aborigines with the Tyrians and Israelits and the introduction of Christianity into the western Hemisphere by the Apostle Thomas. 1842. — Hellerberg, Beskrifning öfver nordamerikanska fristaternas Indianer. 1848. Thom. Thorowgood, Jews in America or probabities that the Americans are of that race. London, 1650.

Montesini machte den gelehrten Juden Manasse Ben Israel auf diese Aehnlichkeit aufmerksam, welcher in Folge davon sein berühmtes Werk: La Esperanza de Israel geschrieben, in dem er nachzuweisen suchte, dass die Israeliten die ersten Entdecker Amerika's gewesen seien. Von da an wurde die Frage häufig behandelt und durch zahlreiche Analogien unterstützt. Man hat nicht blos in der indianischen Physiognomie eine schlagende Aehnlichkeit mit dem jüdischen Typus zu finden geglaubt, sondern auch behauptet, dass viele amerikanische Worte mit dem Hebräischen verwandt oder geradezu aus demselben entlehnt seien. Insbesondere aber glaubte man, in den Sitten, religiösen Anschauungen und gottesdienstlichen Gebräuchen viele Anhaltspunkte zu finden, welche einen Zusammenhang mit den Juden als wahrscheinlich erscheinen liessen. „Die Uebereinstimmung mit dem jüdischen Ceremonialgesetz, sagt Catlin,[1]) beweist unwiderleglich, dass eine Vermischung des indianischen Blutes mit dem jüdischen stattgefunden habe; denn die Gebräuche sind so eigenthümlich, dass es nicht nur höchst unwahrscheinlich, sondern sogar fast unmöglich wäre, dass sie sich zugleich bei zwei Völkern finden sollten, die niemals mit einander in Berührung gekommen." Wenn auch andere Forscher in Auffindung solcher Aehnlichkeiten weniger glücklich waren,[2]) so ist doch nicht zu leugnen, dass die beigebrachten Gründe oft so einleuchtend und schlagend erscheinen, dass man versucht wird, ihnen Glauben zu schenken und selbst Schoolcraft[3]) gibt zu, dass der Ursprung der Indianer mit einiger Wahrscheinlichkeit nur mit dem jüdischen oder überhaupt mit dem semitischen Stamm in Verbindung gebracht werden könne.

[1]) Catlin, Die Indianer Nordamerika's. S. 326.

[2]) The only resemblance observed by me (and that was confined to the Chippeways) was in their houses of purification. M'Kenney, Memoirs with sketches of travels among the southern and northern Indians. New-York, 1846. II. 13.

[3]) Schoolcraft, History, Condition and Prospects of the Indian tribes. V. p. 86.

Jedenfalls wäre dies Thema, wie Tschudi [1]) meint, einer genauern Zusammenstellung aller schon gegebenen Thatsachen, sowie einer gründlichen Kritik werth, wobei man aber nicht blos auf einseitige Vergleichung der jüdischen mit den indianischen Religionen sich beschränken dürfte, sondern auch die Analogie mit dem Buddhismus berücksichtiget werden müsste.

In neuerer Zeit hat man die Hypothesen über den Ursprung der amerikanischen Indianer mehr und mehr fallen lassen und den Autochthonismus derselben behauptet. [2]) Um diesen festzuhalten, hat man sogar die absurde, durch gar kein Faktum unterstützte Behauptung aufgestellt, dass Amerika der Ursitz des Menschengeschlechtes gewesen, und die Bevölkerung der übrigen Continente von hier ausgegangen sei. Gobineau [3]) meint, die Mongolen hätten auf dem amerikanischen Festlande ihre Urheimat und seien von dort nach Asien herübergekommen. [4]) Morton [5]) und andere zumal amerikanische

[1]) Tschudi, Kechuasprache. I. 5.

[2]) So betrachtet Hellwald die Amerikaner als Autochthonen, weil nur die nach jeder Richtung hin begründete Annahme die richtige sei, dass der Mensch überall auf der Erde zugleich auftrat, als unser Planet jenes Stadium seiner Entwicklung erlangt hatte, welches die Bedingungen zur Existenz des Menschen in sich vereiniget. — Amer. Völkerwanderung. Wien. 1866.

[3]) Gobineau, Essai sur l'inégalité des races humaines. I 371. II. 347.

[4]) Eine ähnliche Ansicht hatte schon früher Bernard Romans (bei Barton-Smith, New views p. VI.) ausgesprochen: I am firmly of opinion, that God created an original man and woman on this part of the globe (America) of different species from any in other parts and if perchange in the Russian dominions there are a people of similar make and manners, it is not more natural to think, they were colonies from the numerous nations on the continent of Amerika than to imagine that from the small comparative number of those Russian subjects such a vast country should have been so numerously peopled? Auch J. Klapproth lässt die Polarvölker Asiens aus Amerika herüberkommen. Asia polyglotta p. 322. vgl. Ausland 1846, wo ebenfalls Amerika als Urheimat des Menschengeschlechts bezeichnet wird.

[5]) Morton, An Inquiry into the distinctive characteristics of the aboriginal race of America. Boston, 1842.

Schriftsteller[1]) haben nachzuweisen gesucht, dass zwischen der amerikanischen Urbevölkerung und der der übrigen Continente keinerlei Zusammenhang bestehe, dass eine Einwanderung aus Asien durch kein für sie sprechendes Faktum nachgewiesen werden könne, dass im Gegentheil die durchgreifende Verschiedenheit, welche zwischen den Mongolen und Amerikanern bestehe, eine Einwanderung widerlege. Waitz[2]) bezeichnet es als einen Anachronismus, wenn man jetzt noch die Einwanderung aus Asien festhalte, während Vogt[3]) „Amerika das Kreuz der Einpaarler des Menschengeschlechts“ nennt und meint, dass der amerikanische Mensch eine aborigine, autochthone Rasse sei, die mit den Rassen der alten Welt gar nichts zu thun habe, weder durch Abstammung noch durch Mischung. „Wer heut zu Tage, sagt er, die Abstammung von Einem Paare behaupten will, der muss nachweisen, wie die Einwanderer über die See oder durch Länder kommen konnten, in denen, wie Kitlarson sagt, selbst Wölfe verhungern müssten. Denn die Bevölkerung Amerika's, Australiens und der ozeanischen Inseln vom Festlande der drei alten Continente aus ist eben so gut für die frühere vorgeschichtliche Zeit eine Unmöglichkeit, wie das Ueberschiffen des Mouflon nach Sardinien, und wenn auch die Wissenschaft nachweisen könnte, dass die einzelnen Menschenrassen so wenig verschieden seien, dass ihre mögliche Abstammung von einem Paare behauptet werden könnte, so müsste

[1]) Dass gerade die Amerikaner vorzugsweise das Autochthonenthum der Indianer und damit zugleich die Pluralität des Menschengeschlechtes behaupten, dürfte seinen Grund zunächst darin haben, dass sie von jeher die rothe Rasse als eine solche betrachtet haben, der man Treue und Glauben nicht zu halten brauche, die man wie das Wild niedermachen und durch jedes Mittel vernichten dürfe, ohne sein Gewissen dadurch zu beschweren. Und nun suchen sie, bewusst oder unbewusst, dieses Verfahren damit zu rechtfertigen, dass sie dieselben als grundverschieden von der weissen Rasse bezeichnen. Wie auch sonst wohl die Praxis der Theorie vorausgegangen, so sucht man auch hier nachträglich theoretisch zu begründen, was man schon längst praktisch geübt hat.

[2]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker. III. 2.

[3]) Vogt, Köhlerglaube und Wissenschaft. S. 73.

man doch aus geographischen Gründen die Unmöglichkeit der wirklichen Abstammung behaupten.“ [1])

Bei dem völligen Mangel an sicheren historischen Nachrichten lässt es sich allerdings nicht mit Gewissheit nachweisen, wie und woher Amerika seine ersten Bewohner erhalten habe; [2]) wenn man aber eine Einwanderung dahin für unmöglich erklärt und jede Aehnlichkeit der Indianer mit andern zumal mongolischen Völkern in Abrede stellt, so sind das eben nur leere Behauptungen, welche mit der Geschichte und Erfahrung im grellsten Widerspruch stehen und zugleich beweisen, dass ihr Urheber seine Augen absichtlich vor der Wahrheit verschlossen habe, oder aber in der Geschichte sowie in der Länder- und Völkerkunde kaum über die Anfangsgründe hinausgekommen sei. Denn es gibt der Anhaltspunkte, welche für eine Einwanderung aus andern Continenten sprechen, so viele und so wohl begründete, dass man bei vorurtheilsfreier Betrachtung derselben wird kaum umhin können, der Ansicht jener Gelehrten beizupflichten, welche in den Urbewohnern Amerika's keine autochthone Rasse, sondern nur die verschlagenen Reste von verschiedenen Völkern der alten Welt erblicken. Indem wir es versuchen, die hiehergehörigen Thatsachen zusammenzustellen, kann es nicht unsere Absicht sein, den Gegenstand in erschöpfender Weise zu behandeln, wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, nur einige der hauptsächlichsten Gründe anzuführen, welche gegen den Autochthonismus der Amerikaner

[1]) Vogt's Behauptungen sind übrigens nicht neu. Schon Isaak Peyrere hat in seinem Buche Praeadamitae behauptet, dass es vor Erfindung des Compasses unmöglich gewesen sei, von Europa, Asien oder Afrika nach Amerika zu gelangen. Desshalb seien die Amerikaner nicht Abkömmlinge der alten Welt, sondern stammen von einem andern Menschenpaare, das Gott in einer frühern Periode erschaffen habe.

[2]) La question generale de la première origine des habitants d'un continent est au delà des limits prescrites à l'histoire; peut-être même n'est elle pas un question philosophique. Humboldt, Essay politique I. p. 349,

sprechen und eine Einwanderung aus den alten Continenten als wahrscheinlich erscheinen lassen.

Die erste Thatsache, die uns hier entgegentritt, ist die, dass die Bevölkerung Amerika's verhältnissmässig nicht sehr alt sein könne. Schon Acosta, dessen Werk über Amerika 1586 erschien, hat die Ansicht ausgesprochen, dass Amerika nur wenige Jahrhunderte vor seiner Entdeckung bevölkert worden sei, was sein Commentator De Laet dahin erklärt, dass dieser Welttheil 1000 oder höchstens 2000 Jahre vor seiner Entdeckung durch die Spanier seine ersten Bewohner erhalten habe.[1]) Dieser Angabe gegenüber, welche vielleicht zu niedrig gegriffen ist, haben andere das Alter der amerikanischen Bevölkerung ausserordentlich hoch ansetzen zu müssen geglaubt. Pruner[2]) glaubt, ohne jedoch einen Grund für seine Behauptung anzugeben, dass die Columbier ihren Boden schon zu einer Zeit behauptet hätten, wo wahrscheinlich selbst in Aegypten noch kein Baustein auf dem andern lag. Waldeck[3]) hielt die Ruinen von Palenque für gleich alt mit denen von Aegypten, während Dupaix ihnen sogar ein vorsündfluthliches Alter zuschrieb, vorzüglich aus dem Grunde, weil sich in den innern Räumen daselbst eine ungeheure Menge Pflanzenerde angehäuft hatte, und weil die dort wachsenden Bäume ihm ebenfalls auf ein sehr hohes Alter hinzudeuten schienen. Hiegegen ist nun daran zu erinnern, dass bei der ungeheuren Fülle der Vegetation unter den Wendekreisen die Pflanzenerde sich mit unglaublicher Schnelligkeit bilde und bei der Altersberechnung der Ruinen um so weniger massgebend sein dürfe, als ihre Anhäufung an einzelnen Stellen durch verschiedene Umstände und Zufälligkeiten herbeigeführt werden konnte. Auch die Bäume können nur als ein sehr unsicheres Mittel für die Altersberechnung angesehen werden. Denn nur in den gemässig-

[1]) Qua etiam ex re magis adducor, ut putem hunc novum orbem occidentalem non multis abhinc annorum millibus habitatum. Acosta. — Si recte mentem Acostae capio, vult haud supra mille aut ad summum duo millia annorum Americam habitatam coepisse. Laet.

[2]) Pruner, der Mensch im Raum und in der Zeit.

[3]) Waldeck, Voyage en Yucatan. p. 97.

ten oder kalten Zonen, wo die Perioden des Wachsthums und der Ruhe genau abgegrenzt sind und jährlich in derselben Weise wiederkehren, bilden sich regelmässige Jahresringe, obgleich diese auch hier bei vorgeschrittener Stufe des Wachsthums immer undeutlicher werden und daher keine Sicherheit mehr gewähren. In den Tropen dagegen tritt im Grunde gar kein Stillstand des Wachsthums, wenigstens kein regelmässiger ein, wesshalb sich auch keine regelmässigen Jahresringe bilden, in vielen Fällen sogar nicht die leiseste Spur davon entdeckt werden kann. Viele Bäume verlieren dort auch zwei- oder dreimal während des Jahres ihre Blätter, welche jedoch schnell wieder ersetzt werden, und es ist die Annahme ganz gerechtfertiget, dass sich hier auch zwei oder drei Jahresschichten anlegen.[1] Die gründlichsten Kenner der amerikanischen Alterthümer, Stephens und Squier, haben durch ihre Forschungen die übertriebenen Angaben auf ein sehr bescheidenes Mass zurückgeführt und mit überzeugender Klarheit nachgewiesen, dass die Ruinen von Mittelamerika ein hohes Alter nicht beanspruchen können. „Die Alterthümer von Yukatan, Mexiko und Guatemala, sagt Stephens, sind nicht das Werk von Völkern, welche vergangen sind und deren Geschichte verloren ist, sondern derselben Stämme, welche zur Zeit der spanischen Eroberung das Land bewohnten. Da die Tolteken, von denen sie wahrscheinlich herrühren, nach ihren eigenen Jahrbüchern erst 1052 in diese Länder einwanderten, so bestimmt sich das Alter der Ruinen von selbst.“[2]

Auch den Erdwerken (Mounds, Tumuli) in Nordamerika hat man ein ausserordentlich hohes Alter zugeschrieben und geglaubt, dass sie von einer ganz unbekannten, schon längst ausgestorbenen Rasse herrühren. Eine vorurtheilsfreie Untersuchung hat jedoch gezeigt, dass eine solche Annahme eine arge Uebertreibung sei und durch nichts bewiesen werden könne. Der ausgezeichnete Forscher Squier[3]) hat nachgewiesen,

[1]) J. W. v. Müller, Reisen in den vereinigten Staaten, Canada und Mexiko. Leipzig, Brockhaus. Flora von Regensburg. 1866.

[2]) Stephens, Reiseerlebnisse in Centralamerika, Yukatan etc. Leipzig, 1854. S. 539.

[3]) Squier, Antiquities of the State of New-York. 1851. p. 9.

dass in den Erdwerken an dem östlichen Ufer Nordamerika's Gegenstände europäischen Kunstfleisses gefunden werden, wesshalb sie erst in der Zeit entstanden sein konnten, als Europa schon im Verkehre mit dem neuen Continente stand. Auch den Werken im Westen, zumal denen im Mississippithal, schreibt er ein hohes Alter nicht zu, obwohl sie älter zu sein scheinen, als die im Osten. Eine Bestätigung erhält Squiers Ansicht auch dadurch, dass selbst in der neuesten Zeit noch solche Erdhügel bei den Osagen, Natchez, Sioux etc. entstanden sind, woraus zugleich auch hervorgeht, dass diese Art Denkmäler auf die Vorfahren der jetzigen Indianer und nicht auf eine von ihnen verschiedene Rasse zurückzuführen sei.[1]) Man ist also wohl zu der Annahme berechtiget, dass die Bevölkerung Amerika's jünger sei, als die der alten Continente, oder, um mit Gallatin[2]) zu reden, dass Amerika erst dann anfing bewohnt zu werden, als Asien schon vollständig bevölkert war. Diese Annahme findet auch darin eine Bestätigung, dass Amerika bei seiner Entdeckung verhältnissmässig nur sehr schwach bevölkert gewesen ist.[3])

Eine andere Thatsache ist die, dass die oft gerühmte Gleichheit der Amerikaner in der Wirklichkeit nicht bestehe. Der Ausspruch Ulloa's,[4]) dass, wer einen Indianer gesehen, sagen könne, er habe alle gesehen, ist gewissermassen sprichwörtlich geworden und wurde, obwohl ihn schon Blumenbach[5]) widerlegt hat, von den meisten Reisenden, freilich oft sehr

[1]) Haven, Archaeology of the united States. p. 127. — Featherstonough, Excursion through the Slave-States. I. 287. — Waitz, Anthropologie. III. 1. 68. — Kennedy, Essays. p. 92.

[2]) Bei Haven, Archaeology. p. 62.

[3]) Die Bevölkerung Amerika's zur Zeit der Entdeckung durch Columbus wurde sehr verschieden angegeben. Pinkerton (Modern Geographie 1802) glaubt, dass sie 4 Millionen nicht überschritten habe, während Riccioli sie auf 300 Millionen schätzt Ranking nimmt 30—40 Millionen an, was der Wahrheit ziemlich nahe kommen dürfte.

[4]) Visto un Indio de qualquiera region, se puede decir, que se han visto todos.

[5]) Blumenbach, de varietate. p. 315.

im Widerspruch mit ihren übrigen Angaben wiederholt. „Man ist, sagt Humboldt,[1]) beim ersten Anblick erstaunt über die Aehnlichkeit der Züge in den Gesichtern der Bewohner von anderthalb Millionen Quadratmeilen Landes, nämlich von den Feuerlands-Inseln bis zum Lorenzofluss und der Behringsstrasse und glaubt deutlich zu sehen, dass sie sämmtlich trotz der ungeheuren Verschiedenheit der Sprachen aus einer Wurzel abstammen.“ Martius[2]) spricht es als seine Ueberzeugung aus, „dass alle die verschiedenen Völker, welche wir amerikanische Autochthonen nennen, vielleicht mit Ausnahme einiger arktischer Polarstämme, ein grosses Ganzes ausmachen. Sie bilden in ihren Gesichtszügen, in Haut und Haaren, in der Architektur des Knochengerüstes, in der Entwicklung ihrer innern Organe, in Anlage und Ausbildung von Krankheiten, in Temperament, Gefühlsart, Willen und Phantasie ein eigenthümliches System von Menschen.“ In ähnlicher Weise sprechen sich Bradfort,[3]) Prinz von Neuwied,[4]) Schoolcraft,[5]) Morton und andere aus,

[1]) Humboldt, Versuch über den politischen Zustand Neuspaniens, 1809.

[2]) In der deutschen Vierteljahrsschrift. 1839. S. 236.

[3]) No portion of the globe of the same extent presents so striking a uniformity in the physical conformation of its inhabitants; and without excepting those varieties, which may have arisen from climate and peculiar modes of life, all the aborigines of both Americas, barbarous or cultivated, in their features, color and characteristic indications exhibit the clearest evidence of belonging to the same great race of the human family. Bradford, American Antiquities New-York, 1841. p. 179.

[4]) Prinz von Neuwied (Reise in das Innere von Nordamerika. I. 233) sagt von nordamerikanischen Indianern: Ihr Anblick überzeugte mich sogleich von ihrer grossen Verwandtschaft mit den Brasilianern, so dass ich sie unbedingt für dieselbe Menschenrasse halten muss.

[5]) Indians seen on the Orinoco, the Rio grande and the Mississippi present a set of features and characteristics remarkably alike, from Patagonia to Athabaska and even to the shores of the arctic ocean there is a coincidence, which has been the subject of general remark. It is this continental trait linking the tribes together by a peculiar type of features and character and by a unity of thought on the leading changes of life and death, that is designed to be expressed by the common term, Indian. Schoolcraft, Information resp. the history, condition and prospects of the Indian tribes V 32.

welche hier anzuführen um so weniger nothwendig ist, als sie ohne weitere Begründung nur die althergebrachte Meinung wiederholen. Man ist auch in der That gleich von vorn herein zu der Erwartung berechtiget, dass Amerika, so ganz abgetrennt von den übrigen Erdtheilen und in Bezug auf Thier- und Pflanzenwelt von den alten Continenten durchaus verschieden, auch von einer Menschenrasse bewohnt werde, welche sich durch scharf ausgeprägte Charaktere von allen übrigen Rassen unterscheidet. Bei genauerer Untersuchung findet man aber weder scharf hervortretende Merkmale, wodurch sich die Indianer von den übrigen Rassen streng sondern liessen, noch auch die so allgemein behauptete Gleichheit unter ihnen selbst, sei es nun, dass die Reisenden durch eine irgendwie mangelhafte Beobachtung oder durch den Umstand irre geführt wurden, dass bei den Wilden die Individualität eine untergeordnete Rolle spielt, wesshalb auch die Physiognomie weniger ausgeprägt erscheint als bei den civilisirten Völkern. Schon Humboldt hat darauf aufmerksam gemacht, dass Europäer bei Beobachtung wilder Stämme, welche eine uns allen ungleiche Physiognomie haben, leicht Täuschungen ausgesetzt seien, da hier die Kopfbildung mehr einer Horde oder Tribus als einem Individuum eigenthümlich ist. Nicht anders ist es in der Pflanzen- und Thierwelt. Während die Individuen einer wilden Thierspezies einander völlig gleich sind oder doch nur sehr geringe Unterschiede zeigen, findet man bei den gezähmten in Bezug auf Farbe, Grösse, Charakter etc. so grosse Abweichungen, dass man oft eine Artverschiedenheit anzunehmen versucht wird. Da die Indianer sämmtlich, wie Martius sagt, auf der tiefsten Stufe der Humanität stehen und gleichsam in moralischer Kindheit befangen sind, so wird schon daraus begreiflich, dass eine gewisse Gleichheit der Gesichtszüge, ein Typus, wie er eben dem Wilden eigenthümlich ist, sich bei allen, mehr oder minder ausgeprägt, offenbare. Dessungeachtet finden sich nach den genauesten und zuverlässigsten Beobachtungen sehr bedeutende Unterschiede unter den einzelnen Stämmen nicht blos in körperlicher Hinsicht, sondern auch in Bezug auf Charakter und Gemütsart.

Die Farbe zeigt alle Nüancen vom Weiss des Europäers bis zum Schwarz des Negers. Manche Stämme sind kupfer-

farbig, andere gelb, wieder andere olivenbraun oder broncefarbig; aber auch Stämme mit weisser Farbe — Yucacari — sind nicht selten. Cook sagt von den Eingebornen von Nootkasund, dass ihre Farbe nicht bedeutend von der der Europäer abweiche, nur dass sie mit einem bleichen matten Ton versetzt sei. Nach Molina ist die Hautfarbe der Chilesen röthlich-braun, aber mit einer helleren Färbung und geht leicht in das Weiss über. Die Boroanen sind hellweiss und roth ohne eine Beimischung von Kupfer. [1]) Die Conibos in Peru sollen den Spaniern an Weisse nicht nachstehen. [2]) Die Monquoi sind nach Wilkes so weiss wie die Spanier und insbesondere sind ihre Weiber sehr schön mit feinen Zügen und langen wallenden Haaren. [3]) „Unter den Mandans, sagt Catlin, [4]) gibt es viele, deren Farbe so licht erscheint, wie die von Halbbürtigen; besonders unter den Frauen gibt es viele, deren Haut fast ganz weiss ist, und die zugleich eine gefällige Symmetrie und Proportion im Gesichte, nussbraune, graue und blaue Augen, einen milden und angenehmen Ausdruck und äusserst bescheidenes Benehmen haben, was sie besonders lieblich und schön macht.“ Unter den Eingebornen im Osten des Felsengebirges sind durch Schönheit, besonders durch hellen Teint die Menominies ausgezeichnet, welche man oft unter dem Namen der weissen Indianer angeführt findet. [5]) Die Guayanos unterscheiden sich nach Azara von allen Indianerstämmen durch ihre entschieden helle Färbung; auch findet man bei ihnen viele blaue Augen. Die Indianer in den Wäldern von Paraguay haben eine europäisch-weisse Hautfarbe, [6]) während unter den Pechuanchen Individuen vorkommen, welche ganz die Farbe eines deutschen Landmannes zeigen. [7]) Selbst die hässlichen Botokuden sind auffallend weiss mit röthlichen

[1]) Bei Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. IV. 497.

[2]) Braunschweig, Amerikanische Denkmäler. S. 27.

[3]) Wilkes, Exploring Expedition. IV.

[4]) Catlin, Letters and Notes on the N.-Am Indians.

[5]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker. III. 51.

[6]) Dobritzhofer, Geschichte der Abiponer. II. 18.

[7]) Pöppig, Reise. I. 464.

Wangen, fast wie Europäer.[1]) Die Eingebornen auf der Königin-Charlotteninsel und andere Stämme der Nordwestküste sind so weiss als irgend ein Europäer.[2]) Die Passé in Brasilien weichen von den sie umgebenden Völkern ganz ab. Ihre Hautfarbe ist der der südeuropäischen Bevölkerung ganz ähnlich.[3]) Die Mona-Indianer sind eine von den übrigen kalifornischen Indianern ganz verschiedene Rasse, sie haben streng markirte, römische Gesichtszüge und sind fast ganz weiss.[4]) Oft erscheint die Haut der Indianer auch dunkel wegen des Schmutzes und der Farben, womit sie sich beschmieren. So hatte Dixon[5]) ein Weib von Port Mulgrave bewogen, sich zu waschen, und war höchlich überrascht über die hiedurch herbeigeführte Veränderung; denn ihr Gesicht hatte nun die angenehme lebhafte Röthe eines englischen Milchmädchens und die gesunde Röthe, welche jetzt ihre Wangen bedeckte, kontrastirte aufs schönste mit ihrem weissen Hals. Die Caraiben und mehre andere Stämme sind dagegen sehr dunkel gefärbt, die Charruas[6]) sind ganz schwarz und die Californier gleichen nach La Perouse den Negern, deren Haar nicht wollig ist. Die Amaguas am Amazonenstrom sind russschwarz, ihre Stirne missgestaltet, ihr Bauch dick, der Bart stark.[7])

Die Form des Schädels, wenn auch im Allgemeinen ähnlich, bietet erhebliche Differenzen dar und der Schnitt des Gesichtes zeigt bald eine Aehnlichkeit mit den Mongolen im Norden, bald mit den Chinesen, bald wieder mit den Polynesiern; auch der kaukasische und negerartige Typus fehlt nicht gänzlich. So sind die Californier in Bezug auf die Form des Kopfes und die Bildung

[1]) Perty, anthropolog. Vorträge. S. 76.

[2]) Kennedy, Natural History of Man. II. 42.

[3]) Martius, Ethnographie. I. S. 505 ff.

[4]) Atlantische Studien. Göttingen. 1853. Heft I. S. 65.

[5]) Dixon, voyage to the Pacific. p. 41.

[6]) Man kann die Charruas nicht kupferfarbig nennen, sondern muss sie vielmehr zu den schwarzen Varietäten des Menschengeschlechtes oder zu den Rassen rechnen, deren Farbe sich dem Schwarzen nähert ohne irgend eine Beimischung von Roth. Prichard. IV. S. 554.

[7]) Berghaus, Elemente der Erdbeschreibung. S. 378.

des Gesichtes den Negern ganz ähnlich. [1]) Die Chiquitos haben runde, grosse, an den Seiten selten zusammengedrückte Köpfe, ein rundes und volles Gesicht, nicht vorragende Wangenbeine, eine niedere und gewölbte Stirne, immer kurze und nur leicht abgeplattete Nasen und ein weiches Haar. [2]) Bei den Kioways fand Catlin schöne, römische Kopfbildung; den Häuptling Black-Hawk hat man mit Walter Scott verglichen. Fitzroy und Darwin glaubten, dass die Gesichter der Boroanen an die Porträte Carl I. erinnern, bei genauerer Untersuchung aber fanden sie eine grosse Aehnlichkeit mit der Hindu-Rasse. [3]) Die Mehrzahl der Prachtbilder in dem Werke von M'Kenney und Burns zeigt eine viel geringere Abweichung von den europäischen Zügen, als man erwarten sollte. [4]) Morton hat nach der Form der Schädel die Indianer in zwei Klassen, Amerikaner und Tolteken, eingetheilt, was nothwendig voraussetzt, dass die kulturlosen Indianer von den Tolteken (Peruaner und Mexikaner) in Bezug auf den Schädelbau verschieden seien. Wenn er gleichwohl behauptet, dass den Amerikanern eine allgemein typische Schädelform eigen sei, so hat er sich selbst in demselben Werke gründlich widerlegt, indem er den grossen Unterschied im Schädelbau der toltekischen und amerikanischen Familie durch Bild und Messung so sorgfältig dargethan hat, dass die Annahme eines gemeinsamen Typus geradezu unmöglich erscheint. [5]) Während Lund, Nott und Morton die Brachycephalie der amerikanischen Schädel übereinstimmend behaupten, hebt Wilson die Dolichocephalie hervor. Tschudi [6]) hat für Peru allein drei wesent-

[1]) Rollin bei Prichard IV. 465.

[2]) Orbigny, l'Homme Am. II. 125 ff.

[3]) Fitzroys Voyage. II 402.

[4]) Waitz, Anthropologie. III. 49.

[5]) Morton, Crania Americana. p. 63. 260: vgl. Waitz, Anthropologie. III. 46.

[6]) Tschudi, Reise in Peru. II. 362. Er unterscheidet die Inkas, Peru's Küstenrasse, die Aymaras auf dem peru-bolivianischen Plateau und die Huanchas, welche die Gebirgsgegend um den Titicaca-See zwischen Peru und Bolivia bewohnen. Orbigny (l'Homme Am.) nimmt für Südamerika drei Rassen an, nämlich die indo-peruvianische, die pampeanische und die brasilio-guaranische.

lich verschiedene Schädeltypen nachgewiesen. Nach Retzius [1]) Untersuchung zerfallen die amerikanischen Völker, wie die der alten Welt, im Allgemeinen in zwei grosse Gruppen, Brachycephalen und Dolichocephalen, von denen die ersteren vorzugsweise im Westen vorkommen, die letzteren dagegen im Osten Amerika's vorherrschend sind. Auch Morton muss trotz seiner Behauptung, dass „die organische Conformität in der osteologischen Struktur der Indianer deutlich hervortrete," zugeben, „dass die Amerikaner im Osten der Alleghany-Gebirge nebst den ihnen verwandten Stämmen einen mehr verlängerten Kopf haben, als alle andern Indianer, dass er dagegen im Osten der Felsengebirge den für die Rasse so charakteristischen abgerundeten Kopf gefunden habe."

Nach dem Angeführten ist man wohl zu der Behauptung berechtiget, dass ein einheitlicher Schädeltypus in Amerika nicht bestehe, und dass Retzius [2]) mit vollem Rechte sich dahin aussprach, „das in keinem andern Welttheile die Bildung der Hirnschale so viele bestimmte Formverschiedenheiten, in keinem mehr und grössere Extreme zeige, und nirgends die verschiedenen Nationen so durcheinander zerstreut seien, wie in Amerika." Aber nicht blos in Bezug auf Farbe und Schädelbau, sondern auch in allen übrigen Beziehungen zeigen sich sehr bedeutende Unterschiede unter den Indianern. Das schiefe Auge, das vorzugsweise den Mongolen eigenthümlich ist, findet sich hauptsächlich an der westlichen, Asien zugekehrten Seite bis nach Mexiko und noch weiter hinab, während es auf der Ostküste, wie selbst Morton zugesteht, selten oder gar nicht gefunden wird. [3]) Auch die Nasenbildung ist bei den einzelnen Stämmen verschieden. So haben die Caaiguen Stumpfnasen; von den Abiponern sagt Dobritzhofer, dass sie sich nicht selten durch Adlernasen auszeichnen; die Peruaner haben nach Ulloa eine enge und gebogene Nase, die Chilesen nach Molina eine etwas breite, die Indianer des Feuerlandes nach Forster eine sehr platte, die Californier nach Rollin eine kurze, an der

[1]) Retzius, ethnologische Schriften.

[2]) Retzius. S. 37.

[3]) Kennedy, Essays ethnological and linguistic. p. 106.

Wurzel niedergedrückte, die Chiquitos nach Orbigny eine kurze, nur sehr leicht abgeplattete, die Guarani eine kurze wenig breite, mit nur wenig offenen Löchern, die Mexikaner eine stumpfe, doch kräftig entwick lte, oft regelmässig gebogene Nase mit weit geöffneten Löchern. Hiernach wird man es begreiflich finden, wie Orbigny [1]) den Satz aufstellen konnte, dass ein Peruaner sich mehr von einem Patagonier und dieser mehr von einem Guarani sich unterscheide, als ein Grieche von einem Aethiopier oder Mongolen. Auch Molina [2]) und Prichard [3]) sprechen sich in ähnlicher Weise aus, ebenso Pickering, [4]) welcher die Chinooks an der Strasse de Fuca von den Urbewohnern der vereinigten Staaten so verschieden fand, dass er ihre Verwandtschaft anzuerkennen Bedenken trug. Dazu kommt noch, dass die Abweichungen von dem allgemeinen Typus nicht durch dieselben Gesetze der örtlichen Lage wie bei den übrigen Rassen bedingt zu sein scheinen. So findet man mitten unter der allgemeinen Kupfer- und Zimmtfarbe alle Farbenabstufungen vom europäischen Weiss bis zum afrikanischen Schwarz. Merkwürdig ist besonders der Umstand, dass gerade unter dem Wendekreis die hellsten Farben getroffen werden. Nicht weniger regellos wechselt auch der Gesichtstypus. Das Angeführte möge genügen zur vorläufiger Rechtfertigung der Annahme, dass Amerika seine ursprünglichen Bewohner von verschiedenen Seiten her erhalten habe. Wie dieser Welttheil heut zu Tage der Tummelplatz aller Völker ist und kaum ein Land der Erde gefunden wird, welches daselbst nicht vertreten wäre, so scheint auch seine Urbevölkerung aus einem Gemische verschiedener Stämme hervorgegangen zu sein, welche, zu verschiedenen Zeiten

[1]) Orbigny, L'homme Americain. I 122.

[2]) Molina, sulla storia naturale del Chili. p. 336. — Bei Blumenbach, de varietate. p. 315.

[3]) The American nations in the aggregate are neither among themselves so uniform and unvaried in their physical and moral qualities nor is the line of distinction between them and the rest of mankind so strongly marked and so obvious as most persons imagine. Prichard, natural history of Man. p. 494.

[4]) Pickering, the races of Man. London, 1863. p. 105.

einwandernd, die mannigfachsten Verbindungen eingingen und so eine Mischlingsrasse hervorbrachten, welche keinen scharf ausgeprägten Charakter hat, sondern die Charaktere der übrigen Rassen mehr oder minder scharf ausgeprägt in sich vereiniget. Dies scheint auch Cuvier's [1]) Ansicht gewesen zu sein, wenn er sagt, dass die Amerikaner nicht bestimmt zu einer der Varietäten der alten Welt zu rechnen seien, während sie zugleich auch keinen Charakter besitzen, der genau und gleichbleibend sie als eine besondere Rasse auspräge. Auch die in Amerika gefundenen Alterthümer zeigen die verschiedensten Bildungselemente und führen zu demselben Schlusse. [2])

Wenn Latham [3]) sagt, dass, wenn Amerika zuerst an der Nordwestküste vom stillen Ozean aus entdeckt worden wäre, kaum ein Zweifel darüber hätte entstehen können, dass es seine Bevölkerung von der Nordküste Asiens her erhalten habe, so hat er damit eine Wahrheit ausgesprochen, welche dem unbefangenen Forscher so einleuchtend erscheint, dass er eine Gegenrede kaum für möglich hält. Denn das wird sich wohl nicht in Abrede stellen lassen, dass von dieser Seite her eine Einwanderung recht wohl möglich war, wie es anderseits auch nicht bestritten werden kann, dass die rothen Indianer mit den Völkern Ostasiens in sehr naher Verwandtschaft stehen.

Beide Continente, nur durch die Behringsstrasse getrennt, sind einander sehr nahe gerückt, so dass sie im 68° N. B. nur

[1]) Cuvier, Regne animal. I, 55.

[2]) Vgl. Ritters Vorrede zu Braunschweig's Amerikanischen Denkmälern.

[3]) Latham, Man and his Migration. p. 122. In ähnlicher Weise hat sich auch Pickering (the Races of Man. p. 296) ausgesprochen. Had the authors themselves made the voyage to the North Pacific, I cannot but think that much of the discussion would have been spared. In the absence of such an opportunity, a reference to a good globe may be useful before entering upon the question. But I confess it was only on actually visiting that part of the world, that the whole matter seemed to open to my view.

etwa 13 Seemeilen von einander entfernt sind.[1]) Mitten in der Strasse befinden sich die Gwozdeffs-Inseln, deren Cook und andere Seefahrer drei angeben, denen aber Kotzebue eine vierte, Ratmanoff genannt, hinzufügt.[2]) Diese Inseln entfernen sich nur wenige Meilen von der Küste, so dass von ihnen aus beide Continente gesehen werden können.[3]) Da diese Strasse im Winter nach Cook vollständig gefriert, so war ein Uebersetzen derselben zu Fuss oder im Schlitten, selbst ohne Schiffe, nicht blos möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich. Weiter südlich bilden die Aleuten gleichsam eine fortlaufende Brücke von einem Continente zum andern, so dass man mit Pickering fragen kann, wo denn Asien aufhöre und Amerika beginne?[4]) Auch waren die Russen schon längst in Amerika, als sie noch in Asien zu sein wähnten.[5]) Nach dem Zeugnisse des Kapitän Beechy ist es nicht schwer, von einer Insel zur andern zu gelangen, da die grösste Entfernung nicht mehr als zwei Tagreisen beträgt.[6]) Auch die Annahme dürfte nicht so ohne weiters in das Gebiet der Mährchen zu verweisen sein, dass die beiden Continente hier früher zusammenhingen und erst durch eine Erdrevolution gewaltsam auseinander gerissen wurden.[7]) Die Aleuten sind, sagt Langsdorf, sehr felsig, haben

[1]) The late discoveries of Captain Cook coasting from Kamtschatka to California have proved that if the two continents of Asia and America be separated at all, it is only by a narrow strait. Jefferson, Notes or Virginia. p. 162.

[2]) v. Hoff, Geschichte der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. III. 434.

[3]) Ward, natural history of Mankind. p. 290.

[4]) Pickering, the Races of Man. p. 290.

[5]) Vater, Mithridates. I. 147.

[6]) Beechy, Voyage to the Pacific and Behringsstrait. London, 1851.

[7]) The chain of islands between the two continents are probably the fragments of the land which once stretched from one continent to the other. Smith-Barton, New-Views. p. CI. If what is now a strait of only about forty miles wide, was not over three hundred and fifty years ago a passage, in which at low water many rocks were visible, the conclusion would seem to be reasonnable, that the two continents were once united. O'Kenney, Memoirs official and personal. New-York, 1846

viele Vulkane und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, dass hier grossartige Revolutionen stattgefunden und die beiden Continente auseinander gerissen haben.[1]) Denn die Inseln haben ganz das Aussehen, als wären sie die Fragmente eines Landes, das einst von einem Continente zum andern sich erstreckte. Könnte man einen solchen Zusammenhang für eine frühere Zeit mit Sicherheit nachweisen, so würde man es wohl für natürlich und wahrscheinlich halten, dass Amerika auf diesem Wege seine ursprüngliche Bevölkerung erhalten habe, man würde das Autochthonenthum wenigstens für Nordamerika nicht für nothwendig ansehen. Aber auch in dem Falle, dass die Inseln von jeher bestanden, war hier ein Uebersetzen des Meeres nicht blos nicht unmöglich, sondern vielmehr sehr leicht zu bewerkstelligen. Die dort gebräuchlichen Boote aus Fellen vermögen nach Pickering den Ozean in einer sehr beträchtlichen Ausdehnung zu befahren, konnten also um so mehr mit Leichtigkeit von einer Insel zur andern gelangen.[2]) In der That

II. 28. Auch Pennant (Arctic Zoolog. II 260) glaubte an einen früheren Zusammenhang, wie ihn auch schon Acosta (I. 16) vermuthete. Vgl. Hoff, Geschichte der natürlichen Veränderungen. I. 98.

[1]) Langsdorf, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt. II. 208. — v Hoff, Geschichte etc. II. 411 ff.

[2]) I have seen a skin-canoe and from its lightness, elegance, and the capacity of being rendered impervious to both air and water, I could not but admire its perfect adaptation to the purposes of navigation, for it seemed to almost enable man to take a place among the proper inhabitants of the deep. Such vessels are obviously fitted to cope with the open sea, and so far as the absence of sails permits, to traverse a considerable expanse of ocean. Pickering, the races of Man. p. 296. Kane sagt von den Kajaks, dass Fahrzeug und Mann eigentlich nur einen Willen zu haben scheinen und man schwer sagen könne, wo der Mann aufhöre und das Fahrzeug anfange; beide seien in Eins verschmolzen und bilden ein dem Centaur analoges amphibisches Wesen. Von den West-Eskimos weiss man durch Maguire, dass sie jährlich regelmässige Wanderungen an der Küste gegen Osten machen, Hunderte von Meilen weit in ihren Umiaks, die oft auch über beträchtliche Länderstrecken gezogen oder getragen werden müssen. — Perty, Ethnographie. S. 167.

haben auch die Inselbewohner und die an den Küsten ansässigen Stämme von jeher einen regen Verkehr zur See zwischen den beiden Continenten unterhalten. So stehen die Namollos fortwährend in Verbindung mit den Amerikanern der gegenüberliegenden Küste,[1]) während die Tschuktschen den Weg über die gefrorene Behringsstrasse wählen, um im Norden von Amerika Pelzwerk zu holen, das sie dann nach Ostrownoja unter dem 68° N. B. zum Verkaufe bringen. Eben die Tschuktschen, die eine solche Reise mit Weibern und Kindern im Schlitten machen und etwa fünf Monate dazu brauchen, beweisen auch, dass das Durchwandern jener kalten Gegenden keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehöre, wie Vogt meint.[2]) Auch mag früher das Klima hier weniger rauh gewesen sein, wie dies Biots Beobachtungen zu beweisen scheinen und wie man auch daraus abnehmen mag, dass Island und Grönland nachweisbar jetzt ein kälteres Klima haben, als es selbst noch im Mittelalter gewesen.[3])

Dass über die Behringsstrasse oder über die Aleuten eine Einwanderung stattgefunden habe, muss nicht blos als möglich und wahrscheinlich bezeichnet werden, sondern es ist dies so gewiss, als es nur immer eine historische Thatsache sein kann. Selbst Morton lässt den Autochthonismus für die Polarvölker fallen und gibt zu, dass die in Amerika mit denen in Asien zu einem und demselben Stamme gehören. Sie sind in der That auch zusammengehörig, da sowohl ihre Sprache als auch ihre körperliche Beschaffenheit keinen Zweifel über ihre nahe Verwandtschaft bestehen lässt. Es muss also nothwendig eine Wanderung von Asien nach Amerika oder umgekehrt von

[1]) Prichard. III. 2. 477.

[2]) Ueber diesen merkwürdigen und ausgedehnten Verkehr im höchsten Norden findet sich ein höchst interessanter Aufsatz in E. v. Baers Beiträgen zur Kenntniss des Russ. Reiches. I. 57. — Vgl. auch A. Wagner, Nuturwissenschaft und Bibel. 1855. S. 47.

[3]) The climate must have been considerably milder than at present and consequently have facilitated migration to eastward even if Behrings-Straits had then already its present dimension and the Aleuthian islands did not form a more continuous chain than they now exhibit. H. Smith, Nat. Hist of Man. p. 265.

Amerika nach Asien erfolgt sein. [1]) Ob die Polarvölker Amerika's von den eigentlichen Indianern mit Recht getrennt werden, ist freilich eine andere Frage, die noch keineswegs endgiltig entschieden ist. Farbe und Gesichtsbildung sind, wenigstens bei den westlichen Stämmen, wesentlich dieselben, wie sie die eigentlichen Indianer charakterisiren. Auch die von Morton [2]) angegebenen Schädelmasse sind durchaus nicht geeignet, die von ihm vorgenommene Trennung der Eskimos von den Indianern zu rechtfertigen, und zwar um so weniger, als auch die Sprache der Eskimos wesentlich den amerikanischen Charakter hat. [3]) Die geringen Abweichungen, die vorzüglich bei den östlichen Stämmen vorkommen, dürften sich leicht durch die eigenthümliche Lebensweise, Nahrungsmittel und klimatische Verhältnisse erklären lassen. Die Feuerländer, welche mit den Indianern Südamerika's auf das engste verbunden sind (Orbigny rechnet sie zu den Araukanern), haben die grösste Aehnlichkeit mit den Eskimos [4]) sicherlich desshalb, weil sie in ähnlichen Verhältnissen leben und den gleichen Kampf ums Dasein kämpfen müssen. Denn gleiche Ursachen müssen immer auch gleiche Wirkungen hervorbringen. [5])

[1]) Cochrane sagt von den Tschuktschen: Ihre Gesichtszüge, ihre Sitten und Gebräuche sprechen für einen amerikanischen Ursprung, wofür das Scheeren des Kopfes, das Tättowiren, das Tragen langer Ohrenringe, ihre unabhängige und grossthuerische Art zu gehen, ihre Kleidung und ihre abergläubischen Ansichten deutliche Beweise sind. — Prichard. III. 2. S. 473. — Duponceau (bei Haven, Archaeology of the United States. p. 59) sagt: It has been ascertained, that one nation, at least, on the eastern continent of Asia, the sedentary Tschuktschi speak an American language.

[2]) Morton, Grania. 247.

[3]) Their language is eminently polysynthetic, and, in that respect, in its mode of forming other derivative or compounded words as well as in its grammatical forms, it is perfectly similar to the other Indian languages, and evidently belongs to the same family. Gallatin bei Haven, Antiquities of the united States. p. 63.

[4]) Blumenbach, de varietate. p. 318. — Kennedy, Natural history of Man. II. 57.

[5]) Braunschweig, Amerikanische Denkmäler. S. 77. — Blumenbach. p. 318.

Sei dem wie ihm wolle, soviel ist jedenfalls gewiss, dass die Polarstämme das Mittelglied zwischen Asiaten und Amerikanern bilden, nach der einen Seite hin also den Uebergang zu den Mongolen, nach der andern zu den eigentlichen Indianern vermitteln.[1]) Dieser allmälige Uebergang auf beiden Seiten spricht deutlich dafür, dass wir es hier nicht mit scharf geschiedenen und streng abgegrenzten Rassen zu thun haben, sondern nur mit verschiedenen Formen einer und derselben Rasse, die in den abweichenden Lebensbedingungen ihre vollständige Erklärung finden. So viel ist jedenfalls gewiss, dass die Indianer mit den asiatischen Mongolen die grösste Aehnlichkeit haben, so dass die nahe Verwandtschaft der ersteren mit den letzteren wohl kaum bezweifelt werden kann. Wenn Burmeister[2]) behauptet, dass die durchgreifende Verschiedenheit, welche zwischen den Mongolen und Amerikanern stattfinde, die Annahme einer Einwanderung vollständig widerlege, so erwartet man wohl mit Recht, er werde solche Merkmale anzugeben im Stande sein, welche diese Behauptung rechtfertigen und die beiden Rassen als völlig verschieden erscheinen lassen. Dies ist nun keineswegs der Fall. Denn aus der von ihm gegebenen Charakteristik, die er übrigens aus Morton entlehnt hat, könnte man eher auf eine durchgreifende Aehnlichkeit schliessen, was wohl zur Genüge beweist, dass klar und bestimmt hervortretende Unterschiede gar nicht vorhanden seien. „Alle Indianer, sagt er, haben das lange, schwarze, schlaff herabhängende Haar, die zimmtbraune Haut, die düstere Stirne, das matte schläfrige Auge, die vollen zusammengepressten Lippen und die hervertretende, oben ausgeweitete Nase, zu welchen Merkmalen wir noch die stark vorspringenden Backen-

[1]) Indeed we find the American variety passing through the Kolushians on the north-west coast and the Esquimaux by almost insensible gradations in the Mongolian. Ward, nat. Hist. p. 295. Die Athapaskas bilden ein Zwischenglied zwischen den Eskimos auf der einen und den verschiedenen amerikanischen Jägerstämmen auf der andern Seite. Latham hat auch in der Sprache eine unzweifelhafte Verwandtschaft gefunden. Prichard. IV. 397.

[2]) Burmeister, Geschichte der Schöpfung. S. 515.

knochen und die mangelhafte Bartbildung rechnen. In Bezug auf den Schädelbau stehen sie dem sphärisch-quadratischen Typus am nächsten. Am nächsten schliesst sich die mongolische oder tartarische Rasse an die amerikanischen Völker an. Entschieden kubische Schädelformen mit dicken aber nicht sehr soliden Knochen, ein breites flaches Gesicht mit niedriger Stirne, kleine schiefgestellte, im Innenwinkel herabgezogene Augen, eine kurze, im Grunde niedrige, am Ende breite Nase, stark hervortretende scharfkantig abfallende Backenknochen, unkräftiges, etwas vortretendes Gebiss, ein ebenfalls geringer Bart beim Mann, ein kurzes Kinn und schwarze, schlaffhängende Haare bilden in Verbindung mit gelblicher, bald der braunen, bald der weissen mehr genäherten Hautfarbe die Hauptmerkmale dieser Rasse.“ Schon aus dieser Charakteristik geht hervor, dass Farbe und Textur der Haare, sowie auch der geringe Bartwuchs bei beiden Stämmen vollkommen gleich seien, was übrigens auch alle Beobachter bestätigen. Auch die Hautfarbe bietet nur sehr geringe Unterschiede dar, die jedoch vollständig verschwinden, wenn man bedenkt, dass bei beiden Rassen zahlreiche Variationen einerseits zum Braun, anderseits zum Weiss vorkommen. [1]) Die niedere Stirne haben beide gemeinsam; denn selbst Morton bezeichnet die „niedrige, zurückweichende Stirne, sowie die hervorspringenden Wangenbeine“ als hauptsächlichstes Charakteristikum der Amerikaner. Was das kantige oder abgerundete Abfallen der Wangenbeine betrifft, so ist dies bei keinem der beiden Stämme ein konstantes Merkmal. [2]) Die Jochbogen haben bei beiden Stämmen

[1]) Die rothe Farbe kommt auch bei den Mongolen vor. Die Tungusen werden von Cochrane und Ledyard als kupferfarbig beschrieben. Von den Bureten, Kalmücken und den Mongolen in der Nähe von Bogdo sagen Cochrane, Tooke und Plescheef, dass ihre Farbe vom Gelb zum Braunroth oder zur eigentlichen Kupferfarbe variire. Vgl. Bradford, Am. Antiquities. p. 283. — In Asia we find coppercolored nations in the northern parts of Sibiria, where they have existed beyond historical memory. Bradford. p. 244.

[2]) Retzius (ethnologische Schiften. S. 132) erwähnt einen Puelchenschädel, bei dem die Backenerhebungen gross und kantig sind. Seite

dieselbe Breite, wie auch die Coronal- und Occipital-Regionen gleich gebildet sind;[1]) beide Stämme haben, mehr oder minder vollkommen, die quadratische Gesichtsform. Die schiefgestellten Augen kommen weder bei den Mongolen überall vor, noch auch fehlen sie bei den Indianern.[2]) Mit Recht hat daher O'Kenney, ein vorzüglicher Kenner beider Rassen, behauptet, dass, wenn der Schädel eines rothen Indianers neben den eines rothen Tartaren gestellt würde, man dieselben, vorausgesetzt dass sie genuin sind, in allen Theilen vollkommen gleich ohne alle und jede Abweichung finden würde, während sie von den Schädeln der Europäer und Afrikaner auffallend verschieden wären. Da so keines der Merkmale, welche bei der Rassenbestimmung massgebend sein müssen, den Amerikanern ausschliesslich zukommt, oder wie Humboldt[3]) sagt, da unter allen Kennzeichen des Amerikaners keines ist, welches nicht auch beim Mongolen gefunden würde, so kann auch von einer durchgreifenden Verschiedenheit keine Rede sein. Es haben im Gegentheile alle Reisenden, welche beide Stämme zu beobachten Gelegenheit hatten, sich mit der grössten Bestimmtheit dahin ausgesprochen,

157 hat er an zwei Schädeln von Oregon-Indianern den brachy-cephalischen, mongolischen Charakter deutlich nachgewiesen.

[1]) O'Kenney, Memoirs. II. 137.

[2]) As to the oblique eye so generally spoken of as a characteristic of the Chinese, I have found it among them in some instances and also among Chinooks of Northwest America; but I have not been able to make much use of it as a distinctive character. Pickering, races of Man. p. 7. Unter 13 Chinesen, welche Bachmann untersuchte, hatten nur drei das schiefe Auge, wie er dasselbe auch bei mehreren Japanesen nicht fand. Bachmann, the doctrine of Unity. p. 271. In several portions of the new continent the oblique eyes, complexion and other characters of Mongols occur. H. Smith, nat. history of Man. p. 254. — Nach Orbigny haben die Guarani und Botokuden, nach Martius (Reise. I. 375) die Puris, Coropos und Coroadas, nach De Salles (Histoire générale des races hum. p. 325) die Chiquitos, Tupis, Patagonier und Caraiben schiefgestellte Augen. — In some of the Brazilian tribes the oblique eye of the Chinese and Mongolians occur. Latham, Man and his Migration. p. 114.

[3]) Humboldt, Essay sur la nouvelle Espagne. I. 301.

dass, wenn nicht eine völlige Gleichheit, so doch eine so grosse Aehnlichkeit zwischen beiden bestehe, dass ihre nahe Verwandtschaft gar keinem Zweifel unterliegen könne. Mitchell stellt die Amerikaner mit den Tartaren zusammen und führt als seiner Meinung zugethan den französischen Consul Cazeau an, der die Amerikaner sorgfältig mit den asiatischen Tartaren wie er selbst mit chinesischen Matrosen verglichen hatte.[1]) Nach Bell[2]) gibt es kein Volk in der Welt, dem die Eingebornen Canada's so ähnlich sind, als die Tungusen, während Dobell[3]) die amerikanischen Stämme denen in der Umgegend von Tomsk so ähnlich fand, dass er auf ihren gemeinsamen Ursprung schliessen zu müssen glaubte. Pike sagt von den Sioux: „Ihre gutturale Aussprache, ihre hohen Wangenbeine, ihre Gesichter und ihre distinkten Sitten nebst ihren eigenen Traditionen lassen mich ohne den leisesten Zweifel glauben, dass sie von der nordwestlichen Spitze Amerika's ausgezogen und dorthin waren sie über die schmale Strasse gekommen, die an dieser Stelle die zwei Continente trennt; sie sind absolut Abkömmlinge von einem Tartarenstamme.“[4]) Ledyard[5]) spricht in einem Briefe an Jefferson seine Ueberzeugung dahin aus, dass Amerika von Asien aus bevölkert worden sei und dass die Indianer auf dem einen und dem andern Continent dasselbe Volk seien. Martius[6]) sagt: „Die Physiognomie der eingewanderten Chinesen hatte für uns besonderes Interesse und wurde späterhin dadurch noch merkwürdiger, dass wir in ihnen den Grundtypus zu bemerken glaubten, welchen man auch an den Indianern wahrnimmt. Zwar ist die Gestalt des Chinesen etwas schlanker, die Stirne etwas breiter, die Lippen sind dünner und gleichförmiger, die

[1]) Lücken, Einheit. S. 93.

[2]) Bell, travels from St. Petersburgh to various parts of Asia. Edinb. 1788. I. 280. – Vgl. Carli, Briefe über Amerika. II. 49.

[3]) Dobell, travels in Kamtschatka and Sibiria. 1830. II. 112.

[4]) Prichard. IV. 428.

[5]) Spark's life of Ledyard. p. 66 u. 255. — O'Kenney, Memoirs II.

[6]) Martius, Reise nach Brasilien. I. 184.

Züge überhaupt feiner und milder, als jene des in Wäldern aufgewachsenen Amerikaners; jedoch sind der kleine, nicht längliche, sondern rundlich-eckige, etwas spitzige Kopf, das breite Mittelhaupt, die höckerartig hervorragenden Stirnhöhlen, die niedrige Stirne, die starke Zuspitzung und Hervorragung an den Jochbeinen, die schräge Lage der kleinen, enggeschlitzten Augen, die stumpfe, verhältnissmässig kleine, gleichfalls breitgedrückte Nase, der Mangel starker Behaarung am Kinn und übrigen Körper, die schwarzen, langen, schlichten Haupthaare, die gelbliche oder hellröthliche Färbung der Haut lauter Züge, welche der Physiognomie beider Rassen gemeinsam sind. Auch der misstrauische, hinterlistige, nicht selten diebische Charakter und der Ausdruck kleinlicher Sinnesart und mechanischer Bildung zeigen sich bei beiden Stämmen auf gleiche Weise. Bei der Vergleichung der mongolischen Physiognomie mit der amerikanischen hat der Beobachter Gelegenheit genug, leitende Spuren zu finden, durch welche der Ostasiate unter dem Einfluss eines andern Clima hindurchgehen musste, um endlich zum Amerikaner zu werden." In ähnlicher Weise sprechen sich Bachmann, [1]) Barrow, [2]) Davis, [3]) Hum-

[1]) We saw a considerable number of individuals, who belonged to several Mongolian families on the eastern continent, who, if we had met with them in America, we should immediatly have classed with some of the tribes of our now dispersed and almost extinct aborigines. We observed the same high cheek-bones, the same very straight hair with scarcely a tendency to curl, the same beardless face so very stricking and peculiar in every branch of the Mongolian family. We could add many other resemblances in countenance, language and mode of life etc. etc. Bachmann, the doctrine of unity. p. 271.

[2]) The Viceroy of Brazil retains a dozen of the native Indians in his service as rowers of his barge. We observed the Tartar or Chinese features, particularly the eye, strongly marked in the countenance of these Indians. The copper tinge was rather deeper than the darkest of the Chinese, but their beards, being mostly confined to the upper lip and the point of the chin together with their strong black hair bore a very near resemblance. Barrow, travels. p. 30.

[3]) In some points of physiology the people whom we describe bear a considerable resemblance to the North-American Indians. There is

boldt, [1]) Assal, [2]) Dumont d'Urville, [3]) Kennedy, [4]) Latham, [5]) Pennant, [6]) Pickering, [7]) Temple, [8]) Ward, [9]) Vater, [10]) Neumann, [11]) Prichard, O'Kenney und andere aus, welche hier aufzuführen ebensowenig nothwendig ist, als die Aufzählung jener gelehrten Forscher, welche bei der Classifizirung des Menschengeschlechtes die Amerikaner geradezu den Mongolen eingereiht haben. Jedenfalls aber dürften die angeführten Zeugnisse von den bewährtesten Schriftstellern genügend sein, um jeden

the same lank, black and shining hair, the same obliquity of the eyes, and eye browns turned upwards at the outer extremities and a corresponding thinness and tufty growth of beard. The Chinese, too, is distinguished by a nearly total absence of hair from the surface of the body. Davis, the Chinese. I. 251.

[1]) On ne peut se refuser d'admettre, que l'espèce humaine n'offre pas des races plus voisines que le sont celles des Américains, des Monguls, des Mantchoux et des Malays. Humboldt, Essai polit. I. 367.

[2]) Die Abstammung der amerikanischen Indianer von den nordasiatischen Völkern beweist uns die grosse nicht zu verkennende Aehnlichkeit der Gesichtszüge und der Körperbau derselben überhaupt. Ich hatte Gelegenheit, acht chinesische Matrosen zu beobachten, welche von Makao nach New-York kamen. Ihre sparsamen Barthaare, die braunrothe Gesichtsfarbe, das schwarze schlichte Haar, die Beschaffenheit der Augen und der Gesichtsbildung, überhaupt der ganze äussere Charakter war von sprechender Aehnlichkeit mit dem süd- und mittel-amerikanischen Indianer. Assal, Nachrichten über die früheren Einwohner von N.-Amerika. 1827. S. 82.

[3]) Dumont d'Urville (Reise. I. 174) sagt von den Patagoniern: Die schmalen, länglichen und wenig offenen Augen erinnern sogleich an den mongolischen Typus. Ihre Backenbeine stehen vor, Bart- und Haarwuchs ist dünn.

[4]) Kennedy, Essays. p. 87 sq.

[5]) Latham, Man and his Migration. p. 121.

[6]) Pennant, Arctic Zoology. II. 260.

[7]) Pickering, Races of Man. p. 16.

[8]) Temple, Travels in Peru. II. 184.

[9]) Ward, Nat. History. p. 295.

[10]) Vater, die Bevölkerung Amerika's. S. 68.

[11]) Ausland. 1845. S. 658.

Zweifel über die Verwandtschaft der beiden Rassen zu verscheuchen und das Urtheil A. Wagner's[1]) gerechtfertiget erscheinen zu lassen. Die nahe Verwandtschaft der amerikanischen Rasse, sagt er, sowohl nach ihrem Schädelbau, als der ganzen Körperbeschaffenheit mit der mongolischen Rasse, zum Theil auch mit der kaukasischen, ist durch so viele Dokumente zur Evidenz gebracht, dass eine Läugnung derselben nur aus Unkenntniss des Thatbestandes oder einer gänzlichen Trübung des Blickes durch Verrennung in vorgefasste Meinungen versucht werden kann.

Neben der körperlichen Aehnlichkeit besteht auch eine sehr grosse Uebereinstimmung in den Sitten und Gebräuchen zwischen beiden Stämmen. Derartige Analogien haben zwar für sich allein nur geringe Bedeutung, weil der Mensch, zumal der Naturmensch, sich überall gleich bleibt, werfen aber dann ein sehr grosses Gewicht in die Wagschale, wenn wie im vorliegenden Falle die physische Gleichförmigkeit bereits als erwiesen betrachtet werden darf. Nur einige Punkte sollen hier angeführt werden. Der orientalische Dualismus, der Glaube an einen guten und bösen Geist, ist in ganz Nordamerika verbreitet und entspricht genau dem asiatischen Schamaismus, dessen wesentliche Grundlage der Kultus des Feuers und der Sonne ist, ganz so wie in der Naturreligion der Indianer. Die Schamanen, welche zugleich als Zauberer gelten und mit dem bösen Geiste in Verbindung zu stehen vorgeben, sind vollkommen identisch mit den Beschwörern und Gauklern der Indianer. [2]) Diese, die Medizinmänner der Rothhäute, urtheilen bei ihren Regenoperationen nach den Zeichen eines auf hohen Stangen oder Baumwipfeln befestigten Windfähnchens, was in derselben Weise die Schamanen in Sibirien thun. [3]) Diese gelten für Propheten und suchen Krankheiten durch übernatürliche Mittel zu heilen, ganz so, wie es bei den Indianern der Fall ist.

[1]) Wagner, Geschichte der Urwelt. II. 238.

[2]) Schoolcraft, Information resp. the history, condition and prospects of the Indian tribes. V. 31. — Prichard, Nat. history of Man. 669. — Bradford, Am. Antiquities. p. 400.

[3]) H. Smith, Nat. hist. of Man. p. 247, – Perty, Anthropolog Vorträge. S. 206.

Kurz, die Analogien in den religiösen Anschauungen und Gebräuchen der beiden Continente lassen sich bis in's Einzelste nachweisen bis herab zum Rauchen des Tabaks als Kultushandlung und dem Herumgehen der Friedenspfeife in feierlichen Versammlungen. [1]) Die Tungusen und einige andere asiatische Stämme haben die Sitte, ihre Todten in Kisten auf Bäumen oder besonderen Gerüsten aufzustellen oder auch sie in sitzender Stellung zu begraben. [2]) Denselben Gebrauch finden wir auch in Amerika.

Die Vorstellung, dass die Seelen nach dem Tode ohne bestimmten Wohnort umherschwärmen, finden wir bei den Nordamerikanern und mehreren mongolischen Stämmen. [3]) Die Todtenopfer, welche Catlin so anziehend beschreibt, [4]) sind weit verbreitet unter den Indianern; aber auch bei den Mongolen, vorzüglich aber den Chinesen werden sie gefunden. [5]) Nach Erman sind die Tänze, welche die Ostiaken vor dem Bilde Oerdidks aufführen, den Waffentänzen der Koluschen vollkommen gleich. [6]) Herodot [7]) berichtet, dass bei der Beerdigung scythischer Häuptlinge mehrere ihrer Sklaven auf dem Grabe getödtet wurden; derselbe Gebrauch herrschte auch bei den Mongolen, den Natchez und andern amerikanischen Stämmen. [8]) Wie die Indianer ihren Wigwam, so haben die Tartaren ihre Jurte. Beide, die Jurte und der Wigwam sind in derselben Weise und aus demselben Material gebaut. Bei beiden Stämmen herrscht dieselbe Abneigung gegen feste Wohnungen. Die russische Regierung machte, wie Ledyard versichert, den Jakuten das Anerbieten, ihnen bequeme Hütten bauen zu lassen, was sie jedoch zurückwiesen. Die Indianer

[1]) Assal, Nachrichten. S. 82. — Bradford p. 401. — Waitz, Anthropologie. III. 57.

[2]) Ranking, Researches. p. 461. — Perty, Ethnographie. S. 159.

[3]) Müller, Geschichte der amerikanischen Religionen.

[4]) Catlin, Die Indianer Nordamerika's. S. 66.

[5]) Schoolcraft, Information. p. 80.

[6]) Prichard, Nat. Hist. p 668.

[7]) Herodot. IV. 71.

[8]) Bradford. p. 403.

würden nicht anders handeln.[1]) Die Tungusen haben dieselben Canots, wie viele amerikanische Stämme.[2]) Mehrere Indianerstämme pflegen sich das Haupthaar bis auf die sogenannte Skalplocke abzuscheeren. Diese Sitte ist auch bei den Mongolen sehr verbreitet und wurde auch schon von den alten Scythen geübt. Bei demselben Volke war nach Herodot[3]) auch das Skalpiren gebräuchlich, wie es jetzt noch von den Indianern geübt wird. Dass auch andere mongolische Völker diesem barbarischen Gebrauch zugethan waren, beweist ein bei den Kalmücken gefundenes Bild, das einen Reiter,. von dessen Brust Skalpe herabhängen, darstellt.[4]) Das Ausreissen des Bartes und der Haare an verschiedenen Theilen des Körpers ist nicht nur bei verschiedenen Stämmen Amerika's, sondern auch bei den Tungusen, Japanesen, Buräten u. a. gebräuchlich.[5]) Die Indianer und Tartaren haben ihre wohlabgegrenzten Jagdbezirke und nichts führt bei beiden Stämmen leichter zu Feindseligkeiten, als die Verletzung dieser Grenzen.[6]) Die Sibirier und Amerikaner sind ausserordentlich für Dampfbäder eingenommen. Sie sind in gesunden Tagen ein beliebtes Vergnügen und ein Heilmittel für jegliche Krankheit. Mongolen und Indianer gleichen sich auch darin, dass sie den Dampf in derselben Weise erzeugen, nämlich dadurch, dass sie Wasser auf erhitzte Steine giessen.[7]) Die Tartaren spielen auf einer Flöte melancholische Weisen vor dem Zelte ihrer Geliebten, was in gleicher Weise auch die Indianer thun.[8]) Indianer und Tartaren haben den Wampum, d. i. einen Gürtel oder vielmehr Reihen von bunten Muscheln, welche vereiniget einen breiten Gürtel bilden. Er wird vorzugsweise zum Schmucke ge-

[1]) O'Kenney, Memoirs. II.

[2]) Vater, die Bevölkerung Amerika's, S. 117.

[3]) Herodot. IV. 64. Athenaeus. XII. 524. Anthropological Review. 1864. N. 4 p. 49 sq.

[4]) Ranking, Researches. p. 461.

[5]) Lawrence, Lectures p. 320.

[6]) O'Kenney, Memoirs. II.

[7]) Bradford. p. 404.

[8]) Schoolcraft, Information.

tragen, dient aber auch, wie der Quippos der Peruaner, zur Aufbewahrung von Ueberlieferungen. [1]) Die Indianer haben ihre Mocassins, d. i. Schuhe von weichem Leder ohne steife Sohle und gewöhnlich um die Knöchel herum verziert. In ganz gleicher Weise finden wir sie auch bei den Tartaren. [2]) Tungusen und Amerikaner tättowiren sich, [3]) wie es auch schon die alten Scythen geübt haben sollen. [4]) Die Sitte, dass die Weiber zur Zeit ihrer Katamenien in eigenen Hütten sich absondern müssen, oder doch wenigstens ihre eigene Ecke und Thüre in der Hütte haben, findet man bei den Caraiben, besonders bei den Nordamerikanern bis zu den Koluschen, aber auch bei den sibirischen und mongolischen Völkern. [5]) Die Constellation des grossen Bären ist den Indianern und Sibiriern unter demselben Namen bekannt. Beide nennen die Aurora borealis den „Tanz der Todten" oder „tanzende Geister." [6]) Auch der Umstand, dass die Indianer ihre Abstammung meist von Thieren herleiten, z. B. die Delawaren vom Adler, die Tonkaway vom Wolfe, die Chippiway vom Hunde, findet in Asien vielfache Parallelen, zumal bei den Turkvölkern. [7]) Die Indianer, wie die Nordasiaten verehren den Bären und wenn sie einen auf der Jagd getödet haben, so richten sie Gesänge an seine Manen. [8]) „Weiss" ist bei beiden Stämmen die heilige Farbe und „Neun" die heilige Zahl. [9]) Amerikaner und Asiaten sind gleich leidenschaftlich für das Tabakrauchen eingenommen und die Friedenspfeife — Calumet — ist bei beiden Stämmen in derselben Weise im Gebrauch. [10]) Es ist eine bekannte Thatsache, dass mehrere amerikanische Stämme die sonderbare Sitte hatten und zum Theil noch haben, die Schädel künstlich

[1]) O'Kenney, Memoirs. II.

[2]) Ausland. 1851. S. 755.

[3]) Ranking, Researches. p. 461.

[4]) Pomponius Mela. II. 1.

[5]) Lücken, Einheit des Menschengeschlechtes.

[6]) Bradford. p. 405,

[7]) Ritter, Erdkunde. II. 439. — Waitz, Anthropologie. III. 57. 119.

[8]) Charlevoix, II. p. 56.

[9]) Bradford. p. 405.

[10]) Ledyard, der die chinesische Pfeife bei den sibirischen Tartaren

umzuformen und ihnen eine ihre Idee von Schönheit entsprechende Form zu geben. Die Caraiben drücken die Stirne nieder, die Natchez drücken das Hinterhaupt platt, die Indianer vom Columbia- und Wallamuthflusse pressen die Scheitelflächen nieder, wesshalb sie Plattköpfe — Flatheads — genannt werden.[1]) Ob auch die missgestalteten Schädel der Peruaner durch mechanischen Druck erzeugt wurden, wird noch bestritten. Tiedemann und Tschudi halten sie für angeborene Eigenthümlichkeit, während Orbigny, Morton und Retzius sie für Kunstprodukte halten. Man hat früher vielfach geglaubt, dass dieser Gebrauch echt amerikanisch sei und in keinem Zusammenhang mit der alten Welt stehe. Es haben jedoch schon griechische und römische Schriftsteller[2]) das Bestehen

allgemein im Gebrauche fand, hält es für wahrscheinlich, dass die nördlichen Stämme Asiens die Sitte des Rauchens von den Chinesen erhielten und sie zugleich mit nach Amerika hinüber nahmen, von wo sie durch Walter Raleigh ihren Weg wieder nach Osten nahm. Bradford. S 416.

[1]) Das Plattdrücken des Kopfes geschieht im zartesten Kindesalter in verschiedener Weise. Die Wallamuthindianer legen das Kind kurz nach der Geburt auf ein Brett, an dessen Rändern Riemen befestiget sind, mit denen es festgebunden wird. An einem Ende des Brettes ist ein Loch für das Hinterhaupt und neben diesem ist ein Stück Brett mittelst Riemen befestiget, welches auf Scheitel und Stirne drückt. Der Druck wird unausgesetzt mehrere Monate lang und gleichmässig erhalten. Die Chenouken und andere bedienen sich zu dieser Operation eines ausgehöhlten Baumstammes in der Form einer kleinen Wiege von 8—9 Zoll Tiefe. Ueber den Scheitel geht ein dicker, aus Gras zusammengeflochtener Querriegel, welcher, an der rechten Seite der Wiege befestiget, durch eine Oese an der linken angezogen wird und den Druck bewerkstelliget; in dieser Lage muss das Kind mehrere Monate lang verweilen, ohne von der Stelle gerückt zu werden. Der kleine Patient soll ein gräuliches Schauspiel darbieten. Seine kleinen, schwarzen Augen stehen aus ihren Höhlen hervorgetrieben, wie bei einer kleinen Ratte, deren Kopf in der Klemme einer Falle steckt. Morton, Crania. p 202. — Retzius, ethnogr. Schriften. S. 67. — Blumenbach, de varietate. p. 216. — Adair, History of the North-American Indians. p. 9. — Kane, Reisen eines Malers. S. 84.

[2]) Hippocrates, de aere, aquis et locis. Lib. I. — Pomponius Mela, de situ orbis. I. 19. — Strabo, XI. 11.

dieser Unsitte bei mehreren Völkern der alten Welt berichtet, und Blumenbach [1]) hat Beispiele von künstlichen Kopfformen bei Germanen, Galliern, Italienern, Griechen etc. nachgewiesen; Foville [2]) hat sogar gezeigt, dass der barbarische Gebrauch, den Kopf auf künstliche Weise umzuformen, auch heute noch in einigen Gegenden von Frankreich fortbestehe. Aus den Arbeiten Fitzingers, [3]) Rathkes, [4]) Retzius und Anderer über künstlich geformte Schädel aus dem Alterthum geht nun unzweifelhaft hervor, dass diese Sitte von der entferntesten Vorzeit her einem Theile der östlichen Völker angehört habe und, wie Thierry nachgewiesen hat, ursprünglich von den Mongolen ausgegangen sei. Wie die künstliche Kopfform der Makrocephalen des Hippokrates als ein Zeichen des Adels angesehen wurde, so hatten auch die Hunnen diesen sonderbaren Gebrauch in der Absicht angenommen, um sich dadurch ein grösseres Ansehen zu geben und sich der aristokratischen Rasse ähnlich zu machen. [5]) Es ist nun äusserst merkwürdig, dass die Plattkopfstämme in Amerika diese Entstellung des Kopfes in derselben Weise für rühmlich und aristokratisch halten, so dass es den Sklaven dieser Indianer nicht gestattet ist, ihren Kindern den Kopf platt zu drücken, und dass einzelne Individuen, deren Köpfe durch Krankheit in der Kindheit die übliche Missgestaltung nicht erlangt haben, niemals einen Einfluss oder eine höhere Stellung in ihrem Stamme erlangen können, ja nicht selten als Sklaven verkauft werden. [6]) Alles dieses spricht für eine uralte Verbindung Asiens mit der neuen Welt und Retzius [7]) hat sich wohl nicht mit Unrecht dahin ausgesprochen, dass mongolische Stämme die besprochene Sitte nach Amerika gebracht hätten, welche dann auch auf andere nicht mongolische Völker übergegangen sei.

[1]) Blumenbach. p. 216.

[2]) Foville, Traité d'Anatomie bei Retzius. S. 129.

[3]) Fitzinger, in den Denkschriften der Wiener Akademie. 1851.

[4]) Rathke, in Müller's Archiv. 1843. S. 147.

[5]) Thierry, Attila. Schilderungen aus der Geschichte des fünften Jahrhunderts. Deutsch von Burkhardt. 1852.

[6]) A Wagner, Urgeschichte. II. 159.

[7]) Retzius, ethn. Schriften. S. 161.

Wie die künstliche Entstellung des Kopfes aller Wahrscheinlichkeit nach von Asien ausgegangen ist, so scheinen auch die Tumuli in Nordamerika auf eben diesen Welttheil als auf ihre ursprüngliche Heimat hinzuweisen. Diese Erdwerke, welche nach den Untersuchungen Squiers [1]) als Begräbnisse, Altar- und Tempelberge, Observatorien, Fortifikationen etc. dienten, sind in unglaublicher Anzahl im nördlichen Amerika verbreitet, so dass im Staate Ohio allein deren mehr als 10,000 gezählt werden. [2]) Es ist hier nicht der Platz, die äussere Form und den Zweck dieser Werke näher zu beleuchten oder die Analogien nachzuweisen, welche zwischen ihnen und den keltischen Kromlechs, den mexikanischen Pyramiden [3]) etc. bestehen, sondern es genügt für unsern Zweck einfach daran zu erinnern, dass auch in Asien ganz ähnliche Bauten vielleicht in noch grösserer Zahl als in Amerika vorkommen. Man findet sie besonders in Sibirien und in der Tartarei, in den russischen und türkischen Steppen, dann aber auch im europäischen Russland, wo sie namentlich an der Strasse von Petersburg nach Moskau in grosser Menge vorhanden sind [4]), Ledyard, Strahlenburg und Andere haben sehr viele dieser Bauten genauer untersucht und sie mit den amerikanischen vollkommen identisch gefunden. Ebenso geht aus Clarkes Beschreibung hervor, dass die asiatischen Tumuli den amerikanischen in Lage und Bauweise, dann bezüglich ihrer äussern Form und ihres gewöhnlichen Inhaltes so sehr

[1]) Squier, Ancient Monuments of the Mississippi-Valley. Smithsonian Institution. 1848.

[2]) Parker (Journal of an exploring tour beyond the R. mountains) glaubt, dass ein grosser Theil der Tumuli auf natürlichem Wege entstanden sei. Niemand, sagt er, der die vielen Tausende derselben gesehen hat, wird leichtgläubig genug sein, nur den fünfhundersten Theil derselben für Menschenwerk zu halten.

[3]) Merkwürdig ist, dass die Choktaws nach Adair S. 378 die Tumuli Nanne-Yah d. i. the hills of god = Götterberge nannten, eine Bezeichnung, die mit der mexikanischen vollkommen identisch ist.

[4]) Assal, Nachrichten. S. 77.

gleichen, dass man sie ohne Bedenken einer und derselben Rasse zuschreiben muss.[1])

Auch die Thierwelt Amerika's, so eigenthümlich dieselbe zu sein scheint, deutet darauf hin, dass im Norden ein uralter Zusammenhang der neuen mit der alten Welt bestanden habe.[2]) Denn die Thiere Nordasiens finden sich fast sämmtlich im nördlichen Amerika wieder. Von den Hausthieren scheint indess die neue Welt bei ihrer Entdeckung nur ein einziges mit der alten gemein gehabt zu haben, nämlich den Hund. Der indianische Hund ist mit dem sibirischen so nahe verwandt, dass die Abstammung des ersteren von dem letzteren gar nicht bezweifelt werden kann. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er über die Behringsstrasse nach Amerika eingeführt worden, was mehrere Umstände zu beweisen scheinen.[3]) Denn auf beiden Seiten der Strasse werden die Hunde in derselben Weise zum Ziehen des Schlittens verwendet und ihre Haare zu Decken verwebt; dann herrscht auf beiden Continenten der Glaube, dass der Hund die bösen Geister wahrnehme und sie durch sein Heulen verscheuche; desshalb muss er vor dem Bette des Sterbenden wachen und wird dem Todten geopfert.[4])

Dass Amerika seine ursprüngliche Bevölkerung aus dem nordöstlichen Asien erhalten habe, beweist auch der Umstand, dass der Strom der Bevölkerung, welcher bei der Entdeckung dieses Welttheils durch die Europäer noch in vollem Flusse begriffen war, von Norden nach Süden an der Westküste sich hinabzog. Nur auf der westlichen, Asien zugekehrten Seite fanden die Spanier eine dichte Bevölkerung und Staaten mit

[1]) Kennedy, Essays. p. 107. — Haven, Archaeology of the United States. p. 177. — Bradford, p. 399.

[2]) Ledyard glaubt, Amerika habe mehrere, wenn nicht alle seiner Thiere aus Asien erhalten, während Assal (Nachrichten. S. 83.) der Ansicht ist, dass, wenn alle Thiere Nordasiens und Amerika's genau untersucht sein würden, man auch finden werde, dass viele miteinander übereinstimmen und von demselben Geschlechte sind.

[3]) Pickering, the races of Man. p. 317.

[4]) Bradford, p 403.

mehr oder minder vorgeschrittener Kultur, während Südamerika und die östlichen Gebiete Nordamerika's nur von einzelnen Horden, die sich wie Trümmer eines grossen Schiffbruchs in den unermesslichen Ebenen umhertrieben, bewohnt waren.[1] „Es spricht, sagt Dr. Julius,[2] für die allmälige Verbreitung der eingewanderten Urbewohner von Norden nach Süden nichts auffallender und augenscheinlicher, als der Stand ihrer eigenthümlichen, theils mitgebrachten, theils in Amerika weiter entwickelten Gesittung. Denn wenn man die Lappen und Samojeden des Südens, die Pescheräs und Patagonier ausnimmt, so ist das mächtigste und vorgeschrittenste Reich des alten Amerika auch das südlichste, also von den Einwanderern aus Norden zuerst begründete: das der menschenfreundlichen, sanften und gesitteten Peruaner. Etwas weiter nördlich liegt das uns in so prachtvollen religiösen Bauwerken in der Nähe des See's Titicaca erst vor Kurzem näher bekannt gewordene alte Reich in Oberperu und Bolivia, darauf folgt das ihm an Bildung am nächsten tretende, das mächtige, in Pyramiden und Tempeln und alten Denkmalen laut zu uns redende der Azteken, die aber schon grausamen Götzendienst durch Menschenopfer übten. Endlich erscheint der weite, nördlichere Theil des Landes, wahrscheinlich die jüngsten Einwanderer enthaltend, noch von Jägern durchzogen, die meist unter dem wandernden Wigwam von ihrem Jagdertrag leben."

Für eine Einwanderung der Indianer aus Asien spricht wohl am deutlichsten der Umstand, dass manche Stämme die Tradition bewahrt haben, ihre Voreltern seien aus weiter Ferne über das Meer hergekommen, dass sie sich selbst als Eingewanderte betrachten und glauben, ihre eigentliche Heimat sei im Westen. Darum nennen sie den Nordwestwind den Heimwind.[3] Mehr als 20 Stämme der Indianer in den Vereinigten Staaten und in Cannada erinnern sich ihrer Wanderung von Norden her oder über die Rocky Mountains.[4] Die

[1]) Humboldt, Reise in die Aequinoktialgegenden. II. 176

[2]) Dr. Julius, Nordamerika's sittliche Zustände. I. 327.

[3]) Müller, die Religionen Amerika's. S. 50.

[4]) H. Smith, nat. hist. p. 251.

Lenni-Lenape haben die, wie Prichard sagt, sehr glaubwürdige Tradition, dass ihre Voreltern in früheren Jahrhunderten in einem sehr entfernten Lande im Westen Amerika's gewohnt hätten.[1]) Die Athapaskas, welche das Mittelglied zwischen den Eskimos auf der einen und den indianischen Jägerstämmen auf der andern Seite bilden, werden von Makenzie für ein asiatisches oder sibirisches Volk gehalten. Sie kamen von Westen, sagt er, und nach ihrer eigenen Tradition von Sibirien; in der Kleidung und den Sitten stimmen sie mit den östlichen Asiaten auch ganz überein. Es existirt bei ihnen eine Tradition, nach der sie ursprünglich von einem andern Lande, das von einem sehr bösen Volke bewohnt war, kamen und über einen grossen See gesetzt seien, welcher schmal, seicht und voll Inseln war, wobei sie durch Eis und tiefen Schnee, da es immer Winter war, viele Mühseligkeiten auszustehen hatten.[2]) Es liegt hier die Annahme wohl sehr nahe, dass sie von dem „bösen Volk" überwunden und ostwärts gedrängt über die Aleuten nach Amerika eingewandert und am Kupferminenfluss sich niedergelassen haben. Die Boucheux scheinen über die Behringsstrasse gekommen zu sein, denn sie haben die Tradition, dass ihre Vorfahren vom Westen hergekommen und über einen Meeresarm gesetzt seien.[3]) Diese wenigen Angaben mögen hier einstweilen genügen; denn es scheint gerathen zu sein, die Sagen und Traditionen sämmtlicher Stämme Amerika's über ihre Wanderungen im Zusammenhange zu behandeln, was hier zu weit führen würde. Es sei desshalb nur noch daran erinnert, dass sich die Sage von einer allgemeinen Fluth, wenn nicht bei allen, so doch bei den meisten Stämmen Amerika's wiederfindet, was unzweifelhaft auf einen alten Zusammenhang mit Asien hindeutet.[4]) Denn wenn auch verschiedene Ereignisse in den Menschen den Gedanken an eine Sündfluth zu erwecken vermochten, so kann man es doch nicht mehr dem blossen Zufall zuschreiben, wenn die meisten Stämme, zumal

[1]) Prichard, IV. 405.

[2]) Makenzie, Reise nach Nordamerika. 1802. — Prichard, IV. 397.

[3]) Lücken, Einheit. S. 111.

[4]) Schoolcraft, Information. V. 31.

aber die Mexikaner, diese Fluth von Umständen begleitet sein lassen, die den von der heil. Schrift erzählten gleich oder doch ganz ähnlich sind.

Noch müssen wir hier der amerikanischen Sprachen gedenken, welche man von jeher als einen Beweis dafür angeführt hat, dass die Rothhäute in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu den Völkern der alten Welt stünden. Es ist in der That auch nicht zu leugnen, dass die indianischen Sprachen, deren Zahl von Martius [1]) auf 1300 angegeben wird, von denen der alten Welt ausserordentlich abweichen und bei ihrer polysynthetischen Natur den geraden Gegensatz zu den einsilbigen Idiomen Ostasiens bilden. So gross aber auch immer dieser Unterschied sein mag, so ist er doch kaum grösser als der, welcher zwischen den einzelnen Gruppen der indianischen Sprachen selbst besteht. Selbst Stämme, welche ganz nahe unter sich verwandt sind, weichen in der Sprache oft so sehr von einander ab, dass sie sich gegenseitig nicht verstehen. Es ist, wie Tschudi sagt, eine bekannte Thatsache, dass einzelne Tribus oder Rotten von Indianern sich vom Hauptstamme ablösen, in entfernte Gegenden ziehen und sich dort gewissermassen eine neue Sprache bilden, wenigstens ein Idiom sprechen, das einen ganz neuen Wortreichthum enthält und vom Mutterstamme nicht verstanden wird. [2]) Wenn schon dieser Umstand zu einer gewissen Vorsicht im Urtheile auffordert, so wird man um so mehr noch dazu veranlasst durch die Thatsache, dass die vergleichenden Sprachstudien noch lange nicht soweit gediehen sind, dass ein endgiltiges Urtheil darüber

[1]) Zur Ethnographie Amerika's I. 15.

[2]) Tschudi, Kechuasprache. I. 8. Nach demselben Schriftsteller geben ein sehr interessantes Beispiel von schneller Veränderuug der Sprache und fast vollkommener Verwilderung die Bewohner des Thales Simbura in Ecuador. Nach ihrer Farbe, einigen Gebräuchen und einzelnen Sprachresten sind sie Spanier von reinem Blute und ohne Zweifel Abkömmlinge von einigen Familien, die sich vor der Wuth der Bürgerkriege dahin flüchteten. Nicht eine Spur von Tradition hat sich bei ihnen erhalten. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung, was Moffat (Missionary labours in S.-Africa. Lond. 1842) über die Veränderungen einzelner Negersprachen sagt.

ausgesprochen werden könnte. So sind es die Sprachen der Kamtschadalen, der Koriäken und Aino-Japanesen, welche nach Latham [1]) mit denen der Indianer die meiste Aehnlichkeit haben. Es ist aber, wie derselbe Schriftsteller versichert, bisher noch sehr wenig geschehen, um den Grad der gegenseitigen Verwandtschaft feststellen und zugleich ermitteln zu können, ob die sprachliche Verwandtschaft der Art sei, dass daraus auf einen frühern Zusammenhang der amerikanischen mit den asiatischen Stämmen geschlossen werden kann. Obgleich nun auf diesem Gebiete noch ausserordentlich viel zu thun übrig ist, so lässt sich doch nach den schon bisher gewonnenen Resultaten mit voller Sicherheit behaupten, dass die amerikanischen Sprachen nicht so abgeschlossen und isolirt dastehen, wie man oft gemeint hat, sondern dass es Uebergänge und Analogien in grosser Menge gebe, durch welche die indianischen Idiome trotz ihrer Eigenthümlichkeit mit denen der alten Welt in Verbindung stehen.

Die Polarvölker Asiens und Amerika's sind, wie in anderen Beziehungen, so auch in Hinsicht auf Sprache sehr nahe verwandt, wesshalb auch Klapproth glaubt, die asiatischen Tschuktschen hätten ihre eigentliche Heimat in Amerika und seien von da nach Asien eingewandert. Nach Gallatin [2]) ist es nun nicht zweifelhaft, dass die Sprachen der Polarvölker wesentlich polysynthetisch sind und so mit den Sprachen der eigentlichen Indianer in der engsten Verbindung stehen. Da ferner die asiatischen Tschuktschen mit den Koriäken und andern Stämmen sehr nahe verwandt sind, so ist die sprachliche Verbindung Asiens mit Amerika und der allmälige Uebergang der asiatischen Sprachen in die indianischen vollkommen hergestellt. Smith-Barton und nach ihm Vater haben Worte aus verschiedenen amerikanischen Sprachen gesammelt und mit den Sprachen der alten Welt verglichen. Sie fanden in 83 indianischen Sprachen 170 Worte, deren Wurzeln auf beiden Continenten dieselben sind. Hievon gleichen drei Fünftel den

[1]) Latham, Man and his Migration. p. 185.

[2]) Haven, Archaeology. p. 63.

Sprachen der Mandschou, Tungusen, Mongolen und Samojeden, also derselben Völker, mit denen die Indianer auch in körperlicher Beziehung die grösste Aehnlichkeit haben. Dies ist jedenfalls sehr merkwürdig, und wenn man auch der von Young [1]) aufgestellten Wahrscheinlichkeitsberechnung keinen grossen Werth beilegen kann, so wird man doch soviel zugestehen müssen, dass ein gewisser Zusammenhang zwischen diesen Völkern und den Amerikanern bestehe, dass sie, um mit Vater zu reden, Beiträge zur Bevölkerung Amerika's geliefert haben. Nach Dr. Hawks [2]) besteht eine sehr grosse Verwandtschaft zwischen der Sprache der Algonquins und der der Tartaren an der Grenze des chinesischen Reiches. Er folgert daraus, dass zu irgend einer Zeit ein Theil des tartarischen Volksstammes nach dem Festlande von Amerika verschlagen wurde, dass also die eigentliche Heimat der Algonquins im nördlichen Asien zu suchen sei. Auch Dr. Wolf [3]) behauptet, dass viele Worte der indianischen Sprachen tartarischen Ursprungs seien und führt beispielsweise das indianische Wort Kelaun „gross" an, welches in derselben Bedeutung auch zu Bokhara gebraucht werde. [4])

[1]) Young says it would appear therefrom that nothing whatever could be inferred with respect to the relation of any two languages, from the coincidence of sense of any single word in both of them; the odds would be three to one against the agreement of any two words; but if three words appear to be identical, it wonld be then more than ten to one that they must be derived in both cases from some parent language or introduced in some other manner; six words would give more than seventeen hundred changes to one; and eight, near one hundred thousand; so that in these cases the evidence would be little short of absolute certainty. Th. Smyth, the Unity of the human races. p. 218.

[2]) Ausland. 1856. S. 2131.

[3]) Bei O'Kenney, Memoirs. II.

[4]) Bunsen in seiner Philosophie der Geschichte glaubt, dass die Sprachen des nördlichen Amerika von den Eskimo der Polargegend bis zu den Azteken von Mexiko einen gemeinsamen Ursprung haben und Ableger des turanischen Stammes seien. Vgl. Haven p. 150.

Wenn wir nach den bisherigen Erörterungen die vollste Berechtigung zu der Annahme haben, dass Amerika, wenigstens der nördliche Theil desselben, von Nordasien aus über die Behringsstrasse und die Aleuten seine Bevölkerung erhalten habe, so gibt es doch auch viele sehr gewichtige Gründe, welche eine Einwanderung aus China und Japan, wenn auch in geringerem Masse, mehr als wahrscheinlich machen. Schon Humboldt und andere haben darauf hingewiesen und mannigfache Analogien angeführt, welche auf einen alten Verkehr des Reiches der Mitte mit dem westlichen Amerika hinzudeuten scheinen. Wenn neuere Schriftsteller, zumal jene, welche der materialistischen Schule angehören, es einfach negirt oder als unmöglich erklärt haben, dass Schiffe von Ostasien aus über die ungeheure Fläche des stillen Ozeans nach Amerika hätten gelangen können, so haben sie dabei übersehen, dass die ostasiatischen Völker schon in der frühesten Zeit, wo sich in Europa kaum die ersten Spuren geistigen Lebens zu regen begannen, einen hohen Grad der Kultur erstiegen und eine nicht geringe Kenntniss im Seewesen sich angeeignet hatten. Man ist nur zu sehr gewohnt, die vergangenen Geschlechter für roh und unwissend zu halten und zu glauben, dass alle Bildung und jeder Fortschritt in der Wissenschaft nur der neuen Zeit und der weissen Rasse angehöre. Dass eine solche Ansicht ganz unberechtiget sei und von Selbstüberschätzung und Hochmuth zeuge, lehrt ein Blick in die Geschichte der Chinesen. Um anderes zu übergehen, haben diese schon 1500 Jahre vor uns das Schiesspulver und bewegliche Lettern erfunden und waren schon mehr als 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung mit den wunderbaren Eigenschaften der Magnetnadel bekannt.[1]) Es ist jedenfalls sehr merkwürdig, dass gerade auf der Seite des Erdballs, von welcher aus Amerika den Grundstock seiner Bevölkerung am wahrscheinlichsten erhalten hat, dieses unschätzbare Hilfsmittel für die Schifffahrt zuerst entdeckt wurde. Mit dem Compass ausgerüstet und zugleich im Besitze nicht geringer astronomischer Kenntnisse konnten sie sich kühn in's offene Meer hinauswagen und weite

[1]) Gfrörer, Urgeschichte. I. 551. — Humboldt, Ansichten. I. 98.

Reisen zur See machen. Es kann daher nicht mehr unglaublich, noch viel weniger aber unmöglich erscheinen, was chinesische Quellen berichten, dass nämlich schon in den ältesten Zeiten Seefahrer des himmlischen Reiches unter Benützung von Karten tief nach Süden gekommen seien, dass sie von den Molukken Gewürze geholt und ihre kaufmännischen Unternehmungen bis zum persischen Meere ausgedehnt hätten.[1]) Aus Crawfurds Forschungen geht hervor, dass auf Java und den übrigen indischen Eilanden chinesisches Geld zirkulirte, lange bevor sie mit den Europäern in Berührung kamen, was einen langen und fortgesetzten Verkehr nothwendig voraussetzt. Wenn den von Marco Polo [2]) angeführten chinesischen Sagen von grossen im Südost von Java gelegenen Inseln zu trauen ist, so mussten sie von Timor, ja sogar von Neuguinea und Australien eine wenn auch nur dunkle Kenntniss gehabt haben. Dass sie mit den Indiern schon sehr früh in Berührung kamen, erhellt daraus, dass indische Astronomen etwa um 1000 vor Christus eine eigenthümliche den Chinesen entlehnte Weise, den Mond zu berechnen, angewendet haben. Rosselini fand in einem ganz unberührten ägyptischen Grabe (aus der Zeit der achtzehnten Dynastie von 1822—1474 v. Chr.) Porzellangefässe mit chinesischer Schrift. Ebenso findet man nach Wilkinson nicht selten in den Gräbern Thebens chinesische Gefässe, woraus folgt, dass chinesische Waaren nach Aegypten gelangt sein müssen.[3]) Dass sie Kamtschatka kannten, haben Neumann und Paravey aus chinesischen Quellen nachgewiesen. Auch unterliegt es kaum einem Zweifel, dass sie bis zur Behringsstrasse kamen;[4]) Ranking meint sogar, sie seien bis zu den Mündungen des Ob und Jenisei im arktischen Meere gekommen.[5]) Auch die Japanesen waren eben so kühne

[1]) Bradford, American Antiquities. p. 233. — W. Robertson, a historical disquisition concerning the knowledge which the ancients had of India. Basil. 1792. p. 230. — Neumann, asiatitche Studien. I 209.

[2]) Braunschweig, über die altamerikanischen Denkmäler. S. 116.

[3]) Perty, Grundzüge der Ethnographie. S. 137.

[4]) Ausland 1855. S. 665. — Rougemont, Geschichte der Erde. S. 209.

[5]) The fisheries of Walrus at the mouth of the Lena, Kovima, Oby

als erfahrene Seefahrer. „Es ist bewunderungswürdig", sagt Hieronymus de Angelis, der erste Europäer, welcher Jesso besuchte (1618), „wie erfahren die Japanesen in der Schifffahrt sind. In ihren gebrechlichen Fahrzeugen unternehmen sie Seereisen von 2—3 Monaten und soviel ihrer auch auf dem Meere umkommen mögen, immer finden sich wieder neue Abenteurer, welche dasselbe kühne Wagestück unternehmen."[1] Nach Klapproth[2] waren ihre Fahrzeuge keineswegs „gebrechlich," sondern hatten Steuer, Taue, Masten und Segel, so dass sie während des Mittelalters eine Art Thalassokratie im stillen Ozean zu behaupten im Stande waren. Wie ihre Karten beweisen, kamen sie ebenfalls in das indische Meer, dann nach Kamtschatka[3] und hatten die Behringsstrasse schon entdeckt, ehe noch ein Europäer an ihr Vorhandensein dachte.[4] Wenn man dies im Auge behält, wird man es nicht mehr für unmöglich halten, dass Japanesen und Chinesen von Alters her mit den amerikanischen Küstenländern im Verkehr standen; konnten sie doch von Insel zu Insel bis an die Halbinsel Alaschka gelangen, ohne jemals länger als zwei Tage zur See sein zu müssen.

Auch fehlt es nicht an Nachrichten, welche, so lückenhaft sie auch sein mögen, davon Zeugniss ablegen, dass die Ost-

Jenisey in the arctic sea have been known to the Chinese two thousand three hundred years. Ranking, Researches. p. 464.

[1]) Ausland. 1845. S. 679.

[2]) Mémoires relatifs à l'Asie. Paris, 1826. I. 323.

[3]) Carli, amerikan. Briefe, übersetzt von Hennig. II. 310.

[4]) There is a Japanese map now in the British Museum, which marks islands in the straits of Behring, and notices the region by the name of Ya-zue (the kingdom of the dwarfs). This map presented by Kaempfer to Sir Hans Sloane, is therefore of comparative antiquity, and shows Behrings-Straits to have been known to the Mongolic stock, long before Behring made the discovery or Cook fixed the real position of the two coasts. H. Smith, Nat. History. p. 251. Auf einer Karte, die man Kämpfer in Japan zeigte, war zwischen Japan und Amerika eine Insel gezeichnet, welche beide Länder fast berührte. Kämpfer, allgem. Historie. XI. 549.

asiaten schon sehr früh eine wenn auch unbestimmte Kenntniss von dem amerikanischen Continente hatten.[1]) Als sich nämlich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung der Buddhaismus im Osten von Asien verbreitete, suchten buddhaistische Mönche und andere Eiferer diese Lehre nach allen Seiten hin zu verbreiten; sie durchwanderten alle „bekannten und unbekannten Länder" und vertrauten sich der offenen See an, um unter Erduldung aller erdenklichen Leiden die fernsten Inseln aufzusuchen und ihrem Glauben überall Eingang zu verschaffen. Noch sind Berichte von solchen Missionären vorhanden, welche, wie Neumann sagt, in Bezug auf Länder- und Völkerkunde zu dem Lehrreichsten und Wichtigsten der ganzen chinesischen Literatur gehören. Aus diesen Reiseberichten geht nun hervor, dass am Ende des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung chinesische Schiffe, indem sie der Küste folgten,

[1]) Nach den Gebrüdern Polo und dem jüngern Marco Polo, welche sich im 13. Jahrhundert mehrere Jahre in Bochara und in der Residenz des Grosschans zu Cambolu in der Provinz Kathay (Peking) aufhielten, bestand in China die Tradition, dass im Ozean, 1500 Meilen vom Ufer entfernt, die Insel Cipango liege, welche Ueberfluss an Gold, Perlen und Edelsteinen habe. Zwischen Cipango und der Küste Kathay sei eine grosse Menge Inseln, alle trügen wohlriechende Blumen und brächten Weihrauch im Ueberfluss hervor. Marco Polo gibt die Zahl der Inseln auf 7448 an. Dies scheint nicht auf die japanesische Inselgruppe zu passen, sondern es scheint vielmehr eine unvollkommene, dunkle, nicht zur klaren Anschauung gelangte Kunde von den Inseln des Ozeans und dem reichen amerikanischen Festlande zu verrathen. Alle Nachrichten und Sagen verschwimmen hier bei den Chinesen in eine von dem fernen Cipango, dem Eldorado der Ostasiaten. Dieses Cipango suchte auch Columbus und zeichnete es sich wirklich in die Gegend von Florida und dem mexikanischen Meerbusen. Wohl mochte man auf Japan und Korea bessere Nachrichten haben und eine alte Verbindung mit dem amerikanischen Festlande, die durch die grosse Völkerbewegung, von der wir nur einen Theil in dem erobernden Auftreten der rohen Chichimeken und Azteken um 1100—1160 ahnen, unterbrochen worden, wiederum anzuknüpfen versucht haben. Wenigstens scheint die vieldeutige Angabe Gomaras (Hist. de los Ind. 1555. fol. CXVIII.), dass Schiffe vom Katayo mit Waaren an der Küste von Cibora und Quivira angekommen seien, darauf hinzudeuten. Braunschweig, Amerik. Denkmäler. S. 166.

bis nach Kamtschatka kamen und von da, in östlicher Richtung über den Ozean fahrend, in einer Entfernung von 20,000 chinesischen Meilen ein Land entdeckten, das von ihnen Fusang [1]) genannt wurde. Wenn De Guignes [2]) und Barton-Smith darunter ein nördliches Land im russischen Amerika verstanden hatten, so haben Paravey [3]) und Neumann, [4]) freilich nicht ohne Widerspruch, sich dahin ausgesprochen, Fusang könne nur Mexiko sein. Sie haben in der That auch so viele und gewichtige Beweise für ihre Ansicht beigebracht, dass man kaum im Stande sein dürfte, sie mit Erfolg zu widerlegen. Die Schwierigkeiten, welche sich bezüglich der Thierwelt darzubieten scheinen, lassen sich nach Tschudi ganz zu Gunsten Mexiko's deuten. Wenn man aber auch Mexiko nicht annehmen will, so wird man doch kaum umhin können, ein nördlicher gelegenes Land an der Westküste Amerika's, etwa Californien, darunter zu verstehen. In keinem Falle kann Japan damit gemeint sein, wie Klapproth [5]) will, da in denselben chinesischen Berichten dieses Land mit einem andern Namen bezeichnet wird. [6]) Sei dem, wie ihm wolle, so viel ist jedenfalls gewiss, dass die Chinesen und Japanesen durch ihre nautischen Kenntnisse wohl befähiget waren, etwa von Kamtschatka aus nach Nordcalifornien oder mit Benützung der Sandwichsinseln als Zwischenstation nach dem mittleren Theile von Amerika zu gelangen. Wenn man aber auch nicht zu der Annahme geneigt sein sollte, dass Japanesen und Chinesen

[1]) Fusang ist wohl die Agave americana — Maguey — welche den Mexikanern Speise und Trank, Kleidung und Papier liefert, überhaupt alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen im Stande ist.

[2]) In Mem. de l'Acad. des Inscript. XXVIII. 505.

[3]) Paravey, l'Amérique sous le nom de Fou-Sang cité dans les annales de la Chine. Paris, 1844

— — — Nouvelles preuves que le pays du Fou-Sang mentionné dans les livres chinois est l'Amérique.

— — — Origine Asiatique d'un peuple de l'Amérique du Sud.

[4]) Ausland 1845.

[5]) In N. Ann. des voy. 1831.

[6]) H. Smith, Nat. History.

absichtlich nach Osten fuhren, um mit Amerika in Verkehr zu treten, so ist es doch nicht unmöglich, sondern vielmehr sehr wahrscheinlich, dass manches ihrer Schiffe vom Sturm erfasst und an die Küste von Amerika getrieben worden sei. Solche Verschlagungen sind selbst in neuerer Zeit noch vorgekommen; warum sollten sie früher unmöglich gewesen sein? Sie mussten sich im Gegentheil um so häufiger ereignen, als die nautischen Hilfsmittel geringer waren. Ueberdies hat die Meeresströmung nördlich vom Wendekreis des Krebses die Richtung von Westen nach Osten und begünstiget so eine Verbindung von Ostasien mit dem amerikanischen Continente; sie muss sogar ein Schiff, das in dieselbe geräth, mit Nothwendigkeit an die amerikanische Küste treiben. Kotzebue führt die merkwürdige Thatsache an, dass Japanesen aus dem Hafen von Osago durch einen Sturm nach der californischen Küste verschlagen worden waren, nachdem sie 17 Monate auf dem Meere umhergetrieben waren und die Bemannung von 40 Personen auf 7 zusammengeschmolzen war.[1]) Im Jahre 1721 wurde ein französisches Schiff in 50 Tagen von China an die Küste von Mexiko getrieben.[2]) 1833 wurde eine japanesische Junke an die amerikanische Küste (Cap Flattery) verschlagen, nachdem ihre Bemannung von 17 auf 3 zusammengeschwunden war. In demselben Jahr wurden 11 Junken desselben Volkes an eine der Sandwichsinseln getrieben.[3]) Nach Gomara hat man schon am Anfang des 16. Jahrhunderts an den Küsten des nördlichen Dorado Trümmer von Schiffen aus China und Japan gefunden,[4]) was beweist, dass auch in früheren Jahrhunderten asiatische Schiffe an die Küsten von Amerika getrieben wurden.[5])

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, dass das östliche chinesische Meer schon in den ältesten Zeiten von

1) Kotzebue, Reise. II 36.

2) Ranking, Researches etc. p. 49.

3) Bradford, Am. Antiquities. p. 236.

4) Humboldt, Ansichten. I. 215.

5) Lyell, (Principles III. 92) hat Beispiele von Verschlagungen in grosser Anzahl gesammelt.

Bonzen und andern Abenteurern befahren wurde, um in fernen Inseln im Ozean die Pflanze aufzusuchen, welche den Menschen die Unsterblichkeit zu verleihen im Stande sein sollte. So hatte Schi-hoang-ti 209 vor Christus 300 Paare junger Männer und Weiber ausgesendet, um die Inseln aufzusuchen, wo die Pflanze der Unsterblichkeit wachse. Doch die Schiffe wurden von einem heftigen Sturm überfallen und nur eines kehrte zurück, um das Unglück zu melden.[1]) Kublai-Chan, Enkel Dschengis-Chans, hatte eine Flotte von 4000 Schiffen mit 240,000 Mann zur Eroberung Japans abgesendet. Allein die Schiffe wurden durch einen furchtbaren Sturm zerstreut und nur drei Personen sollen nach China zurückgekehrt sein.[2]) Nach dem Vorgange Forsters[3]) hat Ranking die Vermuthung ausgesprochen, dass die Ueberbleibsel dieser Flotte sich nach Amerika gerettet und dort die Inkadynastie in Peru gegründet hätten. Wenn man seiner auf ziemlich lockerm Grunde aufgebauten Hypothese auch nicht beistimmen kann, so sind die von ihm beigebrachten Beweise und Analogieen doch so zahlreich und mitunter so zutreffend, dass man kaum wird umhin können, einen gewissen Zusammenhang zwischen der Inkadynastie und den Mongolen anzuerkennen, wenn derselbe zur Zeit auch noch nicht vollständig nachgewiesen werden kann. Schon diese wenigen Andeutungen beweisen zur Genüge, dass eine Einwanderung von China und Japan aus recht wohl möglich war; dass aber eine solche auch wirklich zu irgend einer Zeit erfolgt sein müsse, dafür sprechen zahlreiche Gründe, von denen hier nur wenige aufgeführt werden sollen.

Was zunächst die physische Aehnlichkeit betrifft, welche zwischen den Chinesen und manchen Indianerstämmen besteht, so ist dieselbe sehr in die Augen springend und schon Barton-Smith hat darauf hingewiesen. So sind die Guarani ziemlich hellfabig; Orbigny nennt sie gelblich. Dies und der Umstand, dass ihre Augen fast immer schief gestellt sind, gibt ihnen die grosse Aehnlichkeit mit den Chinesen, welche Martius, Orbigny,

[1]) Gfrörer, Urgeschichte. I. 261.

[2]) Ranking, Researches. p. 36.

[3]) Forster, Geschichte der Entdeckungen.

A. St. Hilaire und andere beobachtet haben. In Dr. Warrens Schädelsammlung zu Boston befinden sich drei Schädel von einer jetzt ausgestorbenen Nation aus dem Mississippithal, welche in auffallender Weise den chinesischen Schädeln gleichen.[1]) Temple[2]) fand die Chiriguanos in Peru vollkommen gleich mit den Chinesen. „Hätte ich sie, sagt er, in Europa gesehen, ich würde sie unbedenklich für Chinesen gehalten haben; so genau gleichen sie diesem Volke in den Gesichtszügen.“ Aehnliche Beobachtungen haben viele andere gemacht, welche hier aufzuführen der Raum nicht gestattet. Nur das Urtheil des ausgezeichneten Forschers Tschudi[3]) möge hier noch eine Stelle finden. „Aeusserst interessant war es mir, sagt er, Botokuden und Chinesen zu vergleichen und ich war in hohem Grade über die physiognomische Aehnlichkeit dieser beiden Rassen erstaunt. Ich habe Chinesen gesehen, welche ich auf den ersten Anblick für Botokuden gehalten hätte, wenn nicht ihr Kopfputz und ihre Kleidung ihren Ursprung verrathen hätten, und wiederum beobachtete ich einige Naknenuks, die vollkommen den Typus der Kulis trugen. Die Augen der Chinesen stehen kaum merklich schiefer als die der Botokuden und sind etwas kleiner. Aber ich wiederhole ausdrücklich, diese Unterschiede verschwinden bei einzelnen Individuen gänzlich.“ Neben der physischen Aehnlichkeit findet man auch in der Sprache, in Sitten und Gebräuchen viele Anhaltspunkte, welche eine chinesisch-japanesische Einwanderung mehr als wahrscheinlich machen. Schon Carver hat behauptet, dass manche Worte sowohl von den Chinesen als auch von den Indianern gebraucht würden, welche nicht nur dem Laute, sondern auch der Bedeutung nach gleich seien.[4]) Nach Humboldt[5]) kommt die mexikanische Silbe atl bei den mongolischen Tartaren, Tscheremissen und Tschuwassen vor, wie auch die Namen des toltekischen Kalenders: Mox, Igh, Baz, Hix und Chic mehr den Völkern Ost-

[1]) Perty, Ethnographie. S. 54.

[2]) Temple, Travels in Peru. II. 184.

[3]) Im Ausland 1867. S. 1186.

[4]) Barton-Smith, New views. p. 30.

[5]) Vues des Cordillères. II. 25.

asiens, deren Sprachen einsilbig sind, als den Amerikanern angehören; zugleich bemerkt er, wie man die chinesische Endung „tsin“ in vielen amerikanischen Eigennamen, z. B. Tonantsin, Acamapitsin, Coanacotsin, Cuitlahuatsin, Tzilacatsin wiederfinde. Paravey hat eine Reihe von Wörtern zusammengestellt, welche in der Muyskasprache und im Japanesischen ganz identisch sind.[1]) Merkwürdig ist besonders die Sprache der Othomi, welche, wie Naxera[2]) und Ampère[3]) nachgewiesen haben, in ihrer einsilbigen Bildung, in ihrem Wörterbuche, ja sogar in grammatischen Gebrauchsweisen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Chinesischen hat, die nicht mehr zufällig sein kann, sondern mit Sicherheit auf eine frühere Verbindung dieses Volkes mit den Chinesen hinweist. Wenn Pott[4]) sagt, dass „Naxera und sein Othomi unbeweisend seien für verwandtschaftliche Bezüge zwischen Sprachen Asiens und Amerikas,“ so ist dagegen zu bemerken, dass nach einer Bemerkung H. Smiths in China und Japan die gesprochene Sprache von der geschriebenen bedeutend abweiche, wesshalb die letztere bei einem Vergleiche nicht massgebend sein kann. Man darf ferner eine völlige Aehnlichkeit, wie sie Pott zu verlangen scheint, gleich von vorne herein nicht erwarten, da die Sprache eines Stammes, der abgeschnitten vom Mutterlande, von andern Menschen und einer andern Natur umgeben ist und keine Schrift besitzt, um die Worte zu fixiren, im Laufe langer Jahrhunderte sich naturgemäss so verändern muss, dass ihr ursprüngliches Gepräge völlig verwischt erscheint. Ist, wie nicht zu bezweifeln, die Sprache der Othomi einsilbig, so unterscheidet sie sich wesentlich von den poly-

[1]) Paravey, Mémoire sur l'origine Japonaise, Arabe et Basque de la civilisation des peuples du plateau de Bogata. Paris, 1835. Auch Braunschweig (Amerikanische Denkmäler) hat mehrere sehr bezeichnende Analogien zwischen amerikanischen Sprachen und der japanesischen nachgewiesen.

[2]) Naxera de lingua Othomitorum in Americ. philosoph. Soc. V. Bd. Philadelphia, 1835.

[3]) Revue des deux Mondes. 1853. Octbr.

[4]) Pott, Ungleichheit der menschlichen Rassen. S. 256.

synthetischen Idiomen Amerika's und schliesst sich naturgemäss an die einsilbigen Sprachen Ostasiens an und muss um so näher mit denselben verwandt sein, wenn sich wie hier noch andere Analogien und Aehnlichkeiten im Laute und in den grammatischen Gebrauchsweisen nachweisen lassen.

Berücksichtiget man die Sitten und Gebräuche, die Religion und die Baudenkmale der amerikanischen Culturvölker, so begegnet man zahlreichen oft bis in's einzelnste nachweisbaren Analogien mit den Völkern Ostasiens, zu deren Erklärung kein anderer Ausweg übrig bleiben dürfte als die Annahme einer früheren Verbindung; denn manche davon sind derartig, dass sie, wie Ritter [1]) bemerkt, nicht zufällig oder organisch entstehen können, sondern nothwendig Uebertragung sein müssen.

So wichtig und interessant jedoch dieser Gegenstand ist, so kann hier doch nur auf einige Punkte hingewiesen werden, da eine ausführliche und erschöpfende Behandlung zu weit führen würde. Vor allem ist es merkwürdig, dass die mittelamerikanischen Völker wie in ihrer äussern Physiognomie, so auch in ihrem Charakter den Ostasiaten so sehr gleichen, dass die einzelnen Züge sich oft vollständig entsprechen. So waren die Peruaner den Chinesen ganz ähnlich in ihrem unbedingten Gehorsam gegen Vorgesetzte, ihren milden Sitten, ihrer ängstlichen Beobachtung der Formen, ihrer Ehrfurcht vor alten Gebräuchen, ihrer Geschicklichkeit in kleinen Handarbeiten, ihrer mehr nachahmenden als erfindenden Geistesrichtung, ihrer unermüdeten Geduld, welche bei Ausführung schwieriger Arbeiten den kühnen Unternehmungsgeist ersetzt. [2]) Auch die Mexikaner, obwohl in vieler Hinsicht von den Peruanern verschieden, waren in Sitten und Gebräuchen den Chinesen so ähnlich, dass Prescott mit Recht sagt, die Beschreibung von Montezuma's Hof könne für die des Grosskahns gelten, wie sie Maundeville und Marco Polo liefern. [3]) Wie sonst, so bauen die Mexikaner auch jetzt noch schwimmende Gärten, deren

[1]) In der Vorrede zu Braunschweigs amerikanischen Denkmälern.

[2]) Prescott, Eroberung von Peru. I. S. 126.

[3]) Prescott, Eroberung von Mexiko. II 443.

Anblick lebhaft an China erinnert. [1]) Die Ordnung und Gerechtigkeit bei den Märkten war bei den Mexikanern und Chinesen dieselbe, wie sich auch die feinen Arbeiten in Gold bei beiden Nationen entsprachen. [2]) Die Japanesen umwinden sich, wie Kämpfer sagt, das Bein vom Knie bis zum Fuss mit breiten Bändern und tragen eine Art Pantoffel aus Stroh oder aus der Taratewurzel. Auf den Denkmalen von Palenque findet sich nun dieselbe Fussbekleidung, deren Formen bis zu den Mocassins der Nordamerikaner zu verfolgen sind. Ebenso ist bei den Japanesen der Gürtel ein Hauptkleidungsstück, den sie unter den Kleidern auf dem nackten Leibe tragen. Die Abbildungen von Palenque zeigen mehrere Arten desselben. [3]) Hienach ist es begreiflich, was Siebold sagt, dass nämlich Japanesen in aztekischen Bildwerken Costüme und Symbole ihrer alten Zeit erkannt hätten. [4]) Auch die Regierungsformen bieten überraschende Aehnlichkeiten dar. Erinnert die Verfassung der Muyska's in Neugranada an die in Japan, an das Verhältniss des weltlichen Herrschers zu der heiligen Person des Dairi in Miyako, [5]) so sind die peruanischen Einrichtungen denen der ostasiatischen Völker, wo die Willkür durch patriarchalische Formen gemildert erscheint, in auffallender Weise gleich. [6]) Der Kaiser von China wurde der Sohn des Himmels und der Sonne genannt, wie der Inka von Perù. [7]) Dieser zog an einem der grossen Feste, von seinem ganzen Hofe umgeben, in die Umgebung von Cuzco hinaus, um mit einem goldenen Pfluge oder einem als solchen dienenden Werkzeug das Feld zu durchfurchen und dadurch seine Achtung vor dem Ackerbau an den Tag zu legen. [8]) Auch bei den Chinesen besteht die jährliche

[1]) Braunschweig, amerikan. Denkmäler. S. 52.

[2]) Ranking, p. 341.

[3]) Minutoli, Beschreibung einer alten Stadt. Berlin, 1832. Tab. II. III. IV. — Braunschweig. S. 122.

[4]) Bei Perty, Ethnographie. S. 55.

[5]) Humboldt, Ansichten. II. S. 375.

[6]) Prescott, Peru I. 126.

[7]) Ranking, 208.

[8]) Carli, amerikanische Briefe. II. 7. — Prescott, Peru. I. 100.

Ceremonie des Pflügens, die bis auf Fohi zurückgeführt wird, ganz in derselben Weise.[1]) In Mexiko, vorzüglich aber in Peru, bestanden wohleingerichtete Posten. An allen das Land durchziehenden Strassen waren in Entfernungen von etwa zwei Stunden Posthäuser errichtet, in denen Läufer zur Beförderung von Depeschen und anderen Dingen aufgestellt waren. Ganz ähnliche Einrichtungen bestanden seit den ältesten Zeiten in China [2]) und wahrscheinlich noch früher bei den Persern.[3]) Die Chinesen hatten von den Urzeiten bis auf den ersten Kaiser Fohi Gedankenschnüre, d. h. Schnüre mit Knoten gebraucht, um Abwesenden oder künftigen Geschlechtern Nachrichten mitzutheilen. Die Quippos der Peruaner sind ganz gleich und haben denselben Zweck.[4])

In Japan und China findet man eine sehr alte, durch die Schriftsprache zurückgedrängte Bilderschrift wie in Mexiko. Diese letztere scheint der japanesischen ähnlich zu sein, wie dieselbe noch auf alten Wappenschildern gefunden wird [5]) Bei Sonnen- und Monds-Finsternissen zeigten die Peruaner eine sehr grosse Furcht und machten mit Hörnern, Trompeten etc. einen möglichst grossen Lärm; dasselbe thun die Chinesen, indem sie wie jene glauben, dadurch den himmlischen Gestirnen Hilfe und Beistand zu leisten.[6]) Das Schachspiel ist nach allgemeiner Annahme orientalischen, wahrscheinlich indischen Ursprungs. Nach Molina's Versicherung soll dasselbe jedoch den Araukanern und zwar schon seit unfürdenklichen Zeiten unter dem Namen Comilkan bekannt gewesen sein.[7])

[1]) Gfrörer, Urgeschichte. I. 233.

[2]) Ranking, 211. — Prescott, Peru. I. 52.

[3]) Herodot, IX. 98.

[4]) Gfrörer, Urgeschichte. I. 224. — Prichard, IV. 484. — Prescott, Peru. I. 92. — Nach Herodot, IV. 98, waren auch bei den alten Persern solche Knotenschnüre gebräuchlich. Nach Ritter (Vorrede zu Braunschweig's Denkmalen) finden sich die Quippos, notenartig projicirt, auch in den mexikanischen Manuscripten der Dresdener Sammlung, wie auch auf den Basreliefs von Palenque.

[5]) Braunschweig, amerikanische Denkmäler.

[6]) Ranking, p. 225.

[7]) Molina, II. 108. — Bradford, Am. Antiquities. p. 407.

Werden wir schon durch diese Züge mehr oder minder bestimmt auf einen Zusammenhang der amerikanischen Kulturvölker mit den Ostasiaten hingewiesen, so geschieht dies noch viel mehr durch die Uebereinstimmung, welche zwischen der Zeitrechnung der Mexikaner und der mehrerer Völker Ostasiens, besonders der Japanesen, besteht. Die Eintheilung der Zeit in grössere Jahres-Cyklen, welche wieder in kleinere Abtheilungen zerfallen, wovon jede einen bestimmten Namen trägt, ist das System, welches die Japanesen, Chinesen, Kalmücken und Mongolen gerade so wie die Mexikaner und andere Völker Amerika's befolgen. Insbesondere entsprechen sich die Mexikaner und Japanesen. Ein ebenso merkwürdiger Zusammenhang findet sich zwischen den von den Azteken als Zeichen der Tage gebrauchten Schriftbildern und jenen Thierkreiszeichen, welche die Ostasiaten als eine der Benennungen ihrer Reihen anwendeten. Bei den Mongolen sind diese Zeichen: Maus, Ochs, Leopard, Hase, Krokodill, Schlange, Pferd, Schaf, Affe, Huhn, Hund, Schwein. Von diesen stimmen vier, nämlich Hase, Schlange, Affe und Hund vollständig überein; drei andere sind fast dieselben, soweit es die verschiedenen Thiergattungen der beiden Continente erlauben wollten, nämlich Panther, Eidechse und Adler. Die übrigen fünf Thiere der mongolischen Reihe waren den Mexikanern gänzlich unbekannt und mussten durch andere Zeichen ersetzt werden, welche merkwürdiger Weise in den indischen Sastrani genau in entsprechenden Stellungen gefunden werden. Diese sind ebenso willkürlich als die andern, nämlich: Rohr, Rasiermesser, Sonnenbahn, Hundeschwanz, Haus. [1]) Der Gebrauch der fünf komplementären Tage, welche man am Schluss des Jahres demselben hinzufügte, erinnert an die Epagomenen des memphitischen Jahres, ebenso wie die Feier der Wintersonnenwende. [2]) Die Peruaner sollen, obwohl sie in der Astro-

[1]) Ausführlich handeln hierüber: Prescott, Mexiko. I. 89. II. 445. Humboldt, Vues des Cordillères. — Minutoli, Beschreibung etc. — Tschudi, Kechuasprache.

[2]) Achilles Tatius sagt in seinem Commentar zu Aratus, dass die Aegypter, wenn sie die Sonne sich gegen den Steinbock hinabwenden sahen, besorgten, sie würde den Himmel für immer verlassen. Dieses Fest

nomie nur geringe Kenntnisse besassen, seit Inti-Capac das Jahr in 365 Tage, 6 Stunden eingetheilt haben,[1]) während sie die Sonnenwenden, Tag- und Nachtgleichen ebenso wie die Chinesen beobachteten, um darnach ihre religiösen Feste zu bestimmen.[2]) Diese Uebereinstimmung kann wohl kaum als zufällig betrachtet oder aus einem allgemeinen Naturgesetze abgeleitet werden, sondern dürfte, wie Prescott sagt, „schwerlich ermangeln, zur Ueberzeugung von einem gemeinschaftlichen Ursprung der Lehre zu führen.“

Noch ungleich merkwürdiger und die ursprüngliche Einheit der amerikanischen und asiatischen Bevölkerung beweisender ist der Umstand, dass die Mexikaner das Andenken an eine in Sünden gefallene Menschenmutter, welche mit einer Schlange neben sich abgebildet wird,[3]) an eine grosse Sündfluth, aus der nur eine einzige Familie gerettet wurde, dann an ein ungeheures Gebäude, das bis zum Himmel emporreichen sollte, das aber durch den Zorn der Götter vernichtet wurde, bewahrt haben. Wie man in diesen Erinnerungen die Ueberreste der Uroffenbarung, wie wir sie bei den semitischen Völkern finden, nicht verkennen kann, so wird man durch manche religiöse Sitten und Gebräuche unmittelbar an das Christenthum selbst erinnert. Hieher gehört die Sitte, die neugebornen Kinder unter religiösen Ceremonien mit Wasser zu besprengen und zu waschen,[4]) der „demüthige“ Genuss von kleinen aus Mehl und Blut bereiteten Götzenbildern, welche zuerst von den Priestern

fiel mit der Isisfeier zusammen; aber wenn die Tage länger wurden, kleideten sie sich in Weiss und bekränzten sich mit Blumen. Beim Lesen dieser Stelle glaubt man das vor sich zu haben, was Gomara und Torquemada von dem Feste der Azteken berichten. Prichard, IV. 373.

[1]) Tschudi, Kechuasprache. S. 6.

[2]) Carli, amerikanische Briefe. II. 8. 9.

[3]) Die Göttin Cioacoatl, „unsere Jungfrau und Mutter,“ die erste Göttin, welche „gebar,“ welche die Leiden des Kindergebärens den Frauen als einen dem Tode zu entrichtenden Zoll hinterliess, durch welche die Sünde in die Welt kam.“ Dies war die merkwürdige von den Azteken dieser Gottheit beigelegte Benennung. Prescott, Mexiko. S. 437.

[4]) Nach einer feierlichen Anrufung wurden Kopf und Lippen des

geweiht wurden, ehe man sie unter das Volk vertheilte; [1]) ferner die Fasten und Büssungen, das Sündenbekenntniss und die klösterlichen Institute für Männer und Frauen. Man wird um so mehr versucht, diese Gebräuche für Bruchstücke der christlichen Religion zu halten, wenn man erfährt, dass sie durch Männer von weisser Farbe mit langem Bart eingeführt worden seien und dass selbst das Kreuz, das „Baum des Lebens oder Nahrung" [2]) genannt wurde, der höchsten Verehrung genoss. Es wird wohl für immer ein ungelöstes Räthsel bleiben, wie und durch wen das Kreuz und seine Verehrung nach Amerika gekommen sei; die einen haben es durch den Apostel Thomas, andere durch irgend einen christlichen Missionär dahin bringen lassen; Ranking meint, es sei durch nestorianische Soldaten, die sich im Heere Kublais befanden, nach Peru gekommen, während andere glaubten, es sei ein blos zufällig gewähltes Symbol für den Regengott Tlalok, wie es ja auch schon bei mehreren alten Völkern eine symbolische Bedeutung gehabt habe und verehrt worden sei. [3]) Sei dem wie ihm wolle, jeden-

Kindes mit Wasser besprengt und ihm ein Name gegeben. Dann flehte man zu der Göttin Cioacoatl, dass die Sünde, welche uns vor dem Anfang der Welt zugetheilt ward, das Kind nicht heimsuchen, sondern dass es durch das Wasser gereiniget leben und neugeboren werden möge. — Prescott, Mexiko. II. 440; vgl. J. W. v. Müller, Beiträge zur Geschichte von Mexiko. 1865. S. 119. Die feierliche Taufe bei den Mayas in Yukatan beschreibt Schott im Ausland 1868. S. 608.

[1]) Waitz (Anthropologie. IV. 161) sagt: Es ist nicht zu leugnen, dass diese Feier, das „Essen des Fleisches Gottes," mit der christlichen Communion nach Form und Zweck eine mehr als blos oberflächliche Aehnlichkeit habe. — Bei den Peruanern wurde an den hohen Festtagen Brod, das mit Blut versetzt war, und Wein (Chica) unter das Volk vertheilt. Waitz, IV. 465. — Prescott, Peru. I. 83.

[2]) Nach Ixtilxochitl wurde das Kreuz sowohl Gott des Regens und der Gesundheit als auch Baum der Nahrung und des Lebens genannt.

[3]) Das Kreuz ist jedenfalls ein sehr altes Symbol. Man findet es mit dem Corallenkranz umgeben schon auf phönizischen Münzen. Die Anhänger des Siwa pflegen den heiligen Stieren ein Henkelkreuz einzubrennen und ein solches selbst auf der Brust zu tragen (Minutoli S. 43). Auch unter den ägyptischen Sinnbildern finden sich mehrere Arten des

falls ist es sehr merkwürdig, dass wir hier Gebräuchen und Symbolen begegnen, welche eine so nahe Verwandtschaft mit dem Christenthum zeigen, dass sie dem Anscheine nach nur aus demselben hergeleitet werden können.[1])

Kreuzes. Eines bedeutet nach Justus Lipsius „das künftige Leben"; ein anderes findet sich in Champollion's Verzeichniss, der es als „Hilfe" oder „Heiland" auslegt. Nach Young bedeutet das Henkelkreuz „Leben," nach Lepsius „Lebenspender" (vgl. Ulemann, ägyptische Alterthumskunde, I.). Auch auf keltischen Münzen findet sich das Kreuz und zwar lange vor Einführung des Christenthums. Lelewel (Etudes numismatiques) sagt: La croix est un symbole plus ancien dans le type gaulois, elle se retrouve dans différents coins empreints du symbolisme dans le coin de l'Armonik, des Andecaves et elle est sur la monnoie en argent, qui se rattache aux frontières des Biturigs. Humboldt (Géographie du nouveau Continent. II. 354) hat Beispiele von der Verehrung des Kreuzes bei verschiedenen Völkern gesammelt, welche aber für Amerika kaum etwas erklären. — Nach Müller (die Religionen Amerika's, S. 497) bezieht sich das Kreuz auf den befruchtenden, die empfangende mütterliche Erde durchkreuzenden Regengott.

[1]) Wie Tiedemann in Quetzalcoatl und den übrigen Culturhelden Amerika's christliche Missionäre erkennt, welche entweder aus Spanien oder Island eingewandert seien (Heidelberger Jahrbücher 1851, S. 176), so scheint auch J. W. v. Müller anzunehmen, dass das Christenthum schon in den frühesten Zeiten seines Bestehens nach Amerika gebracht worden sei. „Ueberraschend sind die Züge, sagt er, welche sich von dem Bilde Quetzalcoatls erhalten haben, und schon die ersten, welche mit der Mythe dieses Mannes bekannt wurden, waren geneigt, in ihm einen christlichen Missionär, wenn nicht gar den Apostel Thomas, zu erkennen. Es ist nicht meine Absicht, diese Ansicht zu unterstützen. Ob Thomas oder sein Meister, die Züge können sich gleichen; und wer weiss, was Copie, was Original ist? Aber interessant bleibt es doch, dass der Tempel zu Jerusalem und zu Chololan zu gleicher Zeit gefallen, dass Christus und Quetzalcoatl Zeitgenossen waren, dass man in Anahuac vom Geburtsjahr Christi an schon lange zählte, ehe Dionysius Exiguus mit seiner Berechnung zu Stande gekommen war, und dass in der Zeit, als die christlichen Bekenner von den römischen Kaisern dem Pöbel und den wilden Thieren preisgegeben wurden, derselben Lehre bereits Völker lauschten, von denen Europa nach einem Jahrtausend die erste Kunde erhielt. Das Jahr Ce-Tochtli, nach welchem die Olmeken zählten, fällt in's vierte Jahr vor

Es ist jedoch nicht nothwendig, die angeführten Gebräuche mit dem Christenthum in Verbindung zu bringen, da sie auch aus einer andern Quelle herstammen können. [1]) Schon Huschke, Paravey, Braunschweig und andere haben darauf hingewiesen, dass bei den Azteken Gebräuche und religiöse Uebungen vorkommen, welche mit denen des asiatischen Buddhaismus vollkommen identisch wären, welche also schon in frühester Zeit aus Asien dahin gebracht worden sein müssten. Es wurde schon oben bemerkt, dass nach chinesischen Berichten buddhaistische Missionäre nach Fousang gekommen seien und dort ihre Lehre verbreitet hätten. Finden sich nun in Mexiko wirklich Spuren des Buddhaismus, so wäre dies ein grosser Beweis nicht nur für die Wahrheit der chinesischen Erzählung überhaupt, sondern insbesondere auch dafür, dass unter Fousang wirklich Mexiko verstanden werden müsse. Man findet nun in der That viele und oft sehr zutreffende Analogien zwischen den mexikanischen Religionsgebräuchen und denen der indisch-buddhaistischen Lehre, welche, so wenig auch dieses Gebiet noch erforscht ist, kaum einen Zweifel darüber übrig lassen, dass in früheren Perioden irgend ein Verkehr zwischen diesen zwei Erdtheilen

unserer Zeitrechnung, die bekanntlich gerade so viele Jahre zu spät beginnt. „Zufall" mag man mir erwidern. Aber man bedenke auch, dass sich die Wahrscheinlichkeit eines solchen Zufalls zur Möglichkeit wie 1 zu 52 verhält, ohne das Zusammenstimmen sonstiger Umstände in Anschlag zu bringen."

[1]) Die Aehnlichkeit zwischen dem Buddhaismus und dem Christenthum, wenigstens in den äussern Erscheinungen, ist sehr in die Augen fallend und wurde zuerst von Di Georgi in seiner Abhandlung „Alphabetum Tibetanum" 1761 genauer dargestellt. In neuer Zeit hat Abbé Huc in seiner Reise durch Tibet auf die Aehnlichkeiten in den Ceremonien der Katholiken und Buddhaisten aufmerksam gemacht Er sagt: On ne peut s'empêcher d'être frappé de leur rapport avec le Catholicisme. La crosse, la mitre, la dalmatique, la chape ou pluviale, que les grands Lamas portent en voyage; ou lorsqu'ils font quelques cérémonies hors du temple; l'office a deux choeurs, la psalmodie, les exorcismes, l'encensoir soutenu par cinq chaines, et pouvant s'ouvrir et se fermer à volonté; les bénédictions données par les Lamas, en étendant la main droite sur la tête des fidèles; le chapelet, le célibat ecclésiastique, les retraites spirituelles, le culte des

stattgefunden haben müsse. Die mexikanische Taufe [1]) ist der in Japan gebräuchlichen ganz ähnlich. Die Einrichtung einer zahlreichen Priesterschaft mit den Gebräuchen der Beichte und Busse war in Indien und bei den tartarischen Völkerschaften ebenso wie in Mexiko. Wie hier, so bestanden auch in Tibet und Japan von den ältesten Zeiten an zahlreiche Mönchsstiftungen. [2]) Auch die äussere Bekleidung der mexikanischen Priester, namentlich die gelbe und rothe Kopfbedeckung und die schwarzen Gewänder sind ganz buddhaistisch [3]) Häufig findet man an den Gewändern und selbst an Nasen, Lippen nnd Ohren der mexikanischen Figuren Glöckchen oder Schellen angebracht, was wieder auf Asien hinzuweisen scheint, indem die Buddhaisten auch jetzt noch grosse und kleine Glocken zu Umzügen in den Tempeln und zur Einladung zum Gottesdienste gebrauchen. [4]) Von den alten Seiba-Bäumen, die die indianischen Grabhügel zwischen Caramari und Antioquia überschatten, bemerkt Quesada, dass ihre Zweige mit goldenen Glöckchen behängt gewesen, deren Geläute in den Winden spielte, gleich dem der zahllosen Schellen, die auf jeder indianischen Pagode an einander gereiht sind. [5]) Die Bussübungen, Geisselungen, Fasten, Blumenopfer, und die Vorliebe für Blumen überhaupt sind ganz buddhaistischer Natur und weisen ebenso wie die kolossalen Bauwerke auf Asien, zunächst auf Indien hin. Dass

saints, les jeûnes, les processions, les litanies, l'eau bénite, voilà autant de rapports que les Bouddhistes ont avec nous. Vgl. Müller, Essays. I. 337.

[1]) Bei der Taufe in Japan fleht der Priester die Götter an, sie möchten diesem neuen Gliede der Gemeinde die Sünden erlassen und ihm beistehen in allen seinen Bestrebungen, das Herz zu reinigen und zur Vollkommenheit zu gelangen. Ausland. 1845. S. 1150.

[2]) Humboldt, Vues des Cordillères. I. 197.

[3]) Ritter findet eine bis in's Kleinste passende Analogie zwischen den Denkmalen beider Erdtheile in dem mythischen Thier Mé der Chinesen, dessen Rüssel Abel Remüsat und neuerlich Roulin dem Tapier vindicirt haben, und in der rüsselartigen Priesterverkleidung in dem mexikanischen Codex Borgian. Pl. 15. p. 4. — Vgl. Braunschweig, amerikan. Denkmäler.

[4]) Minutoli, Beschreibung etc., wo auch Abbildungen gefunden werden.

[5]) Bastian, das Beständige. S. 138.

wir es hier mit buddhaistischen Elementen zu thun haben, geht auch daraus hervor, dass wir die Lehre von einem periodischen Weltuntergange und neuen Weltschöpfungen, welche in Indien und Tibet das eigentliche Hauptdogma bildet, im alten Mexiko in derselben Weise wiederfinden. Hier wie dort geschieht der erste Weltuntergang durch Erdbeben, der zweite durch Feuer, der dritte durch Sturm, der letzte durch Wasser. [1]) Auch der Glaube an eine Seelenwanderung, der sich bestimmt bei den Tlaskalanern findet, aber auch sonst noch in modifizirter Weise erscheint, weist auf dieselbe Quelle hin. In Xochicalco findet man Basreliefs von menschlichen Figuren, die auf unterschlagenen Beinen sitzen, was an Indien, überhaupt an Asien erinnert. [2]) Ein Bild des Buddha mit unterschlagenen Beinen, das zu Uxmal gefunden wurde, ist den asiatischen Abbildungen so sehr ähnlich, dass auch der letzte Zweifel darüber schwinden muss, dass die Lehre Sakiamunis in Amerika Eingang gefunden habe. [3]) Auch der Sonnenkultus in Peru, der zunächst ein iranisches Element ist, erscheint gleichwohl in unverkennbar buddhaistischen Formen, selbst der Name des amerikanischen Culturhelden Capalla Inga erinnert dem Namen nach ebenso an Buddha als Prinzen von Capila, [4]) wie das Sonnenfest Raymi an den indischen Gott Rama. Dieser ist ein Sohn der Sonne und Sita seine Gemahlin. Es ist nun mehr als merkwürdig, dass die Peruaner, deren Inka sich der gleichen Abkunft von der Sonne rühmte, ihr grosses Sonnenfest Ramasitoa nannten. [5])

Man hat gemeint, dass die Menschenopfer, wie sie nament-

[1]) Waitz. I. 291.

[2]) Braunschweig, amerikanische Denkmäler. S. 56.

[3]) Paravey, L'Amérique sous le nom de pays de Fousang. Paris 1844, wo sich auch die Abbildung findet, sagt: Une multitude de niches, où figure le Dieu célèbre, Bouddha, assis les jambes croisées, existe à Java, tout autour de l'ancien temple de Bourrou-Buddha, et si l'on examine le temple du Yucatan, dont M. de Waldeck a publié les beaux dessins, on y reconnait ces mêmes niches où est assis le même Dieu Bouddha, ainsi que d'autres figures d'origine indienne, telles que la tête affreuse de Siva, tête aplatie et déformée, qui surmonte chacune de ces niches.

[4]) Ritter, in der Vorrede zu Braunschweig's amerikan. Denkmälern.

[5]) Ree's Cyclop. „Rama."

lich in Mexiko vorkamen, mit dem Buddhaismus ganz unvereinbar seien, wesshalb auch die Annahme, dass er je in Amerika Eingang gefunden habe, geradezu unmöglich sei. Dagegen ist nun zu erinnern, dass diese Opfer, wenigstens in der schauderhaften Ausdehnung, wie sie in der Zeit vor der Entdeckung Amerika's vorkamen, erst später seit 1450 eingeführt wurden, und zwar aus ganz andern als religiösen Gründen. [1]) Sie müssen als etwas Fremdartiges, gleichsam Aufgedrungenes betrachtet werden, das mit der Religion ursprünglich in keinem Zusammenhange stand. Dann finden sich auch in Asien Spuren von Menschenopfern und Menschenfresserei, wenigstens erwähnt Marco Polo gesittete Völker in China und Japan, welche das Blut ihrer Feinde tranken und deren Fleisch als einen Leckerbissen verzehrten. [2]) Endlich ist nicht zu vergessen, dass der Buddhaismus, der jedenfalls in sehr früher Zeit nach Amerika gekommen sein musste, getrennt von seinem eigentlichen Heimatlande und sich selbst überlassen, sich auch in eigenthümlicher Weise dem nationalen Charakter entsprechend, entwickeln und allmälig Elemente in sich aufnehmen musste, welche ihm ursprünglich ganz fremd gewesen. Man entdeckt auch in der aztekischen Religion deutliche Züge eines Ringens zwischen einem alten vorwiegend milden und gemüthlichen und einem neuen Kultus von düsterem und blutigem Charakter.

Wie wir in den erwähnten Religionsgebräuchen ein indisch-buddhaistisches Element erkennen müssen, so werden wir auch durch die Hochzeitsgebräuche, [3]) besonders aber durch die Todtenbestattungen auf Südasien hingewiesen. [4]) Im Allge-

[1]) J. W. v. Müller, Beiträge. S. 56 ff.

[2]) Prescott, Mexiko. II. 443. Ueber den Kanibalismus in Europa vergleiche Charnock im Journal of the anthrop. S. 1866. IV. XXII.

[3]) Die Hochzeitfeier der Mexikaner ist der der Hindu ausserordentlich ähnlich. Die Weise zu freien, ist merkwürdiger Weise derjenigen gleich, welche heute noch in Kamtschatka üblich ist. Ausland, 1845. S. 675.

[4]) In nordamerikanischen Gräbern wurden grosse Exemplare von pyrula perversa gefunden, wie sie an der Küste von Hindostan sehr häufig vorkommen. Im mexikanischen Meerbusen hat man sehr kleine Exemplare davon gefunden. Auch cassis cornutus, in den tumulis bei

meinen wurden in Mexiko die Todten verbrannt, die der Vornehmen häufig mit ihren Weibern [1]) und Kindern, unter besondern Umständen setzte man sie aber auch in gemauerten Gräbern in sitzender Stellung bei und gab ihnen ausser den Werkzeugen ihrer Beschäftigung im Leben auch noch kleine Idole mit in's Grab, gerade so wie in Indien. Solcher Idole gab es eine ungeheure Zahl. Nach Zummeraga, erstem Bischof in Mexiko, sollen die dortigen Franziskanermönche innerhalb acht Jahren mehr als 20,000 vernichtet haben. Sie waren wie bei den Indiern aus verschiedenem Material, Metall, Holz, Thon oder Stein verfertiget. [2]) Auch der Lingam- und Phallusdienst, der im Orient so verbreitet gewesen, scheint in früherer Zeit in Mittelamerika keine unbedeutende Rolle gespielt zu haben. Schon Carli und Braunschweig haben darauf hin gewiesen und neuerlich hat Stephens in den Ruinen von Uxmal Bildwerke gefunden, welche sein ehemaliges Vorhandensein unzweideutig beweisen. [3])

Auch die Trimurti [4]) der Indier und ihr Kastenwesen finden wir in Amerika wieder; ebenso sind die religiösen Bauwerke dieses Landes denen in Indien so ähnlich, dass, wie Squier sagt, die Hypothese, welche den Ursprung der amerikanischen Civilisation nach

Cincinnati gefunden, scheint ebenfalls ostasiatischen Ursprungs zu sein. Vgl. Waitz. III. 58. Bradford. 389.

[1]) Dass sich auch in Indien die Weiber verbrennen, ist bekannt. Weniger bekannt ist aber, dass die indischen Priester diesen unschuldigen Schlachtopfern von einem gewissen Teige zu essen geben, wodurch sie in eine Art von Wahnsinn gerathen und alles Gefühl des Schreckens verlieren. Auch die Amerikaner bedienten sich bei den Weibern und Knechten, die sie opferten, eines ähnlichen Mittels mit gleichem Erfolg. Carli, amerik. Briefe. II. 42.

[2]) Minutoli, Beschreibung etc. S. 51. Ebendaselbst finden sich auch Abbildungen von solchen Idolen. Vgl. Braunschweig's amerikan. Denkmäler. S. 63.

[3]) Carli, Amerikan. Briefe. II. 59. 72. — Braunschweig. S. 63. — Minutoli, Beschreibung. S. 9. — Stephens, Reiseerlebnisse in Centralamerika. S. 407.

[4]) Minutoli. S. 16.

Südasien verlegt, vollkommen gerechtfertiget erscheint.[1]) Endlich sei noch daran erinnert, dass unter den amerikanischen Alterthümern, welche sich in deutschen Museen befinden, manche gefunden werden, welche mit grosser Bestimmtheit auf Ostasien hinweisen. So fand Beulloch in Tezcuco Bruchstücke von Gefässen und Verzierungen, welche ganz den chinesischen Charakter besassen.[2]) Unter den mythischen und symbolischen Thierfiguren der Uhde'schen Sammlung befinden sich auch solche von Porzellanmasse, z. B. gelbbraune Löwengestalten mit weissen Porzellanzähnen, welche ganz dem Kunsttypus der ältesten uns bekannten chinesischen und japanesischen Kulturwelt entsprechen, während andere ganz den indischen Charakter an sich tragen, wie Vasen mit indischen Gottheiten.[3])

Noch muss hier auf einen Punkt hingewiesen werden, auf den man, wie es scheint, bisher nur wenig Gewicht gelegt hat. Es gibt nämlich keine einzige Getreideart, welche unbestritten ihre ursprüngliche Heimat in Amerika hätte. Wie nach De Candolle[4]) die Kultur der Yamswurzel nach Amerika eingeführt wurde, so scheint auch der Mais nicht in dem neuen Continente, wie man fast allgemein glaubt, seine eigentliche Heimat zu haben. Zwar halten die meisten Schriftsteller, unter ihnen Linné, Wildenow, Humboldt dafür, dass diese unschätzbare Frucht ein ursprüngliches Erzeugniss Amerika's sei und sich erst von da aus nach den übrigen Continenten verbreitet habe. Es gibt indess viele sehr triftige Gründe, welche diese Ansicht mindestens sehr zweifelhaft erscheinen lassen. Crawfurd[5]) und andere, welche weite Reisen in Indien gemacht haben, haben sich dahin ausgesprochen, dass er auf den indischen Inseln oder in den wärmeren Gegenden Asiens sein ursprüngliches Heimatland habe. Darauf scheint auch Theo-

[1]) Bei Kennedy, Essays p. 109.

[2]) Braunschweig. S. 54.

[3]) Cantu, Geschichte. III. 1292.

[4]) Géograph. botan. raisonnée. 1855. II. 820.

[5]) After rice Maize or Turkey corn is the most important production of agriculture among the great tribes of the Indian Archipelago. The word „Sagung," which I imagine to be purely native, is the term,

phrast[1]) zu deuten, wenn er sagt, dass in Asien über Baktrien hinaus eine Waizenart wachse, deren Körner die Grösse eines Olivenkernes erreichen. Sprengel[2]) glaubt darunter das bucharische Sorghum verstehen zu müssen, was aber schon aus dem Grunde nicht angeht, weil Theophrast die Hirse unmittelbar vorher erwähnt hat, und er jedenfalls wissen musste, dass dieselbe ganz kleine Körner habe. Vielleicht gehört auch der von Herodot[3]) erwähnte Waizen, dessen Blätter vier Finger breit werden, hieher. Jedenfalls ist nach Bonafous soviel gewiss, dass der Mais zur Zeit der Entdeckung Amerika's in China schon angebaut wurde, wie auch Siebold's Abbildungen von Maiskolben in japanesischen Emblemen beweisen, dass der Mais schon lange vor Columbus in Japan bekannt gewesen sei. Selbst die alten Aegyptier scheinen schon eine Kunde von ihm gehabt zu haben.[4]) Wenn man daher nicht mit einigen Schriftstellern annehmen will, dass der Mais in beiden Continenten, in Amerika und Asien, ursprünglich heimisch gewesen sei, so wird man schwerlich umhin können, der Ansicht Reynier's,[5]) dass er aus Asien in den neuen Continent eingeführt worden sei, beizupflichten. Diese Annahme scheint

by which this plant is known from one extremity of the Archipelago to another. There can therefore be little doubt, as in the case of rice, that one tribe instructed all the rest in its culture. As far as a matter of this nature is capable of demonstration, it may also be conjectured that maize was cultivated in the Indian islands before the discovery of America, and that the plant is an indigenous product. The name bears no analogy to that of any language of America, although in respect, to their other exotic productions, whether animal or vegetable, either the native term, or one which points at the origin of them, is invariably preserved in the languages of the Indian islanders. Crawfurd, Ind. Arch. I. 366.

1) Theophrast. VIII. 4. σῖτος — ὡς πυρῆνος ἐλαίας μέγεθος λαμβάνειν. Auch Schleiden (Studien, S. 24) glaubt, dass die Stelle schwerlich auf etwas anderes als Mais zu deuten sei.

2) Sprengel, Hist. bot. p. 79.

3) Herodot. I. 193.

4) Know, Egyptian Antiquities. II. 30.

5) Reynier, Economie des Arabes. p. 94.

um so mehr gerechtfertiget zu sein, als nach dem Zeugnisse Bachmann's [1]) in ganz Amerika bisher noch keine Stelle gefunden worden ist, wo er wild wachsend getroffen würde; überall, wo er sich findet, wird er von den Indianern cultivirt und nur durch künstliche Kultur vor dem Untergange gesichert. Auch die Sagen der Indianer scheinen auf einen fremdartigen Ursprung hinzudeuten. In Massachusets lässt die Ueberlieferung denselben aus dem Südwesten herstammen; in New-York gilt er für ein Geschenk der Indianer des Südens, die ihn von noch mehr südlichen Stämmen erhalten haben wollen, während man umgekehrt in Südamerika dieser Frucht einen nördlichen Ursprung zuschreibt. [2]) Soviel scheint jedenfalls gewiss zu sein, dass seine Kultur in Mexiko durch die Tolteken, in Peru durch den ersten Inka eingeführt wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er aus Asien und zwar zunächst aus Japan nach Amerika eingeführt worden und hat sich von Mexiko und Peru aus nach Norden und Süden verbreitet. [3]) Auch ist es noch lange nicht ausgemacht, dass Europa den Mais aus Amerika erhalten habe. Er wird zuerst von Oviedo 1525 und von Tragus (gest. 1554) erwähnt als ein amerikanisches Erzeugniss. [4]) Er heisst jedoch bei uns und in Italien türkischer Waizen, was auf den ersten Ort seines Vorkommens und Herkommens hinweist. In Griechenland und in der Türkei heisst er ἀραβοσῖτι, was seine Herkunft aus Asien andeutet. [5]) Bei den Basken in den Pyrenäen bildet der Mais seit unfürdenklichen Zeiten das Hauptnahrungsmittel.

[1]) Bachmann, the doctrine of unity. p. 281. — Martius, zur Ethnogr. Amerika's. I. 17. 18.

[2]) Schleiden, Studien.

[3]) Ranking. p. 220.

[4]) Tragus (Hieronymus Bock, New Kreuterbuch, Strassburg 1539) sagt: Unser Germania wird bald Felix Arabia heissen, derweil wir so viel fremder Gewächs von Tag zu Tag aus fremden Landen in unsern Grund gewöhnen, unter welchen das grosse Welschkorn nit das geringst ist.

[5]) Fraas, Synopsis plantarum florae classicae. p. 312. — Martius, in der deutschen Vierteljahrschrift 1839. II. 249.

Würde es sich beweisen lassen, was sie selbst glauben, dass nämlich bei ihnen der Mais schon vor Columbus bekannt gewesen sei, so würde dies seine asiatische Herkunft ausser allen Zweifel setzen. [1])

Nach Tschudi's [2]) Untersuchungen gibt es in Amerika zwei inländische Hundearten, den Canis caraibicus des Lesson und den Canis Ingae. Der erstere ist fast haarlos und ohne Stimme. Man hält ihn für chinesisch und glaubt, dass die Rasse aus Canton oder Manila gekommen. Nach Klapproth ist diese Hundeart in China sehr gemein und zwar seit den ältesten Zeiten. Dieser stumme Hund wurde nach altchinesischer Sitte gegessen und den Spaniern war diese Speise vor Einführung des Rindviehs so unentbehrlich, dass nach und nach fast die ganze Rasse ausgerottet wurde. Dies weist uns, wie Humboldt bemerkt, ebenfalls auf Ostasien hin. [3])

Nach dem bisher Angeführten, so unvollständig es auch sein mag, sind wir wohl zu der Annahme berechtiget, dass Amerika seine ersten Bewohner aus Asien erhalten habe, was indess nicht ausschliesst, dass auch von andern Seiten her Einwanderungen erfolgt sein mögen. Die geographische Lage der beiden Continente, die physische Aehnlichkeit ihrer Bewohner, die zahlreichen Analogien in Sitten, Gebräuchen und religiösen Anschauungen müssen uns ebenso zu dieser Annahme bestimmen, wie die Traditionen der Indianer. Wir kennen zwar die Gründe nicht, welche eine Einwanderung in den neuen Continent veranlasst haben mögen; es können aber sicherlich keine andern sein, als welche auch sonst zu Auswanderungen Veranlassung gegeben haben. Uebervölkerung und in Folge davon Mangel an Nahrung, politischer und religiöser Druck, Kriege, Sucht nach Abenteuern, Gewinn versprechende Handelsunternehmungen haben zu allen Zeiten Auswanderungen veranlasst und sind ohne Zweifel auch bei der Bevölkerung Amerika's wirksam gewesen. Asien ist die Wiege der Menschheit oder,

[1]) Paravey, sur l'origine des peuples du plateau de Bogota. 1835. p. 8.

[2]) Fauna Peruana. 247—251.

[3]) Humboldt, Ansichten. I. 135.

wie Pennant sagt, die officina virorum, und mehr als einmal haben die von seinen Hochlanden ausströmenden Horden die Welt überschwemmt. Aehnlich dem hochangeschwollenen Strom, der nach Durchbrechung der Uferdämme das Land unaufhaltsam überschwemmt und alles unter seinen Fluthen begräbt, ergossen sich zur Zeit der Völkerwanderung zahllose bisher nie gesehene Stämme aus Asien über Europa und spülten die abgestorbenen Völker des Alterthums sammt ihren unbrauchbar gewordenen Institutionen hinweg, um aus ihrem Grabe eine frische, inhaltsreichere Jugend der Nationen emporwachsen zu lassen. Mit Recht vergleicht Gibbon die schnellen Eroberungszüge der mongolischen und tartarischen Völker mit den primitiven Convulsionen der Natur, welche den Erdkreis erschütterten und seiner Oberfläche eine andere Gestalt gaben. Sollte die gewaltige Völkerbewegung, die fast im Herzen Asiens ihren Ausgangspunkt hatte, nur die Richtung nach Westen eingeschlagen haben? Ist es nicht wahrscheinlich oder doch wenigstens möglich, dass sie sich auch nach Nordwesten hingewälzt und so Völkerzüge nach dieser Richtung veranlasst habe, welche sich bis nach Amerika fortgepflanzt haben? Oder konnten nicht auch frühere Völkerzüge, welche in Asien seit den ältesten Zeiten stattfanden, nach Nordosten sich wenden, wie sie nach andern Richtungen erfolgt sind? Es sind das Fragen, auf die uns die Geschichte keine Antwort gibt. Nur die chinesischen Jahrbücher erzählen uns, dass ein mächtiger Stamm der Hiongnu im Norden von China, nachdem er Jahrhunderte lang die Chinesen hart bedrängt hatte, sich aber endlich ihnen doch unterwerfen musste, unter seinem Führer Punon nach Nordsibirien gewandert und dort spurlos verschwunden sei. Schon Humboldt hat die Vermutung ausgesprochen, dass dieser Stamm den Weg nach Amerika gefunden haben und dort unter dem Namen der Azteken zum Vorschein gekommen sein könnte. Diese Vermuthung, für die sich zwar manche Gründe anführen lassen, bleibt jedoch immerhin ebenso ungewiss wie die Annahme, dass Kublai's Schaaren oder die von Schi-hoang-ti ausgesendeten Schiffe nach Amerika gekommen seien. Wahrscheinlicher, ja sogar ziemlich gewiss ist die chinesische Nachricht, dass buddhaistische Missionäre in Amerika ihre Lehre verbreitet und damit

zugleich auch den Samen der Kultur ausgestreut hätten. Man weiss nämlich, dass die Buddhaisten um 80 nach Christus gewaltsam aus Indien vertrieben wurden, worauf sie sich nach allen Richtungen zerstreuten und ihre Lehre zunächst in Mittelasien, China und Japan verbreiteten. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass sie über China und Japan nach Amerika gekommen seien, obwohl auch Manches dafür spricht, dass sie von Indien aus über die Inseln des Ozeans das amerikanische Festland erreicht haben mögen. Wenigstens sprechen dafür die indisch-buddhaistischen Elemente, welche unzweifelhaft in Amerika gefunden werden. Sei dem wie ihm wolle, so viel ist jedenfalls gewiss, dass aus dem östlichen und südlichen Asien die Anfänge der Kultur nach dem neuen Continente gebracht wurden, wenn wir auch die Zeit und die besondern Umstände, unter denen dies geschah, anzugeben nicht vermögen. Dies beweisen nicht blos die zahlreichen Analogien, sondern vorzugsweise der Umstand, dass die amerikanischen Völker ihre Kulturhelden sämmtlich aus der Ferne über's Meer herkommen lassen, dass sie diesen die Einführung der religiösen Gebräuche, der Gesetze und staatlichen Einrichtungen, des Maisbaues etc. zuschreiben. So erscheint Manco Capac als Fremder an den Ufern der Titicacasee's, nach seiner eigenen Angabe dazu gesendet, den Menschen Religion und gottgefällige Sitten zu lehren. Andere Berichte lassen ihn vom stillen Meere kommen, aber alle stimmen darin überein, dass er ein Fremder gewesen sei.[1]) Auch der Inka Virakocha ist ein Fremder mit langem Bart und einem Gewande, das bis auf die Füsse hinabreichte. Auf der Hochebene von Bogota ist es der Sohn der Sonne, Bochica, der, von Osten kommend, die Menschen entwilderte und dann nach Norden sich begab, wo er noch 2000 Jahre in strengen Bussübungen lebte.[2]) Die Chiapanesen lassen ihren Stammheros, Votan, den sie hoch verehrten und in ihrem Kalender verewigten, von Norden herkommen,[3]) während die Mayas glaubten, ihr grosser Gesetz-

[1]) Kennedy, Essays. p. 226.

[2]) Humboldt, Vues d Cord. I. 26.

[3]) Minutoli (Beschreibung etc.) handelt ausführlich über die äusserst

geber Zamna sei von Osten her eingewandert. [1]) Auch Quetzalcoatl, dem die Mexikaner ihre gesammte Kultur zuschrieben und den sie wie einen Gott verehrten, war ein Fremder, „ein Mann von schwarzen, langen Haaren, langem Bart, weisser Farbe und ernsten Zügen." [2]) Die Tamanaken verehrten Amalivaka als ihren Stammvater, der ebenfalls über das Meer hergekommen und wieder über dasselbe zurückgekehrt sei. Kurz, alle Stämme, welche einige Kultur besassen, glaubten, dass ihnen dieselbe durch Fremde aus weiter Ferne zugebracht worden sei, was wohl der deutlichste Beweis dafür ist, dass die amerikanische Kultur keine eigentlich nationale, aus dem Wesen des Volkes spontan hervorgehende, sondern eine in ihrer Wurzel fremde, von aussen eingeführte gewesen sei. Wenn sich neben vielen bis in's Einzelnste gehenden Analogien auch wieder sehr grosse Verschiedenheiten mit den Völkern Ost- und Südasiens zeigen, so kann dies keineswegs sonderbar erscheinen, sondern lässt sich leicht dadurch erklären, dass die Einführung der Kulturelemente in eine verhältnissmässig frühe Zeit fällt und dass sich dieselben unabhängig von ihrem eigentlichen Mutterlande in eigenthümlicher, der Natur des Landes und seiner Bewohner entsprechender Weise entwickelt haben. Nur in diesem Sinne kann die amerikanische Kultur als eine nationale bezeichnet werden.

Wenn es aber auch unzweifelhaft feststeht, dass Amerika seine erste Bevölkerung hauptsächlich vom Norden und Osten Asiens erhalten habe, so hindert dies nicht, anzunehmen, dass auch von anderen Seiten her, wenn auch in geringerem Massstabe Einwanderungen stattgefunden haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat auch die malayische Bevölkerung der Südseeinseln ihren Weg nach diesem Continente gefunden und einen Beitrag zu seiner Bevölkerung geliefert. Ehe wir dieses näher zu

merkwürdige Votanssage. Pineda von San Christobal soll unter Bezugnahme auf diese Sage 1842 der Regierung von Mexiko seine Beweise darüber vorgelegt haben, dass die Chiapanesen unmittelbar von einem Sohne Noe's abstammen. Heller, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie. 1848. I. 125.

[1]) Bradford, Am. Antiquities. p. 201.

[2]) J. W. v. Müller, Beiträge. S. 93.

begründen versuchen, müssen wir zuerst noch einen flüchtigen Blick auf die ozeanischen Inseln und ihre Bevölkerung werfen.

Die Inseln des stillen und indischen Ozeans, von Madagascar bis zur Osterinsel, in einer Ausdehnung von nahezu 200 Längengraden, sind von malayisch - polynesischen Stämmen bewohnt, welche trotz der ungeheuren Entfernung von einander im engsten Zusammenhang mit einander stehen und als eine zusammengehörige Rasse bezeichnet werden müssen. Wenn irgendwo auf der Erde, so könnte man hier am ehesten an ein Autochthonenthum denken. Die Kleinheit der Inseln, ihre weite Entfernung von einander und von den grösseren Continenten, die anscheinend geringen nautischen Kenntnisse dieser Insulaner lassen es als völlig räthselhaft erscheinen, wie diese unscheinbaren Punkte im ungeheuren Ozeane ihre ersten Bewohner erhalten haben. [1]) Jedenfalls bietet Amerika in dieser Beziehung ungleich weniger Schwierigkeiten dar, als eine einzige von diesen zahllosen im weiten Meere zerstreuten Inseln. Und doch wäre gerade hier die Annahme von Autochthonen die grösste Verkehrtheit, da die nationale Identität dieser Insulaner bis zur Evidenz nachgewiesen ist, so dass dieses Thema, wie Braunschweig sagt, als völlig entschieden betrachtet werden muss. Denn die Sprachen zeigen eine wesentliche Uebereinstimmung nicht nur im grammatischen Bau, sondern auch in der Gleichheit vieler Worte, und Humboldt nennt es eine unleugbare Thatsache, dass alle diese Sprachen zu einem Stamme gehören in durchaus gleicher Weise wie die Sanskritischen. [2]) Schon Cook hat die Thatsache bestätiget, dass die Kanaken auf den Sandwichsinseln dieselbe Sprache reden, wie die Tahitier. Obwohl Neuseeland von Tahiti 2000 Meilen entfernt ist, so sollen doch die Sprachen dieser beiden Inseln keine grösseren Verschiedenheiten darbieten, als die englische Sprache in verschiedenen Grafschaften. [3]) Nach Marsden ist die Sprache

[1]) The diffusion of the inhabitants of the oceanic group is one of the most extraordinary phenomena in Ethnology. Latham, Varieties of the human species. p. 341.

[2]) Humboldt, Kawisprache. I. 27.

[3]) Kennedy, Essays. p. 137.

der Philippinen von der des weitentfernten Madagascar [1]) nur mundartlich verschieden, so dass die Bewohner dieser Inseln sich gegenseitig verstehen können. Die Osterinsel ist von Madagascar 200 Grade entfernt, und doch gehören die Sprachen dieser beiden Inseln zu einem und demselben Stamme. [2]) Dieser enge Zusammenhang, welcher zwischen den Sprachen aller oder doch der meisten ozeanischen Inseln herrscht, beweist, dass alle diese Stämme in nächster Beziehung zu einander stehen und einen gemeinsamen Ursprung gehabt haben müssen. [3]) Wie die gemeinsame Sprache, beweist auch der Mauimythus in unwiderleglicher Weise die Einheit und Zusammengehörigkeit der polynesischen Menschenwelt. [4]) Auch Sitten, Gebräuche und Künste haben eine solche Aehnlichkeit, wie sie sonst auch bei weniger entfernten Völkern nicht vorzukommen pflegt. Schon Cook hat in dieser Beziehung bemerkt, dass die genaue Aehnlichkeit zwischen der Kleidung, den Booten, den Geräthen und

[1]) Marsden, history of Sumatra. London, 1811. p. 200.

[2]) Ausland. 1864. S. 361.

[3]) Distinct and unaequevocal traces of a Malayan language have been found from Madagascar to Easter-Island and from Formosa to New-Zealand over 70 degrees of latitude and 200 of longitude. Kennedy, Essays, p. 72. La Perouse sagt: Zuerst nahmen wir keine Aehnlichkeit wahr zwischen der Sprache des Volkes der Schifferinseln und der der Leute der Gesellschafts- und Freundschaftsinseln, deren Wörterbücher wir bei uns hatten; aber eine nähere Prüfung überzeugte uns, dass sie Mundarten derselben Sprache redeten. Eine Thatsache, die das beweisen mag, ist, dass ein junger Diener aus Manilla, der in der nördlichen Provinz Tagayan geboren war, die meisten ihrer Wörter verstand und uns auslegte. Nun ist es bekannt, dass der Dialekt von Tagayan, Talgal, wie die Dialekte der Philippinen alle im Allgemeinen von dem Malayischen herkommen, und diese Sprache, die weiter verbreitet ist, als die griechische und römische waren, ist den zahlreichen Stämmen gemeinschaftlich, welche die Inseln der Südsee bewohnen. Mir scheint es erwiesen, dass die verschiedenen Völkerschaften von malayischen Colonien herstammen, welche in frühesten Zeiten diese Inseln besetzten, und vielleicht sind selbst die Chinesen und Aegypter jünger als sie. Bei Linnaeus Martin, Naturgeschichte des Menschen. S. 285.

[4]) Hochstetter, Neuseeland. 1863. S. 56.

Netzen der Neuseeländer und der Bewohner der Südseeinseln den Beweis liefere, dass die gemeinsamen Ahnen beider aus einem und demselben Lande stammen.[1]) Endlich ist auch der leibliche Typus durchaus gleichförmig und die geringen Unterschiede, die er darbietet, lassen sich durch Lebensweise, klimatische und Bodenverhältnisse mehr als genügend erklären. Desshalb hat auch schon Blumenbach sämmtliche Stämme des grossen südlichen Ozeans als eine besondere Varietät des Menschengeschlechts bezeichnet, und Prichard zieht aus der Aehnlichkeit, welche in den Schädeln der verschiedenen ozeanischen Stämme sich zeigt, den Schluss, dass es am besten sei, zur Blumenbach'schen Ansicht zurückzukehren.

Frägt man nun, wo der Ausgangspunkt dieser ozeanischen Stämme zu suchen sei, so weist alles auf Indien und die grossen Sundainseln hin, wo auch die eigentliche Heimat der Malayen zu suchen ist. Dort finden wir die kaukasische und mongolische Rasse neben einander, und wenn sich bei den Malayen bald mehr mongolische, bald mehr kaukasische Formen finden, so erklärt sich dies durch die naheliegende Annahme, dass sie aus einer Mischung von kaukasischen und mongolischen Elementen hervorgegangen. Die Malayen haben desshalb auch keinen scharf ausgeprägten Typus und können nur als eine Mittel- oder Uebergangsrasse bezeichnet werden. Man hat sie daher bald mit den Mongolen, bald mit den Kaukasiern in nähere Verbindung gebracht. Im Allgemeinen jedoch schliessen sie sich näher dem mongolischen Stamme an. Die malayische Rasse, sagt Carpenter, zeigt eine nähere Verwandtschaft mit dem mongolischen Typus, als mit irgend einem andern. Sie muss aber mehr mit den modificirten Mongolen des südlichen Theiles des asiatischen Festlandes, als mit dem eigentlichen turanischen Stamme verglichen werden.[2]) Mit den eigentlichen

[1]) The resemblance in the form of the vessels, houses and utensils, in their customs particularly that of saluting with the nose corroborate the assertion, that they had a common origin. de Mas bei Kennedy, Essays, p. 70. — Ward, natural history of Mankind. p. 134.

[2]) Wallace (der malayische Archipel, Braunschweig 1869, II. 419) sagt: Die malayische Rasse als ganze gleicht zweifellos sehr genau der ostasiatischen Bevölkerung von Siam bis nach der Mandschurei. Ich

Malayen sind nun die polynesischen Insulaner so innig verwandt, dass die Abstammung der letzteren von den ersteren gar nicht bezweifelt werden kann. Jaquinot, [1]) der längere Zeit unter den Malayen, und zwar an den verschiedensten Punkten gelebt hatte, spricht sich dahin aus, dass er überall denselben Typus gefunden habe, und dass dieser nur sehr geringe Abweichungen von dem polynesischen darbiete, so dass ihm, abgesehen von der Sprachverwandtschaft, gar kein Zweifel über die Identität der Malayen und Polynesier übrig bleiben könne. [2]) Wäre aber auch die körperliche Aehnlichkeit weniger in die Augen springend, so würde doch schon die nahe Verwandtschaft, in welcher die polynesischen Sprachen zu den malayischen stehen, genugsam beweisen, dass die Polynesier in Südostasien ihre ursprüngliche Heimat haben. In ganz ähnlicher Weise spricht sich auch Ellis aus. [3]) Bopp hat nicht blos die Einheit des polynesischen Sprachstammes, sondern

war sehr betroffen, als ich auf der Insel Bali chinesische Händler sah, welche die Sitten des Landes angenommen hatten und kaum von den Malayen unterschieden werden konnten. Und auf der andern Seite habe ich Eingeborne von Java gesehen, welche, was ihre Physiognomie anlangt, sehr gut für Chinesen gelten konnten. Vgl. de Mas bei Kennedy, Essays. p. 72. Ausland 1864. S. 359.

[1]) Jaquinot, Considérations générales sur l'Anthropologie. p. 323.

[2]) Dieffenbach (Travels in New-Zealand) rechnet die Sandwichsinsulaner zu den „true Polynesians," welche er für eine Varietät der Malayen hält, eine Annahme, die mit den Schädelformen vollkommen übereinstimmt. Retzius, ethnolog. Schriften. S. 66 Auch die Maori in ungeheurer Entfernung von den Sandwichsinsulanern gehören zu den Malayen. Physische, sprachliche und sittliche Verwandtschaft zwischen ihnen und den Malayen ist heute noch zu erkennen. Ausland 1860. S. 445.

[3]) The striking analogy between the numerals and other parts of language and several of the customs of the aborigines of Madagascar and those of the Malays who inhabit the Asiatic islands many thousands of miles distant in one direction and of the Polynesians more remote in another shows, that they were originally one people or that they have emigrated from the same source. Ellis, Polynesian Researches. I. 121.

auch den Zusammenhang desselben mit dem Indogermanischen nachgewiesen. [1]) Auf Ostasien weisen auch die Sitten, Künste und Gebräuche, die Kulturpflanzen und Hausthiere der Polynesier hin. Das aus Indien stammende Zuckerrohr, der ausschliesslich Ostasien angehörende Brodfruchtbaum, der Papiermaulbeerbaum, die Arumarten, Yams, Bataten, finden sich auf diesen Inseln. Von den Thieren befindet sich das Huhn auf der Osterinsel, das Schwein und der Hund gehen bis auf die Gesellschafts-, Marquesas- und Sandwichsinseln. [2]) Alles dieses beweist, dass der Strom der Bevölkerung von Asien ausgegangen und sich allmälig in immer weiteren Kreisen über die ganze polynesische Inselwelt verbreitet habe. Wann und auf welche Weise dieses geschehen sei, wird freilich für immer ein ungelöstes Räthsel bleiben. Nur soviel scheint festzustehen, dass die Besiedelung dieser Inseln in einer verhältnissmässig späten Zeit stattgefunden habe. „Bei mir steht es fest," sagt Dumont d'Urville,[3]) „dass die Eingebornen Ozeaniens erst lange Zeit nach der Zerstreuung der mongolischen Rasse auf die verschiedenen Continente gekommen und dass ihre Colonien und der Boden, den sie bewohnen, einer relativ neuen Zeit angehören." De Salles [4]) setzt das Entstehen der melanischen und ozeanischen Rassen in das fünfzehnte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, Quaterfages etwas später, während Peschel [5]) vorsichtiger zu Werke geht, indem er aus der Wanderung der Cokospalme den Schluss zieht, dass die Polynesier nicht später als im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung sich über die Südseeinseln ausgebreitet haben können. [6])

[1]) Bopp, Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprache. Berlin, 1841,

[2]) Chamisso, in Kotzebue's Entdeckungsreise. III. 36.

[3]) Martin, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. S. 279.

[4]) de Salles, Histoire générale des races humaines. 1849. p. 340.

[5]) Ausland 1864. S. 364.

[6]) Mr. Gallatin was accustomed to assert, that the Pacific islands were populated at a far more recent period than the American continent, as evinced by their languages and hence could not have contributed to the primitive occupation of this country. In one place he says „their colonization is of a date so comparatively recent, that the Malay origin

Wenn man nun einerseits den engen Zusammenhang sämmtlicher selbst der entferntesten Inselbewohner, anderseits aber die ungeheure Ausdehnung der polynesischen Inselwelt bedenkt, dann gewahrt man ungeheure Schwierigkeiten, welche sich den Wanderungen dieser Stämme entgegenstellen mussten. Man hat dieselben durch die Annahme zu beseitigen gesucht, dass die polynesischen Inseln nur die Ueberbleibsel eines Festlandes seien, das sich einst von Asien bis gegen Amerika hin erstreckt habe. Schon Forster hat angenommen, dass die Inseln der Südsee nichts anderes seien als die Bergesgipfel eines versinkenden Festlandes. Auch Carli, de Mas, [1]) welcher vorzüglich die Philippinen genauer erforscht hat, dann Vogt [2]) und in neuester Zeit Wallace haben eine ähnliche Ansicht ausgesprochen, welche wohl von den meisten Geologen der Gegenwart getheilt werden dürfte. Polynesien ist nach Wallace [3]) vorwiegend ein Senkungsareal und seine grossen und weitverbreiteten Gruppen von Corallenriffen bezeichnen die Lage früherer Continente und Inseln. Um diese Ansicht zu stützen, beruft man sich auf die zahlreichen jetzt noch thätigen Vulkane, welche in einem grossen Halbkreis von Sumatra über Java, Lambock, Sambana, Flores, Timor, Banda, Ternate nach Mindanao und Lüzon in einer ununterbrochenen Reihe sich hinziehen. Die vulkanische Beschaffenheit dieser Inseln, dann der Umstand, dass der Boden des pacifischen Meeres auch jetzt noch zittert und schwankt, dass alte Inseln untergehen und neue entstehen, lassen obige Annahme nicht als unwahrscheinlich

of the inhabitants of Otahaiti and the Sandwich Islands was immediately recognized, when their vocabularies were first brought to Europe. Haven, Archaeology of the United States.

[1]) Kennedy, Essays. p. 76.

[2]) Der stille Ozean bietet überhaupt in seiner ganzen Gestaltung und seinen unzähligen Inselgruppen das Bild eines untergegangenen Continents, dessen höchste Spitzen nur aus dem Meere hervorschauen, und es scheint nach der Häufigkeit der Atolls, welche sich in diesem Raume finden, zu schliessen, dass die Senkung des Meeresbodens noch immer fortdauert. Vogt, Geologie. Bd. II. §. 1005.

[3]) Wallace, der Malayische Archipel. I. 9. ff. — Kennedy, Essays. pag. 73.

noch weniger als unmöglich erscheinen. Dass die grossen Sunda inseln einst mit dem asiatischen Festlande zusammenhingen, ist sogar mehr als wahrscheinlich. Nicht nur die ganze Configuration des südlichen Asiens weist darauf hin, sondern auch die verhältnissmässig geringe Tiefe des Meeres zwischen Asien und den Sundainseln,[1]) besonders aber der Umstand, dass sich au diesen Inseln mehrere vierfüssige Thiere befinden, deren Vorhandensein kaum anders als durch einen frühern Zusammenhang der Inseln mit dem Festlande zu erklären sein dürfte. Durch all dies gewinnt die Javanische Ueberlieferung von Zertrümmerung eines Continentes einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.[2]) So begründet indess diese Ansicht auch sein mag, so trägt sie doch zur Erklärung der polynesischen Wanderungen nicht das geringste bei. Denn das Versinken eines solchen Festlandes hätte, wie Peschel[3]) bemerkt, nicht Tausende, sondern Hunderttausende von Jahren erfordert. Wären die polynesischen Inseln nur die Reste eines überschwemmten Festlandes, so hätte im Laufe von Jahrtausenden auf den genannten Inseln die gemeinsame Sprache bis zur Unkenntlichkeit sich weiter bilden müssen. Statt dessen finden wir aber, dass die Sprache Tahiti's auf Neuseeland wie auf den Sandwichsinseln gut verstanden wird. „Wären die Bewohner der verschiedenen Inseln die Nachkommen von Rassen, welche diese Continente und Inseln vor ihrer Senkung bewohnten,“ so dürfte man wohl erwarten, dass sich das Andenken an eine solche Katastrophe bei ihnen erhalten hätte. Aber es findet sich keine derartige Tradition, sondern im Gegentheile viele Sagen auf den einzelnen Inseln, welche mit Bestimmtheit auf eine Einwanderung hindeuten. So haben die Eingebornen von Java die Tradition, dass ihre Voreltern aus Borneo eingewandert seien, die Leute von Borneo dagegen sagen, dass sie aus Malaya eingewandert seien.[4]) Die Gesellschaftsinsulaner glauben von den Schifferinseln gekommen zu sein, während die Mar-

[1]) Wallace. S. 12.
[2]) Haug, allgemeine Geschichte. 1841. I. S. 77.
[3]) Ausland. 1864. S. 363.
[4]) Kennedy, Essays. p. 71.

quesas ebenso wie die Neuseeländer behaupten, dass ihre Vorfahren vor langer Zeit aus einem andern Lande eingewandert seien und beide stimmen darin überein, dass dieses Land Hawaiki geheissen habe. [1]) Die Sandwichsinsulaner kamen nach ihrer Aussage von Tahiti. Nach all diesem bleibt nichts anderes als die Annahme übrig, dass die Polynesier zu Schiff auf die verschiedenen Inseln des Ozeans gekommen seien. In diesem Falle muss man aber nothwendig voraussetzen, dass diese Stämme schon in frühester Zeit eine nicht geringe Kenntniss in der Schiffahrt gehabt haben, da sonst ihre weite Verbreitung kaum erklärlich wäre. In der That waren auch die Malayen im indischen Archipel von jeher kühne Seefahrer, sie waren wie die Normannen jederzeit bereit, die kühnsten nautischen Abenteuer zu bestehen. Nach Rafles ist es eine historische Thatsache, dass im zwölften und dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Singapur ein ausgedehnter Handels- und Seestaat war und dass bei der ersten Ankunft der Portugiesen im indischen Archipel Menangkabu als Stapelplatz einen grossartigen Handel zwischen den östlichen und westlichen Völkern betrieb. Die Portugiesen fanden Flotten, welche bezüglich der Zahl und der Grösse der Schiffe eine Seemacht bezeugen, wie sie damals in Europa nicht vorhanden gewesen. Eine dieser Flotten zählte nach Marsden [2]) 90 Schiffe, darunter 25 grosse Gallonen, eine andere 300, darunter 80 Junken von je 400 Tonnen Last, eine dritte 500 Schiffe mit einer Bemannung von 60,000 Mann. Mit der Ankunft der Europäer zerfielen die malayischen Staaten und mit ihnen verschwand auch die Seemacht und der kühne Unternehmungsgeist der Malayen. Aber wohl schon lange vorher hatten die ausgedehnten Handels- und Schiffahrtsunternehmungen ihre allseitige Verbreitung über den indischen und stillen Ozean veranlasst. [3])

[1]) Ward, natural history of Mankind. p. 134. — Ausland 1864. S. 364.

[2]) Marsden, Sumatra. p. 424, — Bradford, Am. Antiquities. p. 232.

[3]) Auch waren, wie Ellis anführt, die Stämme, welche die polynesischen Inseln bewohnen, früher viel weiter verbreitet, als gegenwärtig; denn selbst auf den einsamsten und verlassensten Inseln, z. B. Pitcairninsel, hat man Spuren früherer Einwohner gefunden, obwohl sie bei

Wenn man dies im Auge behält, wird man die weite Verbreitung des malayischen Stammes zwar immer als eine merkwürdige Erscheinung betrachten müssen, keineswegs aber für unmöglich halten oder zur Annahme eines versunkenen Festlandes seine Zuflucht zu nehmen sich gezwungen sehen. Anders muss freilich das Urtheil ausfallen, wenn man nur die elenden Piroguen, wie sie die meisten der heutigen Südseeinsulaner haben, sowie auch deren geringe nautische Kenntnisse berücksichtiget, obwohl auch in diesem Falle von einer absoluten Unmöglichkeit, von einer Insel zur andern zu gelangen, keine Rede sein kann. Indess sind die Insulaner trotz ihrer unscheinbaren Fahrzeuge doch eigentliche Seefahrer und besassen wenigstens in früheren Zeiten ungleich bessere nautische Kenntnisse, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Sie haben den Schiffsbau durch eine höchst scharfsinnige Vorrichtung vervollkommnet, nämlich durch die Ausleger oder Schwebelbalken (outriggers), mit deren Hilfe schmalgebaute Nachen sich allein vor hohem Wogengang zu schützen vermögen. Ihre wohlbekannten Doppelpiroguen sind nur eine weitere Ausbildung des Auslegers.[1]) Die ersten Endecker der Südseeinseln waren höchlich erstaunt über die grosse Anzahl ihrer Schiffe. Cook[2]) schätzte eine ihrer Flotten auf 1700 Canots, von denen jedes 40 Mann an Bord hatte. Schon lange vor der Zeit, als Columbus der Schiffahrt der Europäer einen neuen Aufschwung gegeben hatte, waren die Polynesier gewohnt, Seereisen zu unternehmen, welche ebenso lang und gefährlich waren wie die der Europäer, obwohl ihre Schiffe den europäischen weit nachstanden. So unglaublich dieses auch scheinen mag, so gibt es doch genügende Beweise hiefür. Von den Bewohnern der Tungainseln ist es bekannt, dass sie mit Vavao, Samoa, Rotuma, den Fidschiinseln und den Neuhebriden im Verkehr standen. Merkwürdig ist in dieser Beziehung eine

ihrer Entdeckung menschenleer war. Dasselbe ist der Fall bei den Gallopagos-, Juan-Fernandez-, Bourbon- und Falklands-Inseln.

[1]) G. W. Earl, The Papuans. London 1853. p. 78. — Pickering, Races of Man. p. 301. — Ausland 1864. S. 361.

[2]) Kennedy, Essays. p. 137.

Karte, welche Forster und Cook von einem Eingebornen der Gesellschaftsinseln erhielten und welche, wie Hale nachgewiesen hat, nicht nur die Marquesasinseln und die Inseln südlich und östlich von Tahiti, sondern auch Samoa, die Fidschiinseln und sogar noch entferntere Gruppen enthielt. Erst neuerlich wurde nachgewiesen, dass eines der Hawaiischen Vorgebirge den Namen „Abfahrtsort nach Tahiti“ trug; nach Aussage der Eingebornen sammelten sich hier die Canots in früheren Zeiten und liefen zu einer bestimmten Zeit des Jahres aus, indem sie ihren Kurs nach einem bestimmten Sterne richteten. [1]) Alles dieses weist mit Bestimmtheit darauf hin, dass diese Inselbewohner mit der Schiffahrt sehr vertraut waren und sehr weite Seereisen machten. Dies ist selbst jetzt noch, wenn auch in geringerem Grade der Fall. Höchst interessant ist, was Kotzebue [2]) von den Fahrten erzählt, welche die Bewohner der Carolinen von Ule und Lemurek aus auf ihren gebrechlichen Fahrzeugen nach Guahan unternehmen. Die Fahrt von Lemurek nach der unbewohnten Insel Fayo wird in zwei Tagen gemacht; hier ruhen sie aus und brauchen dann drei Tage nach Guahan. Sie richten sich nach den Sternen und die Beschreibung des Weges wird in Liedern aufbewahrt. Forster lernte auf den Gesellschaftsinseln einen intelligenten Eingebornen, Tupayo mit Namen, kennen, den Cook mit nach Europa nahm und der über 80 benachbarte Inseln nach Lage und Grösse anzugeben wusste, von denen er die meisten selbst besucht hatte. Derselbe war sogar nach O Raietea gekommen, das etwa 400 Seemeilen oder 20 Längengrade abliegt, wozu eine Fahrt von 10—12 Tagen erforderlich ist. [3]) Wir wollen hier keine weiteren Beispiele von

[1]) Pickering, races of Man. London, 1863. p. 298.

[2]) Kotzebue, Reisen. II. 85, 89.

[3]) Beechy erzählt ein merkwürdiges Beispiel von weiten Seereisen der Polynesier. Als 1824 der alte König Pomare von Tahiti gestorben war, wollten die Eingeborenen von Anaa, 300 Meilen östlich, dem neuen Thronfolger huldigen. Sie rüsteten drei Doppelpiroguen aus, in denen sich je 50 Personen mit Lebensmitteln auf drei Wochen einschifften. Ein Sturm zerstreute das Geschwader und eines der Fahrzeuge suchte Zuflucht bei Barrow Island, wo man 13 Monate zubrachte, um das Fahrzeug auszubessern und das Schiff neu zu verproviantiren. Als man aber

den Fahrten der Polynesier anführen, sondern nur noch eines Einwurfes gedenken, mit dem man die Besiedelung dieser Inseln wenigstens nach einer Richtung hin bestreiten zu können glaubte. Man hat nämlich behauptet, dass eine Wanderung der Malayen von Südasien aus nach den verschiedenen Inseln desshalb nicht angenommen werden könne, weil die Meeresströmungen und die in diesen Gegenden herrschenden Passatwinde sie geradezu unmöglich machen müssten. Allein schon Dr. Lang hat nach seiner eigenen Erfahrung und gestützt auf die Erfahrungen von La Perouse und andern Seefahrern bewiesen, dass westliche Winde zu gewissen Zeiten des Jahres nicht ungewöhnlich seien, ja dass sie im Allgemeinen vielleicht so häufig seien, als der Ostwind, und dass sie sich bisweilen über sämmtliche Inseln von Ostpolynesien erstrecken. [1]) Hiemit sind zwar nicht alle Schwierigkeiten beseitiget, aber man hat auch zu bedenken, dass der angeführte Einwurf sich nur auf die Voraussetzung gründet, dass diese Inselbewohner in der Schiffahrt niemals grössere Kenntniss und Erfahrung hatten, als es gegenwärtig der Fall ist, was noch lange nicht bewiesen ist und sicherlich auch nicht bewiesen werden kann. Jedenfalls kann das nicht bestritten werden, dass die Polynesier viele und weite Seereisen machten. Es liegt nun in der Natur der Sache, dass manche Schiffe dieser Insulaner vom Sturm erfasst und weithin in dem offenen Meere verschlagen werden mussten. Es musste dies um so häufiger geschehen, je ungenügender ihre nautischen Hilfsmittel waren. Sind auch manche solcher verschlagenen Schiffe zu Grunde gegangen, so sind doch andere an die Küsten irgend eines entlegenen Eilands oder wohl auch nach Amerika getrieben worden. Wie

in westlicher Richtung die Byam Martin-Insel erreichte, musste man wieder landen und die Schiffe neu ausbessern. Damit war man abermals acht Monate beschäftigt, als Capitän Beechy die Seefahrer dort antraf, welche bereits acht der Ihrigen seit der Abfahrt verloren und nichts mehr von den beiden andern Fahrzeugen gehört hatten. Dies mag als Beispiel dienen, wie man sich polynesische Seefahrten vorzustellen hat. Ausland 1860. S. 446.

[1]) Waitz, Anthropologie. V. 8. — Bradford, Amer. Antiquities. pag. 419.

zahlreich solche Verschlagungen vorkommen, lehren die Tagebücher aller Schiffe, welche den stillen Ożean befahren haben. Man hat Wilde in Canots gefunden, nachdem sie Hunderte von Meilen auf dem offenen Meere umhergetrieben und Monate lang ihr Leben mit dem vom Himmel gefallenen Regen und mit den Fischen, die sie fangen konnten, gefristet haben.[1]) Im Jahre 1696 wurden zwei Canoe durch widrige Winde 800 Meilen weit von Ankorsa an eine der Philippinen getrieben. Auch Japanesen wurden schon oft an die Philippinen verschlagen.[2]) Kotzebue[3]) traf zu Kadre einen Insulaner, welcher von der Insel Ulea 1500 Meilen weit gegen die Strömung und den Passatwind verschlagen wurde, nachdem er mit noch zwei Genossen acht Monate lang auf dem offenen Meere umhergetrieben worden war.[4]) Dumont d'Urville erzählt, dass ein Kahn mit mehreren Menschen von der Insel Rotumah nach den Fidschiinseln, ein anderer von Vavao nach Ticopia 200 Stunden weit getrieben worden sei. Beechy traf unter dem 20° südlicher Breite ein Canoe, das 600 Stunden weit verschlagen worden war und an dessen Bord 28 Männer, 15 Weiber und 10 Kinder sich befanden, in der That eine hinreichende Anzahl zur Begründung einer Colonie.[5]) Denn man darf hiebei nicht vergessen, dass alle diese wilden Jäger- und Fischerstämme bei allen Gelegenheiten, den Krieg etwa ausgenommen, von Weibern und Kindern begleitet sind und desshalb auch, wenn sie an eine Küste getrieben werden um so leichter sich daselbst ansiedeln können. Auch sind die Fälle nicht selten und haben sich sicher auch in früheren Zeiten ereignet, dass unterlegene Stämme einer Insel mit ihren Weibern und Kindern auf ihre gebrechlichen

[1]) Prescott, Peru. II. 432.

[2]) Page's Travels. p. 46.

[3]) Kotzebue, Reisen. II. 85.

[4]) My own boat, says Mr. Williams, was on one occasion driven from Tahiti to Atin and on another from Raratonga to Tongatabu, a distance altogether of 1500 miles; and on my last voyage I conveyed home some natives of Aitutaki, who had been drifted in a single canoe to Proby's Island, which is 1000 miles west of their own. Ward, history of Mankind. p. 289.

[5]) Kennedy, Essays. p. 77.

Fahrzeuge flüchteten, um eine neue Heimat zu suchen. Fitzroy glaubt, dass auch gewisse Seevögel bei der Entdeckung und Besiedelung der Inseln eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben, da deren Erscheinen immer die Nähe eines Landes verkünde. „Ehe ich, sagt er, diese Thatsachen kennen lernte, erschien mir die Entdeckung der fast unzähligen Inseln geradezu unbegreiflich. Dass z. B. die Osterinsel, dieser kleine Punkt im grossen Ozean und so fern von jedem andern Land, nicht nur entdeckt, sondern wiederholt besucht und nach einander von verschiedenen Stämmen des Menschengeschlechtes bevölkert worden sei, schien mir höchst wunderbar. Wenn ich aber die zahlreichen von den Seefahrern berichteten Fälle, in denen Canots Hunderte von Meilen von ihrem Ziele verschlagen worden sind, nebst den Thatsachen bezüglich der Seevögel berücksichtige, scheint mir die Sache viel von ihrem Wunderbaren verloren zu haben.“ [1]) Dass auf diese Weise im Laufe der Jahrhunderte eine Besiedelung dieser Inseln möglich war und auch wirklich so erfolgt sein müsse, bedarf wohl keines weiteren Beweises. Denn gerade das Verhältniss, welches die Inselnatur in diesem Theile der Erde hervorbringt, ist dieser Annahme nicht entgegen, das Meer ist im Gegentheil, wie Humboldt [2]) bemerkt, für die Bevölkerung entfernter Punkte geradezu erleichternd, und man darf nur detaillirte Reisebeschreibungen lesen, um zu sehen, wie der nachbarliche Verkehr dadurch keine Hemmung erleidet. Wenn daher Vogt behauptet, dass die Bevölkerung dieser Inseln von einem alten Festlande aus wie für jetzt, so auch für die vorhistorischen Zeiten eine Unmöglichkeit gewesen sei, so beweist er damit nur, dass er die Forschungen der grössten Gelehrten und Reisenden nicht kennt oder sie absichtlich ignorirt, um ungestört bei seinen „Hunderten von Stammpaaren“ bleiben zu können. Was Vogt für unmöglich hält, muss nach dem berühmten Geologen Lyell [3]) mit Naturnothwendigkeit erfolgen. „Wenn das Menschengeschlecht, sagt er, jetzt vernichtet würde mit Aus-

[1]) Capt. Fitzroy, Voyages. II. 558.

[2]) Humboldt, Kawisprache. II. 217.

[3]) Lyell, Principles of Geologie. II. 121.

nahme einer einzigen, das alte oder neue Festland oder Australien oder auch nur ein Coralleninselchen des stillen Meeres bewohnenden Familie, so könnten wir erwarten, dass deren Nachkommen, wenn sie auch niemals aufgeklärter als die Südseeinsulaner oder Eskimos werden sollten, sich im Laufe der Jahrhunderte über die ganze Erde verbreiten würden; ihre Trennung würde erfolgen theils durch das Streben der Bevölkerung, sich stärker zu vermehren, als es die Lebensmittel in einem bestimmten Raume gestatten, theils durch zufälliges, durch Fluthen und Strömungen veranlasstes Treiben von Canots nach entlegenen Küsten.“ Wiewohl manche Insel des stillen Ozeans ohne Zweifel durch zufällige Verschlagung ihre ersten Bewohner erhalten hatte, so konnte es wohl nicht fehlen, dass im Laufe der Jahrhunderte einzelne Schiffe an die Küste von Amerika getrieben wurden, und zwar um so weniger als die Strömung von den polynesischen Inseln direkt an die Küste von Amerika führt. Jedes Schiff, das in die nordpacifische Strömung geräth, wird fast mit Nothwendigkeit an die Küste von Nordcalifornien getrieben. Im Golf von Californien werden die Wrake von Booten, Baumstämme und Seegräser, welche von den polynesischen Inseln dahin getrieben wurden, gefunden. Dieses ist so bekannt, dass man in Mexiko glaubt, San Francisco liege auf der Route nach Manilla. Merkwürdig ist nach Pickering [1]) besonders der Umstand, dass gerade in Kalifornien die ersten Spuren des malayischen Typus gefunden werden. Im Süden des stillen Ozeans dagegen treibt die Polarströmung Gegenstände, die in sie gerathen, an die Küste von Chile. Die Bewohner der Osterinsel, welche von allen polynesischen Inseln Amerika am nächsten liegt, mussten, wenn sie in diese Strömung geriethen, fast unfehlbar an die Küste von Chile getrieben werden. [2]) Hätte unter diesen Umständen

[1]) Pickering, Races of Man. p. 297. Aehnlich spricht sich H. Smith (Nat. history of Man. p. 238) aus: Others perhaps from the Sandwich Islands are the progenitors of the tribes on the Sacramento river on the north west coast, where women still wear the Maro and the men have short undulating hair with beard and whiskers very soft and silky.

[2]) H. Smith, Nat. History of Man. p. 238. — Auch Waitz (III. 59)

Amerika bei seiner ungeheuren Ausdehnung im Laufe der Jahrhunderte nicht auch von polynesischen Schiffen erreicht und bevölkert werden können? Es wäre fast wunderbar, wenn die Malayen, diese Zigeuner des Meeres, wie sie Hochstetter nennt, wohl die unzähligen Inseln, die meist sehr klein und Tausende von Meilen von einander entfernt sind, hätten auffinden können, dagegen aber das amerikanische Festland, das von einem Pol fast bis zum andern reicht, nicht gefunden haben sollten?

Es kann, wie Prescott sagt, kaum einem Zweifel unterliegen, dass die Bevölkerung Amerika's von Polynesien aus recht wohl möglich gewesen wäre. Diese Möglichkeit wird aber zur Wahrscheinlichkeit oder auch zur völligen Gewissheit, wenn es sich nachweisen lässt, dass der malayische Typus sich bei den Indianern wieder findet, und dass Sprachen und Sitten Aehnlichkeiten darbieten, welche nur in der physischen Verwandtschaft ihren Grund haben können. Es ist schon von vielen Forschern bemerkt worden, dass die Bewohner der Westküste Amerika's einen andern Typus haben, als die auf der Ostküste. Nach Retzius [1]) ist auf der Ostseite des amerikanischen Continentes der langköpfige, auf der Westseite der kurzköpfige Typus vorherrschend. Mortons Forschungen haben im Ganzen dasselbe Resultat geliefert. Ist hiemit schon im Allgemeinen dargethan, dass unter der amerikanischen Urbevölkerung verschiedene Typen vorkommen, so wurde insbesondere der malayische Typus an der Westküste des Continentes in ganz entschiedener Ausprägung vorgefunden. Nach

gibt zu, dass Polynesier an verschiedene Punkte der Westküste von Amerika verschlagen wurden und dass auch die Meeresströmungen einer Einwanderung von Polynesien her nicht ungünstig seien. Nach Kotzebue sammelt sich auf der Osterinsel eine grosse Menge Treibholz von dem Festlande Amerika's. Dieses Treibholz ist gleichsam eine Aufforderung und ein Wegweiser zu den Fahrten nach dem Festlande. Braunschweig. S. 95.

[1]) Die brachicephalischen Stämme in Amerika bilden eine fast ununterbrochene Kette durch den ganzen westlichen Theil dieses Welttheils bis zum Cap Horn und dem Feuerlande hinab. Retzius, Ethnologische Schriften. S. 155.

Pickering[1]) sind die Kalifornier von den nördlichen Indianerstämmen sehr bedeutend verschieden und zeigen sich identisch mit den Hawaianern. Ihre Complexion ist dunkler als die der Eingebornen Nordamerika's, und ihr Aussehen erinnert an die Südseeinsulaner. In der Bay von San Francisco, wo viele Polynesier anwesend waren, war er eine Zeit lang gar nicht im Stande, sie von den halbcivilisirten Kaliforniern zu unterscheiden. Ein Eingeborner, der ihm zur Seite ging, hatte einen streng ausgeprägten polynesischen Typus. Jaquinot, welcher die bedeutendsten polynesischen Inseln besucht hatte, fand überall die schlagendsten Analogien mit den Amerikanern. „Die Aehnlichkeit der Physiognomie," sagt er, „ist für mich der beste Beweis für die Identität der Amerikaner und Polynesier."[2]) Chamberlain, Missionär auf Hawaii, war bei einem Besuch in Acapulco höchlich erstaunt über die Aehnlichkeit der dortigen Eingebornen mit den Polynesiern, während sie von den Indianern der vereinigten Staaten so sehr abwichen. Auch Capitain Hall erwähnt den malayischen Typus der Eingebornen dieser Gegend und versichert, dass sie an der ganzen Westküste einander gleich seien,[3]) wesshalb auch Bory de Saint Vincent eine malayische Colonisation an der Westküste Amerika's von Kalifornien bis Chile annimmt.[4]) Ellis schliesst aus der Aehnlichkeit des Typus auf die Rassengleichheit der Amerikaner und der Polynesier.[5]) Auch Humboldt[6]) findet eine Aehnlichkeit der Amerikaner mit den Malayen, und seine Schilderung der Chaimas erinnert ganz an die Malayen und Hindu. Diese Aehnlichkeit der Indianer mit den Südseeinsulanern, die von allen Reisenden, welche die beiden Stämme kennen gelernt haben,[7]) beobachtet wurde, ist besonders dess-

[1]) Pickering, the races of Man. p. 100, 108.

[2]) Jaquinot, Annuaire des Voyages. 1846. p. 179.

[3]) Pickering, Races of Man. p. 113.

[4]) Bory, der Mensch. Weimar, 1827. S. 170.

[5]) Ellis, Polyn. Researches. I. 121.

[6]) Humboldt, Reisen in die Aequinoktialgegenden. II.

[7]) I had long since a striking proof of the visible resemblance between the figure, countenance and whole appearance of the Malay and the American Indian. Mr. van Polanen, late Minister from the late

halb merkwürdig und beweisend, weil sie uns gerade auf der Seite des amerikanischen Festlandes entgegentritt, an welcher eine Einwanderung von den polynesischen Inseln aus allein erfolgen konnte.

Dieser physischen Gleichförmigkeit gehen so viele und schlagende Analogien in Sitten und Gebräuchen zur Seite, dass man sich der Annahme nicht entschlagen kann, es hätten polynesische Stämme die Westküste von Amerika bevölkert oder seien mit derselben doch wenigstens in einem sehr lebhaften Verkehr gestanden. „Eine Menge von Thatsachen," sagt Ellis,[1]) „berechtigen zu dem Schlusse, dass entweder ein Theil der Südseeinsulaner ursprünglich von Amerika kam, oder dass

Republic of Holland to the United States and afterwards holding a high office at the Cape of good Hope, on his return from the East, fixed his residence in Pinceton. He brought with him two Malay servants. As they were one day standing in his door, there happened to pass by two or three Indians belonging to a small tribe wich still holds some land in the state of New-Jersey. When they approached the door the attention of each party was strongly arrested by the appearance of the other. They contemplated one another with evident marks of surprise and by their signs and gestures discovered their astonishment at seeing such a likeness to themselves. Every person, indeed, who sees these Malays and is acquainted with the countenance of our native Indians is forcibly struck with the resemblance. The chief difference between them is that the features of the Malays are more soft, the cheek bone not so much raised and the outline of the face somewhat more circulare. Smith's Essay. p. 217. Die Eingebornen Neu-Spaniens gleichen in ihrem Körperbau und äussern Ansehen den australasiatischen Völkerschaften. Ihre Physiognomie und Gestalt, die braune Haut, die kleinen Hände und Füsse und der schlanke Körperbau beweisen die zuverlässige Abkunft von Völkerschaften Australasiens, und unterscheiden sie hinlänglich von den nördlichen Indianern, deren hervorstehende Backenknochen, kleine, weit auseinanderstehende Augen ein Hauptcharakter der Tartaren sind. Assal, Nachrichten über die frühern Einwohner Nordamerika's. S. 85. Unter den Feuerländern findet man Individuen, welche ganz den Neuseeländern gleichen. Lin. Martin, Naturgeschichte des Menschen. S. 343.

[1]) Ellis, Polynesian Researches. II. 122.

polynesische Stämme in einer entfernten Periode ihren Weg nach diesem Continente gefunden haben.“ Denn nicht nur die Physiognomie, sondern auch Künste, Sitten und Gebräuche der Amerikaner, zumal der südlichen Stämme, sind nach der Versicherung Mitchells und anderer denen der Malayen von Australien und Polynesien fast ganz gleich. [1]) Nur wenige Punkte sollen hier aufgeführt werden. Die Polynesier wie die Amerikaner lieben Zierrathen und bemalen sich mit lebhaften Farben, reissen sich die Haare am Körper aus und scheeren das Haupt, so dass nur eine Locke stehen bleibt, durchstechen das Ohrläppchen und behängen sich mit schweren Zierrathen. [2]) Auf Ualan färben sich die Eingebornen die untere Lippe mit einer Muschel, welcher Gebrauch sich auf der nordwestlichen Küste Amerikas wieder findet. Schon Cook machte die Bemerkung und Ellis [3]) hat sie bestätiget, dass die Kopfbedeckung der Tahitier, welche Tiputa heisst, ganz dem Poncho entspreche, welcher nicht nur in Peru, sondern in ganz Südamerika, vorzüglich aber von den Araukanern getragen wird. Beide Völker sind kriegerisch, bedienen sich der nämlichen Waffen und bewahren den Skalp des erlegten Feindes als Siegestrophäe. [4]) An der Küste von Patagonien traf Skyring Indianer, von denen jeder einen obern Schneidezahn verloren hatte, was an den Gebrauch der australischen Wilden erinnert, die sich beim

[1]) Haven, Archaeology of the United States. p. 35. Various points of resemblance might be shown between the aborigines of America and the natives of the easterly islands of the Pacific in their modes of war, instruments, gymnastic games, canoes, treatment of their children, dressing their hair, dresses of the chiefs, girdles and particularly the tiputa of the latter, which in shape and size axactly resembles the Poncho of the Peruvians. Ellis, Hawaii. p. 441. Auch King und Fitzroy behaupten, dass die Sitten und Gebräuche der Bewohner von Chiloe denen der Polynesier gänzlich ähnlich seien. Bradford, Amer. Antiquities. p. 415.

[2]) Jaquinot, Annuaire des Voyages. 1846. p. 179.

[3]) The Tiputa of the Tahitians correspondents exactly with the Poncho of the South Americans. Ellis, Polynes. Researches. I. 182. Dasselbe Kleidungsstück findet sich auch in Japan. Braunschweig, Amer. Denkmäler. S. 122.

[4]) Jaquinot, a. a. O. — Ellis, Hawaii. p. 440.

Eintritt in's Mannesalter einen obern Schneidezahn ausziehen.[1]) Bei beiden Stämmen ist das Tättowiren gebräuchlich, in welcher Beziehung es schon Vancouver auffallend gefunden hat, dass die Weiber am Bodegahafen genau so tättowirt sind, wie die auf den Sandwichsinseln.[2]) Die Altkalifornier schneiden, um einen Sterbenden zu retten, einem seiner Kinder den kleinen Finger ab, was bei manchen Südseeinsulanern eine genaue Analogie findet.[3]) Assal erinnert an die Federkleider, womit die in Nordamerika gefundenen Mumien bekleidet waren. Diese bestehen in einer Art Netzwerk von grobem Draht mit sehr kleinen und dichten Maschen, in welche die Federn von allerlei Vögeln und Farben manchmal sehr kunstreich eingesetzt sind, so dass die Oberfläche das natürliche Gefieder eines Vogels zu sein scheint. Diese kunstreiche, aber mühevolle Arbeit wird in Mexiko, im nordwestlichen Amerika und auf den Südseeinseln häufig getroffen.[4]) Ebenso trifft der Gebrauch, die Leichname in Boote zu legen und diese zwischen zwei Bäume aufzuhängen oder sie in sitzender Stellung zu begraben, mit der gleichen Sitte zusammen, welche sich bei den Bewohnern vieler Südseeinseln findet.[5]) Bei den Stämmen am San Sacramentofluss an der Nordwestküste tragen die Weiber den Maro, wie er auf den polynesischen Inseln gebräuchlich ist.[6]) Bei den Assinoboinern und andern Stämmen befindet sich vor jedem Dorfe ein gepflasterter Platz für die Versammlungen; dieselbe Einrichtung besteht auch auf den Marquesas- und andern polynesischen Inseln.[7]) Die Natchez und die Creeks sprechen zu ihrem Adel in einer andern Sprache als unter sich, welche Sitte auch in Samoa und Tonga herrschend ist.[8]) Die Vor-

[1]) Windsor Earl, the Papuans. London, 1853. p. 200.

[2]) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. IV. S. 463. Pickering, the Races of Man. p. 105.

[3]) Waitz, Anthropologie. IV. 250.

[4]) Assal, Nachrichten etc. S. 65. 95.

[5]) Ellis, Pol. Res. I. 152. — Jaquinot, Annuaire. p. 183.

[6]) H. Smith, Nat. History of Man. p. 238. — Ellis, Polynesian Researches. I. 178.

[7]) Jaquinot, Annuaire des Voyages. 1846. p. 182.

[8]) Waitz, Anthropologie. III. 59.

stellung, dass das Weib aus einem Knochen geschaffen worden sei, findet sich in amerikanischen und ozeanischen Sagen. Ebenso weisen die künstlichen Schnitzereien der Koluschen und ihrer Nachbarn auf Polynesien hin. [1])

Die Nadel, welche die Fidschiinsulaner im Haare tragen, soll sich ebenso in Oberkalifornien wieder finden, wie der Kopfputz von Federn, der in Hawaii gebräuchlich ist. Wie in Amerika, so finden wir auch bei den Malayen eine Art Quippos, sowie den Gebrauch, den Kopf der Kinder platt zu drücken. [2]) Im indischen Archipel gebrauchen die Eingebornen die Sarbacane, eine lange Röhre zum Abschiessen ihrer vergifteten Pfeile; ganz dasselbe Instrument ist die Esgaravatana, welche von den südamerikanischen Indianern an den Ufern des Orinoco und Madeira gebraucht wird. [3]) Aus der Wurzel des Kavapfeffers (piper amethysticum) bereiten die Polynesier ein sehr beliebtes berauschendes Getränk — Kava, indem dieselbe von alten Weibern gekaut und dann ausgespieen wird. Aus der so gekauten Wurzel entsteht durch Aufguss ein ganz eigenthümliches Getränk, das den Geist in einen ähnlichen Zustand versetzt, wie das Opium. Auch die Südamerikaner hatten von Alters her ein berauschendes Getränk aus Cassadabrod, welches mit heissem Wasser zu einem Teige gerührt, dann von alten Weibern durchgekaut und in einen Trog gespieen wurde, wo es gähren musste. Ganz ähnlich bereiteten die Tupis einen berauschenden Trank aus Mais oder Hirse, wobei das Getreide gekocht und dann ebenfalls von alten Weibern durchgekaut wurde. Sie nannten dieses Getränk Kaonin, Kaveng, Kavan, und sowohl durch die sonderbare Art seiner Bereitung wie auch durch den Namen wird man sogleich an den Kavatrank der Polynesier erinnert. [4]) In Australien herrscht die sonderbare Sitte, dass jede Familie ein Thier oder eine Pflanze

[1]) Bastian, das Beständige in den Menschenrassen. S. 272.

[2]) Waitz, Anthropologie. III. 515.

[3]) Bradford, Am. Antiquities. p. 416.

[4]) Gerland, das Aussterben der Naturvölker, 1868. S. 42 u. 44. — Waitz, Anthropologie. III. 423. — Kotzebue, Reisen. II. 42. — Globus. VII. 204.

als eine Art von Wappenschild oder, wie sie es heissen, zum Kobong annimmt. Es besteht dann eine gewisse mysteriöse Verbindung zwischen der Familie und ihrem Kobong, so dass ein Mitglied der Familie nie ein Thier tödtet oder eine Pflanze abreisst, zu welcher sein Kobong gehört. Auch diese Einrichtung findet ein Seitenstück in den Gebräuchen der eingebornen Amerikaner, z. B. der Huronen, der Irokesen, der Sioux [1]) etc. Sollten so viele und zugleich so schlagende Analogien, deren noch eine Menge aufgeführt werden könnte, nur das Ergebniss des Zufalls sein und nicht vielmehr einen Zusammenhang der polynesischen und amerikanischen Menschenwelt vermuthen lassen? Oder ist es auch nur denkbar, dass beide Völker eine und dieselbe höchst sonderbare Art der Bereitung eines berauschenden Getränkes unabhängig von einander gefunden und dasselbe mit dem gleichen Namen belegt hätten? Es lässt sich dies wie manches andere nur durch die Annahme erklären, dass polynesische Einwanderungen nach Amerika stattgefunden haben. Darauf weisen auch die Analogien in den Sprachen hin. Schon Barton, Vater und Lang haben geglaubt, in den verschiedenen polynesischen und amerikanischen Sprachen Beweise für deren gemeinsame Abstammung gefunden zu haben, da in den südamerikanischen Sprachen unverkennbare malayische Worte gefunden würden. [2]) Martinez Zuniaga hat zu beweisen gesucht, dass zwischen den Sprachen von Amerika und Polynesien ein Zusammenhang besteht, was einen gemeinsamen Ursprung voraussetzte. [3]) Wenn auch Gallatin keine Spur der malayischen Sprache an der Westküste Amerikas gefunden hat, [4]) so haben andere mit aller Bestimmtheit das Gegentheil behauptet. Ellis, eine nicht zu unterschätzende Autorität, glaubt, dass die Araukaner zur selben Rasse wie die Neuseeländer gehören, weil zahlreiche Worte in ihren Sprachen ähn-

[1]) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. IV. 282.

[2]) Barton-Smith, New-Views. — Vater, die Bevölkerung Amerika's. — Lang, View to the Origin and Migrations of the Polynesians, London. 1834. — Mithridates. III. 332.

[3]) Kennedy, Essays. p. 71.

[4]) No trace of the Malayan language is found in the western shores of America. In transact. of the Amer. ethnolog. Soc.

lich seien.[1]) Es ist eine unleugbare Thatsache, sagt Kennedy, dass in den amerikanischen und malayischen Sprachen viele analoge Worte und Ausdrücke und auch solche gefunden wurden, welche vollständig gleich sind.[2]) Der Farbstoff der Indigopflanze ist in dem indischen Archipel unter dem Sanskritnamen „Nil“ bekannt, welches Wort im Sanskrit, Persischen und Arabischen „blau“ bedeutet. Anile soll der amerikanische Name der Indigopflanze gewesen sein, aus dem die Portugiesen, „Anileira“ gemacht haben. Auch die Yamswurzel hat Amerika mit den indischen Inseln gemein. De Candolle glaubt, dass ihre Kultur von Afrika nach Amerika gekommen sei, was aber jedenfalls vor der Entdeckung durch Columbus geschehen sein müsste.[3]) Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Pflanze, wie auch der Indigo und die Banane auf dem indischen Archipel ihre ursprüngliche Heimat haben und von da durch die wandernden Völker nach dem neuen Erdtheil gebracht worden sind.[4]) Endlich sei hier noch an die Ueberreste von grossartigen Bauwerken erinnert, welche auf vielen Inseln der Südsee gefunden werden. Wie diese, die sogenannten Morais sich enge an den indischen Pagodenbau anschliessen, so finden sie in den Stufenpyramiden Amerikas ihr getreues Gegenbild.

Nach dem bisher Angeführten dürfte es kaum mehr gewagt erscheinen, mit Bradford und Lang anzunehmen, dass die amerikanische Rasse mit den Malayen und Polynesiern enge verwandt sei und dass die Hypothese den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit für sich habe, welche Amerika von Asien aus über den indischen Archipel und die Südseeinseln bevölkern lässt.[5])

[1]) Numerous words in their languages are similar as also their dress and many of their other characteristics. Ellis, Polynes. Researches. II 46.

[2]) Kennedy, Essays p. 72.

[3]) Peschel, Zeitalter der Entdeckungen. S. 177.

[4]) Bradford, Americ. Antiquities. p. 416.

[5]) The red race is most closely related to the Malays and Polynesians and the conjecture possessing perhaps the highest degree of probability is that, which maintains its origin from Asia through the Indian Archipelago. Bradford, Amer. Antiquities. p. 434. There is

Einen andern Weg der Einwanderung nach Amerika haben uns die Normannen gezeigt. Hier stehen wir nicht mehr auf dem lockern Boden der Vermuthung und Wahrscheinlichkeit, sondern auf dem festen Grunde der Geschichte. [1])

Die Urgeschichte der Normannen ist in tiefes Dunkel gehüllt und wir wissen nur, dass sie in grauer Vorzeit von Osten kommend nach dem europäischen Norden einwanderten, dass sie urkräftige, abgehärtete Leute waren, die auf ihren zerbrechlichen Fahrzeugen ohne Seekarten und wohl auch ohne eigentlichen Kompass [2]) sich in ganz unbekannte Meere wagten und die stürmende See gleichsam als ihre Heimat betrachteten. [3]) Diese kühnen und kriegerischen Seeleute begannen am Ende des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung ihre furchtbaren Raubzüge mit Flotten, welche oft gegen 700 Segel zählten, und verbreiteten nicht blos an den Küsten der europäischen

abundant reason to believe, that America was originally peopled from Asia not as is generally believed by way of the Aleutian Islands at the entrance of Behrings-Straits, but by way of the South-Sea-Islands and across the widest part of the Pacific. Ocean Lang, Origin and Migrations of the Polynesians. p. 86.

[1]) C. Rafn in „Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord.“ 1842. — Wilhelmi, Islands, Hvitramannaland, Grönland und Vinland. Heidelberg, 1842. — Peschel, Zeitalter der Entdeckungen. — Hermes, Entdeckung Amerika's durch Isländer im zehnten und eilften Jahrhundert. 1844. Humboldt, Kosmos. II.

[2]) Are Frode, Verfasser des „Landnamabok“ am Ende des eilften Jahrhunderts, erwähnt schon des wegweisenden Steines. Es ist also damals die Polarität des Magneten im Norwegen schon bekannt gewesen. Es lässt sich inzwischen aus dem Ausdruck abnehmen, als hätte man noch nicht den Kompass gekannt, sondern blos den natürlichen Magnetstein an einem Faden aufgehängt. — Hansteen, Untersuchungen über den Magnetismus der Erde. I. 3. — v. Hoff, Geschichte der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. III. 292.

[3]) Wenn es stürmt, dann die Segel du hiss, es ist lustig auf stürmender See.
Wie es geht, so geh's; wer da streicht ist feig; eh' du streichest, zu Grunde du geh.

Tegner's Frithjofsage.

Meere, sondern tief in's Land hinein und selbst im Norden und Westen von Afrika die Schrecken ihres Namens. [1]) Als Waraeger gründeten sie das russische Reich, setzten sich in der Normandie und in England fest und selbst der Süden von Italien musste der nordischen Kraft unterliegen. Am merkwürdigsten und folgereichsten ist jedoch ihre Entdeckung Islands nicht blos desshalb, weil hiedurch das geographische Wissen erweitert wurde, sondern vorzüglich aus dem Grunde, weil auf dieser fernen Insel das nordische Leben zur schönsten Blüte sich entfaltete. Nachdem der Däne Gardar 863 Island entdeckt und Ingolf 874 die Colonisation des Landes, das bald einen sehr blühenden Freistaat bildete, begonnen hatte, erblickte Gunbjoern 877 zum erstenmale die grönländische Küste, wo Erich der Rothe, vom Thing als friedlos erklärt, die erste Kolonie gründete. Leif der Glückliche, Erich des Rothen Sohn, unternahm im Jahre 1000 die erste Entdeckungsreise nach Amerika, wo er in die Mündung eines Flusses, wahrscheinlich des Taunton, [2]) einlief. Er verweilte hier längere Zeit und baute grosse Häuser zum Ueberwintern (Leifbudir). Zugleich belegte er die von ihm besuchten Gegenden mit entsprechenden Namen. Helluland, Steinland, ist das heutige Newfoundland, das dichtbewachsene Neuschottland nannte er Markland, die Gegend endlich im heutigen Massachusets, wo der Deutsche Tyrker Rebstöcke mit Trauben gefunden hatte, nannte er das gute Weinland (Vinland et goda). [3])

Der berühmteste aller Entdecker war jedoch der Isländer Thorfinn Karlsefne, der 1007 mit seiner Frau und 160 Männern

[1]) Mooyer, die Einfälle der Normänner in die pyrenäische Halbinsel. Münster, 1844.

[2]) Die Angabe der Normannen, dass der kürzeste Tag dort neun Stunden habe, wie auch der Umstand, dass der Digthon Rock die Inschrift von Thorfinns Namen trägt, bezeichnen den Taunton 41° 45'.

[3]) Peter Kalm, der 1749 eine wissenschaftliche Reise nach Nordamerika unternommen hatte, fand in Albany und von da bis Canada mehr als sieben wildwachsende Rebenarten Gfrörer, Papst Gregor VII. II. 486. — Nach Humboldt (Kosmos, 270) begriff Vinland das Litoral zwischen Boston und New-York, also Theile des jetzigen Massachusets, Rhode-Island und Konnektikut.

auf zwei Schiffen nach Vinland fuhr und drei Jahre dort verweilte. Die dort wohnenden Skrälinger[1]) traten anfänglich in friedlichen Tauschverkehr mit den neuen Ansiedlern, stellten sich ihnen aber bald feindlich gegenüber, welcher Umstand die Normannen zur Heimkehr veranlasste. Im Jahre 1121 schiffte sich der grönländische Bischof Erich Gnupson nach Vinland ein, um seine dort lebenden Landsleute im christlichen Glauben zu schützen und zu stärken. Ist von seinen weitern Schicksalen auch nichts bekannt, so lässt sich doch aus dieser Reise und dem Zwecke derselben der sichere Schluss ziehen, dass zu jener Zeit trotz der fehlenden Nachrichten noch immer normännische Ansiedlungen in Vinland vorhanden waren, von deren Ausdehnung und ferneren Schicksalen wir freilich nichts wissen. Die letzte in isländischen Akten verzeichnete Nachricht betrifft eine Reise von Grönland nach Markland, 1347. Von hier an verschwindet die Kunde von Amerika gänzlich aus der isländischen Geschichte.[2]) Auch sind bisher wenige Denkmale gefunden worden, welche mit Sicherheit auf die

[1]) Skraelinger, von skrael = klein, sind ohne Zweifel Eskimos, wie die runden Gesichter auf dem Writing-Rock beweisen. Diese Unterscheidung, sagt Hermes, erscheint uns als keine zufällige, denn wir wissen, dass nicht die Indianer, wohl aber die Eskimos allen spätern europäischen Reisenden durch ihre kreisförmige Gesichtsbildung aufgefallen sind. Wir sehen daher in dem Bilde auf dem Writing-Rock eine Begegnung der alten Normannen mit den Skrälingern dargestellt und finden in der eigenthümlichen Gestalt, die den letztern gegeben ist, eine Bestätigung der Annahme, dass zu dieser Zeit die Sitze der Eskimostämme sich auf der Ostküste von Amerika bis unter die Breitengrade erstreckten, unter denen Vinland, das Neuengland der neueren lag, also bis zum 41. Breitengrade. Auch wird berichtet, dass die Skrälinger sich der Fellkähne, d. h. solcher Boote bedienten, welche mit Häuten von Seehunden oder Wallrossen überzogen waren. Dieselben Fahrzeuge sind auch heute noch bei den Eskimos im Gebrauch.

[2]) Im 14. Jahrhundert noch werden Länder im Westen erwähnt, von denen man auf den Faroeen Kunde hatte. Zu ihnen gehört eine Insel Estotiland, welche von Friesland 1000 Meilen westwärts gelegen sein soll, wie ein im Süden gelegenes Land, welches mit der Benennung Drogio aufgeführt wird. Kunstmann. S. 31.

einstige Anwesenheit der Normannen in Amerika hindeuten. Barton [1]) hat die Vermuthung ausgesprochen, dass die Erdhügel (Mounds) von den Normannen herrühren, was jedoch kaum wird bewiesen werden können. Zwar hat man in einem virginischen Grabe (Mound) eine grosse Anzahl elfenbeinerner Kügelchen gefunden und anderswo scheibenförmige Steine, wie sie nicht selten unter den scandinavischen Antiquitäten vorkommen; allein beide Funde beweisen nur einen alten Verkehr der Skandinavier mit Nordamerika, keineswegs aber, dass die ersteren die Erbauer der Erdwerke gewesen. [2]) Bei New-Port an der Südspitze der Insel Rhode-Island wurden die Ruinen eines alten oktogonalen, auf acht runden Säulen stehenden Gebäudes unter dem Namen der alten Steinmühle aufgefunden. Der gelehrte Rafn, [3]) wohl der grösste Kenner der nordischen Alterthümer, hat dieses Denkmal für eine alte Taufkapelle aus der Normannenzeit gehalten. Ist dies wirklich der Fall, dann lässt sich kaum ein Zweifel darüber erheben, dass sich hier im zwölften Jahrhundert normannische Ansiedlungen befanden, welche sich zum Christenthum bekannten. Auch hat man an mehreren Orten rohe Inschriften auf Felsen entdeckt, welche man für Runenschrift hält und deren Anfangsrunen die Namen Leif und Tyrker bezeichnen. [4])

Wie weit die Normannen nach Süden gekommen, lässt sich mit Sicherheit nicht angeben. Jedenfalls kannten sie ein südlicher gelegenes Land, das sie Grossirland — Irland it Mikla — Hvitramannaland nannten, worunter nur die Gegend des jetzigen Karolina und Georgien verstanden werden kann. Manche Schriftsteller haben die Ansicht ausgesprochen, dass sich die Fahrten der Nordmänner bis nach Brasilien erstreckt hätten. [5]) Wenn diese Annahme auch durch keine schriftliche Urkunde bewiesen werden kann, so ist sie doch nichts weniger

[1]) Haven, Archaeology of the United States. p. 26.

[2]) Wagner, Geschichte der Urwelt. II. 168.

[3]) Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord. 1852. pag. 133.

[4]) Memoires etc. p. 355.

[5]) Paravey (L'Amérique sous le Nom de Pays de Fou-Sang. p. 13) sagt, dass die Normannen „jusqu'au Brésil dans l'Amérique du Sud, ou

als unwahrscheinlich. Denn es wäre, sagt Bastian,[1]) eine barocke Vorstellung, zu glauben, dass diese ritterlichen Seehelden, die sich mit fränkischen und byzantinischen Kaisern schlugen und ihnen Königreiche abzwangen, denen das mittelländische Meer bald zu enge war und die früh nach den kanarischen Inseln segelten, in Amerika, wo sie es mit nackten Indianern zu thun hatten, auf halbem Wege stehen geblieben und nicht weiter nach Süden gezogen wären, wo die üppige Zunahme tropischer Vegetation ihren Entdeckungseifer um so mehr reizen musste. Der Zug nach Süden hatte keine Schwierigkeiten, der Pfad war offen und anziehend zugleich. Ist es schon ganz dem Charakter der Normannen entsprechend, dass sie ihre Fahrten bis zum Süden Amerikas ausdehnten, so wird dies auch durch antiquarische Funde bestätigt. Dr. Lund zu Lagoa Santa in Brasilien hat in der Gegend von Bahia eine zerbrochene Steinplatte mit Runenschrift, aus der er trotz ihrer Beschädigung einige isländische Worte entziffern konnte, und bei weiterem Nachgraben Fundamente von Häusern gefunden, welche den im nördlichen Norwegen, in Island und im westlichen Grönland noch vorhandenen Ruinen ungemein gleichen. Ueberdies fand er eine Statue des Thor mit allen ihren Attributen, dem Hammer, den Handschuhen und dem magischen Gürtel.[2]) Beruhen diese Angaben, welche der archäologischen Gesellschaft in Kopenhagen eingesendet wurden, auf Wahrheit, dann sind wir unbedingt zu der Annahme berechtigt, dass die Normannen nicht blos zufällig dahin verschlagen wurden oder sich nur vorübergehend daselbst aufhielten, sondern dauernde Niederlassungen gegründet haben. Noch muss hier erwähnt werden, dass um 1367 auf der Karte der Brüder Pizigani im Westen von Irland eine grosse Insel unter dem Namen Brazil

se sont retrouvés de leurc munimens" gekommen seien. It is now proved, that these hardy seamen pushed their discovery along the coasts of America beyond the equator to Brasil. H. Smith, Nat.-History of the human Species. p. 235. — Kennedy (Essays, p. 222) glaubt, dass sie nicht weiter als bis Cap Hatteras gekommen seien.

[1]) Bastian, das Beständige in den Menschenrassen. 1868. S. 127.

[2]) Wilhelmi, S. 233. — Ausland 1840. S. 652.

erscheint. Ihr Name weist auf ein Holz von rother Farbe hin, das wegen seines besondern Werthes Gegenstand eines frühen Handels geworden ist. Von einem ähnlichen Holze wird in den nordischen Quellen unter dem Namen Mosur oder Mösur gesprochen, das die Normannen in Vinland geladen haben. Schon Thorfinn Karlsefne hatte einem Südmann, der ihn auf Island besuchte, einen Hausgiebel um hohen Preis verkauft; „denn die Balken waren aus Masurholz, das aus Vinland gekommen war.“ [1] Die Fundgrube der kostbaren Luxushölzer ist an der Küste des südlichen Mexiko. Muratori[2]) hat nachgewiesen, dass 1306 Brasilienholz als steuerbarer Luxusartikel durch die Thore von Modena einging. Dies legt die Vermuthung nahe, dass die Normannen mit dem seltenen Holze zugleich auch die Kunde von dem westlichen Lande nach Italien gebracht haben.

Eine andere noch schwerer zu beantwortende Frage ist die, welchen Beitrag zur Bevölkerung Amerikas die Normannen geliefert haben. Wir wissen nur, dass seit dem 14. Jahrhundert die normannischen Ansiedlungen in Grönland immer mehr aus der Geschichte verschwinden. Einfälle feindlicher Flotten, insbesondere aber der schwarze Tod, der von 1347 bis 1351 sich über ganz Europa verbreitete und auch in Island und Grönland [3]) seine Verheerungen anrichtete, mochten sie in hohem Grade geschwächt haben, so dass sie dem Andringen der Skrälinger keinen wirksamen Widerstand entgegenzusetzen vermochten. Abgeschnitten von ihrem Mutterlande und unfähig, ihre Selbstständigkeit zu erhalten, haben sich die Ueberreste wahrscheinlich mit den Eingebornen vermischt und sind so in denselben aufgegangen. „Denn auch jetzt noch zeigt ein Drittel der männlichen erwachsenen Bevölkerung unter den Eingebornen in der Physiognomie und der Körpergrösse die

[1]) Kunstmann, Entdeckung Amerika's. 1859. S. 35. 42.

[2]) Wisemann, Zusammenhang. S. 103.

[3]) Die Ansiedlungen in Garde und Albe sollen 1348 unter den Verheerungen des schwarzen Todes zu Grunde gegangen sein. Bastian, das Beständige etc. S. 127.

Einmischung europäischen Blutes aus der Zeit der alten Nordländer." [1])

Viel unsicherer noch ist es, welches Schicksal die normannischen Kolonien im eigentlichen Amerika betroffen habe, da keine schriftliche Nachricht hierüber auf uns gekommen ist. Soviel scheint jedoch festzustehen, dass dieselben weder sehr stark noch auch zahlreich gewesen sein können. [2]) Sie mussten daher, von dem Mutterlande vergessen und ohne alle Verbindung mit demselben, um so eher ihrem baldigen Verfalle entgegengehen, als die Skrälinger und später auch wohl die Indianer ihnen feindlich gegenüberstanden und vielleicht auch wie in Grönland verheerende Krankheiten unter ihnen auftraten. Gleichwohl darf man nicht annehmen, dass der mehr als 300jährige Verkehr der Normannen mit der neuen Welt ganz spurlos vorübergegangen, ohne dass Reste ihrer Niederlassungen zurückgeblieben wären, welche sich allmälig mit den Eingebornen vermischt haben. Wenn man daher auch nicht mit Hugo Grotius [3]) annehmen kann, dass ganz Nordamerika bis zur Landenge von Panama von den Skandinaviern bevölkert worden sei, so wird man doch auch nicht behaupten dürfen, dass gar keine Spur von normannischem Blute in Amerika zu finden sei. So soll auf der Insel Newfoundland heute noch ein Völkchen wohnen, welches von den eigentlichen Indianern ganz verschieden ist und mit grosser Wahrscheinlichkeit von den alten Normannen abstammt. [4]) Ebenso haben französische Missionäre am Lorenzostrom die an der südlichen

[1]) Bastian und Hartmann, Zeitschrift für Ethnologie. 1869. S. 270.

[2]) We are unable to produce any well-ctstablished facts going to show that the practicability of voluntary passages to America has ever been followed by results affecting the population of the country. We are, indeed, justified by the present aspect of the question in assuming that the Scandinavians have left no marks of residence, linguistic, physical or monumental, to prove that they have primarily or secondarily been important contributors to the peopling of the New-World. Haven, Archaeolog. p. 147.

[3]) Hugo Grotius, de origine gentium Amer. Amstelod. 1642.

[4]) Antiquitates Americ. p. 419. — Anspach, Geschichte und Beschreibung von Newfoundland und der Küste Labrador. S. 10. — Cor-

Seite seiner Mündung gelegene Landschaft Gaspé von einem Stamme bewohnt gefunden, der die Sonne anbetete, sich durch verfeinerte Sitten auszeichnete und schon vor Ankunft der christlichen Missionäre das Kreuz als ein heiliges Zeichen verehrt hatte. Es war ihnen durch einen würdigen Mann überbracht worden, der durch dasselbe ihr Land von einer ansteckenden Krankeit befreit hatte.[1]) Es liegt wohl nahe, hier an die Missionsreise des Bischofs Erich Gnupson zu denken. Auch scheint es nicht gewagt, mit Bastian zu vermuthen, dass durch Normannen das Kreuz nach Mittelamerika gebracht worden sei, dass die „weissen Männer mit langem Bart" Normannen oder Iren gewesen. —

Wie die Normannen, so waren auch die Kelten in Irland und Wales kühne Seefahrer und hatten schon in den frühesten Zeiten selbst an weit entlegenen Küsten den Fischfang betrieben. Beständige Nebenbuhler der Normannen haben sie lange vor denselben die nordischen Inseln bis nach Island hin besetzt. Schon um das Jahr 795 begannen irländische Anachoreten Island zu besuchen, um daselbst in völliger Abgeschiedenheit von der Welt ein beschauliches Leben zu führen. Als die Normannen zuerst nach Island kamen, fanden sie daselbst irländische Bücher und andere Gegenstände, welche die früheren Ankömmlinge — Papar — Clerici des Dicuil[2]) dort zurückgelassen hatten. Diese Fahrten nach der fern gelegenen Insel setzen nothwendig voraus, dass die Irländer in der Schiffahrt sehr gut bewandert waren und weite Reisen auf dem offenen

mack's Untersuchungen im Jahre 1828 haben indess kein anderes Resultat geliefert, als das Auffinden von Hütten, die sich durch ihren Bau gänzlich von denen der andern Amerikaner unterscheiden, dann unzweideutige Spuren von Dampf- und Schwitzbädern und eng in Hirschfelle eingewickelte Leichname. Braunschweig, Amer. Denkmäler. S. 13.

[1]) Maltebrun, neuestes Gemälde von Amerika. Aus dem Französischen. Leipzig, 1819. S. 145.

[2]) Wilhelmi, S. 78, vermuthet, dass vor den eigentlichen Irländern christliche Bewohner von Hvitramannaland nach Island gekommen seien, da sie die ältesten isländischen Urkunden als Vestmenn, d. h. als solche bezeichnen, welche von Westen über den Ozean gekommen seien. Vgl. Humboldt, Kosmos. II. 274.

Ozean zu machen vermochten. Ebenso gut wie nach Island konnten sie auch nach Amerika gelangen; denn die Entfernung Islands von Irland ist jedenfalls grösser als die zwischen Island und Grönland und dem amerikanischen Festland.[1]) Die westlichen Vorsprünge Irlands sind nicht viel weiter von dem amerikanischen Festlande entfernt als Island, und die Fahrt über den atlantischen Ozean bietet weit weniger Gefahren dar als die Beschiffung des fast immer von Stürmen gepeitschten Nordmeeres, und doch hat man schon früher, wie wir aus König Alfreds Schriften erfahren, eine Fahrt gegen Nordpol versucht. Wenn es sich auch nicht historisch feststellen lässt, dass die Iren regelmässige Fahrten nach Amerika gemacht haben, wie Wilhelmi annimmt, so muss es doch als wahrscheinlich oder wenigstens als möglich erscheinen, dass sie auf irgend eine Weise dahin gekommen seien. Denn wenn auch ihre nautischen Kenntnisse noch sehr unvollkommen sein mochten, so waren sie um so kühner und waghalsiger. Gerade die Unvollkommenheit der nautischen Kenntnisse lässt voraussetzen, dass manche Schiffe, die auf dem Ozeane kreuzten, nach dem amerikanischen Festlande verschlagen wurden, wie ja auch jetzt noch derartige Verschlagungen nicht zu den Seltenheiten gehören und wie solche auch in der entgegengesetzten Richtung vorkommen.[2]) Uebrigens fehlt es nicht an historischen Andeutungen, dass keltische Schiffe lange vor Columbus die Küsten von Amerika erreicht haben. Erst jüngst

[1]) Die irische Küste ist von der Südspitze von Labrador 542 Seemeilen entfernt

[2]) Nach einer verloren gegangenen Stelle des Cornel. Nepos, welche Plinius aufbewahrt hat, wurde ein Fahrzeug mit Eskimo an die gallische Küste getrieben. 1508 wurde nahe an der englischen Küste ein kleines Boot mit 7 Menschen von fremdartigem Aussehen von einem französischen Schiffe gekappert. Die Beschreibung passt ganz auf die Eskimos. Humboldt, Ansichten. I. 199. — Pallas (Neue nordische Beiträge, III. 320) bemerkt, dass zuweilen nördliche Amerikaner oder Grönländer bis an die Orkaden, wo man sie Finnmen nennt, durch Strömungen in ihren Lederkähnen getrieben werden, so 1682 an die Insel Eda, 1684 an die Insel Westram. Im medizinischen Collegium zu Edinburgh und in der Kirche zu Burra wurden solche an die Küste der Orkaden getriebene amerikanische Canots aufbewahrt.

erinnerte der Bischof von Kerry an den hl. Brendan, der vor zwölfhundert Jahren nach Westen gesteuert sei, um das Wunderland der Atlantis aufzufinden und der wirklich ein neues Land mit einem neuen Flusse entdeckt und von 562 bis 572 daselbst verweilt habe; dieses Land könne nur Amerika sein.[1])

Noch herrscht auf den Faröen, wie die Ballade von Finn dem Schönen beweist, die Tradition, dass früher zwischen Irland und Vinland ein reger Verkehr geherrscht habe, wie man daselbst auch jetzt noch glaubt, dass Vinland von den Iren entdeckt worden sei.[2]) Die englischen Schriftsteller Pawel und Hakluyt[3]) erzählen, dass der gälische Häuptling Madoc, Sohn des Owen Quineth, 1170 vom Norden Irlands mit einer kleinen Flotte nach Westen gesegelt sei und ein unbekanntes Land erreicht habe. Einen Theil seiner Mannschaft zurücklassend, sei er wieder in seine Heimat zurückgekehrt, um mit zehn Schiffen wiederholt dem neuen Lande entgegenzusteuern und daselbst eine Kolonie zu gründen. Lloyd meint, dieses Land sei Neuspanien oder Florida, Powell dagegen glaubt es in Mexiko suchen zu müssen. Dies ist alles, was wir von Madocs Reise wissen und selbst dieses wird von der Kritik mit Recht angezweifelt[4]) und als apogryph bezeichnet, denn die ganze Nachricht stammt erst aus der Zeit Heinrich VIII.[5]) Wichtiger sind die nordischen Quellen, obwohl auch sie nur sehr spärliche und unbestimmte Nachrichten geben. Gefangene Skrälinger erzählten den in Vinland angesiedelten Normannen, dass südwärts jenseits der Cheseapeak-Bay weisse Menschen wohnten, die in langen weissen Kleidern einhergingen, Stangen, an denen Tücher geheftet wären, vor sich hertrügen und mit lauter Stimme riefen.[6]) Diese Erzählung wurde von den christlichen Normannen auf Prozessionen gedeutet und der Eindruck, den sie macht, ist unverkennbar der, als sei von

[1]) Kieselbach, Geschichte des Handels. S. 308.

[2]) Münchener gelehrte Anzeigen. VIII. 642.

[3]) Haven, Archaeology of the United States. p. 10.

[4]) Humboldt (Kosmos. II. 461) verwirft diese Nachricht nicht geradezu, sondern wünscht nur, dass sie mit grösserem Eifer durchforscht werde.

[5]) Waitz, Anthropologie. III. 63.

[6]) Antiquitat. Amer. p. 162.

einem Volke die Rede, das in weissen Festkleidern kirchliche Umzüge halte, Kreuz und Fahnen vortrage und Lieder singe, welche Deutung auch durch andere Zeugnisse bestätigt wird. [1]) In den ältesten Sagas, in den geschichtlichen Nachrichten von Thonfinn und Karlsefne und in dem isländischen Landnamabok sind diese südlichen Küsten zwischen Virginien und Florida durch den Namen Weissmännerland — Hvitramannaland — oder Grossirland — Irland it Mikla — bezeichnet. Es ist nun jedenfalls äusserst merkwürdig, dass die Normannen, die doch die Irländer und ihre Sprache kannten, dem Weissmännerlande den Namen Grossirland geben und dass ihre Nachrichten mit den Sagen der amerikanischen Eingebornen von einem weissen Volksstamme im Innern vollkommen übereinstimmen. [2]) Die Normannen glaubten also an das Vorhandensein der Irländer in den von Vinland südlich gelegenen Ländern und hielten sie vielleicht für die ersten Entdecker der neuen Welt. Nach

[1]) Gfrörer, Papst Gregor VII. II. 487.

[2]) Es sollen einige Stämme in den Südstaaten der Union die Ueberlieferung bewahrt haben, dass in alter Zeit Weisse und zwar Christen daselbst angesiedelt gewesen seien. Antiquit. Amer. p. 448. — Johnston sagt von den Shawanesen, sie hätten die uralte Sage bewahrt, dass in Florida einst weisse Menschen, welche sich eiserner Instrumente bedient hätten, gewohnt haben. (1819.) — Waitz (III. 27) hält diese Angabe für eine Fabel, da sie von dem Eisen selbst keinen Gebrauch gemacht hätten. — Campbell († 1814) berichtet, dass mehrere Stämme im Nordwesten vom Ohio die Tradition hätten, Kentucky sei einst von Weissen bewohnt gewesen, diese seien aber durch Krieg ausgerottet worden. Ein alter Indianer erzählte dem Col. James Moore von Kentucky, dass der Westen und insbesondere Kentucky einst von Weissen bewohnt gewesen sei, welche aber durch die Indianer ausgerottet worden seien; dass die letzte Schlacht an den Wasserfällen des Ohio geliefert worden; die Indianer hätten die Eingebornen (die Weissen) auf eine kleine Insel unterhalb der Stromschellen getrieben, wo sie sämmtlich in Stücke gehauen wurden. Der Indianer versicherte, es wäre dies eine unzweifelhafte Thatsache und Moore könnte sich mit eigenen Augen davon überzeugen, wenn die Wasser des Ohio gefallen wären. Letzterer habe auch die Insel bei niederem Wasserstand des Ohio untersucht und wirklich eine Menge von Gebeinen gefunden. Mehrere ähnliche Sagen findet man zusammengestellt bei Haven. S. 49 und 50. Assal. S. 87.

Zeugnissen, die bis 1064 hinaufreichen, wurde um 982 Ari Marsson auf einer Fahrt von Island nach Süden durch Sturm an die Küste des Weissmännerlandes verschlagen. Hier wurde er getauft, durfte sich aber nicht mehr aus dem Lande entfernen; doch hielt man ihn in hohen Ehren und wählte ihn sogar zum Häuptling.[1]) Ari Marsson war schon in seiner Heimat durch seine Weisheit berühmt und wurde, wie Bastian vermuthet, in Amerika desshalb zurückgehalten, weil die Weissmänner von seinen Kenntnissen Nutzen ziehen wollten. Lange habe man in Island nichts von Ari erfahren; allein Männer von Irland und Island seien nach Hvitramannaland gekommen und hätten ihn erkannt. Das Andenken an den Häuptling Ari hat sich, wie Bastian[2]) meint, bei verschiedenen Stämmen erhalten. Denn die Irokesen schlachteten dem Geiste Ari-eskois Menschenopfer und die Huronen marterten ihre Gefangenen zu Ehren ihres Kriegsgottes Areskouy.

Das Weissmännerland ist es wahrscheinlich auch, wohin Bjoern Asbrandson aus Island verschlagen wurde. Dieser habe, des Landes verwiesen, ein Schiff gemiethet, das bei Nordostwind zur See ging, welcher damals den Rest des Sommers über wehte. Von diesem Schiffe habe man lange Zeit nichts mehr gehört. Im Jahre 1027 machte Gudleif eine Handelsreise nach Irland; als er aber von da nach Island zurückkehren wollte, wurde sein Schiff von einem Ost- und Nordostwind ergriffen und nach Südwesten getrieben an eine Küste, deren Bewohner ihm irisch zu sprechen schienen. Er und seine Genossen wurden gefesselt und landeinwärts geführt zum Häuptling. Dieser fragte ihn um seine Herkunft und um viele Einzelnheiten von Island und übergab ihm mehrere Kleinodien, welche er an Kjartan und an Thurid, die frühere Geliebte Bjoerns, überbringen sollte. Man hielt es in Island für gewiss, dass der Absender Bjoern von Breidavik gewesen sei, hörte aber ferner nichts mehr über denselben.[3])

Alle diese Nachrichten, spärlich und unbestimmt wie sie sind, vermögen nicht das Dunkel aufzuhellen, das auf dem

[1]) Antiquit. Amer. p. 210. ff. — Wilhelmi. p. 80.

[2]) Bastian, das Bleibende in den Menschenrassen. S. 129.

[3]) Antiquit. Amer. p. 225. — Wilhelmi. p. 105.

Weissmännerlande ruht. Nur soviel scheint aus denselben hervorzugehen, dass die Iren schon sehr früh von einem Lande im Westen Kenntniss hatten, und wenn auch keinen regelmässigen Verkehr mit demselben unterhielten, wie Wilhelmi will, doch zeitweilig dahin kamen. Diese Annahme ist um so mehr gerechtfertiget, als sich auch in Amerika manche Spuren finden, welche sie bestätigen. Zunächst treten uns hier eine Menge Nachrichten des Inhaltes entgegen, dass es Indianerstämme gebe, welche die walesische Sprache redeten. Schon zu den Zeiten Raleighs verbreitete sich in England die Kunde, dass man an den Küsten von Virginien Spuren wälischer Sprache entdeckt habe. Owen Chaplain erzählt, dass er sich im Jahre 1669 durch Aussprechen einiger gälischer Worte aus den Händen der Tuskarora-Indianer, die ihn skalpiren wollten, gerettet habe. [1]) Morgan Jones versichert, dass dieselben Tuskarora seine Predigt in britischer Sprache verstanden hätten (um 1660). Auch Stedman und Olivier Humphreys erzählten von Eingebornen in der Nähe von Florida, die walesisch gesprochen hätten.[2]) Merkwürdig ist besonders die Nachricht des Missionärs Beatty, der 1766 sich von Carolina nach Virginien begab. Ein Gefangener, Benjamin Sutton, erzählte ihm, dass er in einer Stadt, sehr weit von Neuorleans entfernt, gewesen sei, deren Einwohner eine andere Hautfarbe hätten, nicht so dunkel wie die übrigen Indianer, welche die walesische Sprache redeten und ein Buch, in Häute eingewickelt, besässen, das sie aber nicht lesen könnten. Dieser walesische Stamm lebe jetzt auf der Westseite des Mississippi, weit oberhalb Neuorleans. Die von dem Kapitän J. Stuart 1782 gegebenen Nachrichten lauten im Wesentlichen also: Er sei vor 18 Jahren, ungefähr 50 Meilen vom Fort Pitt entfernt, von den Indianern gefangen und zu den Wabash geführt, nach zweijähriger Gefangenschaft aber mit seinem Gefährten John Davy von einem Spanier befreit worden. Sie hätten mit ihm beim Red-River den Mississippi überschritten und nach einer Reise von 700 Meilen einen Indianerstamm getroffen, dessen Hautfarbe merkwürdig weiss und dessen Haar meist von röthlicher Farbe war, und der

[1]) Catlin, die Indianer Nordamerika's, S. 380.

[2]) Haven, Am. Ant. p. 26.

wälisch sprach. Mit Hilfe seines Gefährten Davy, eines Walesers, erfuhr er von den Häuptlingen, dass ihre Väter von einem fremden Lande gekommen seien und an der Ostseite des Mississippi gelandet hätten — in Florida, — dass sie aber, als die Spanier Mexiko in Besitz genommen, an ihren gegenwärtigen Wohnort geflohen seien. Als Beweis ihrer Aussage zeigten sie Pergamentrollen vor, die sorgfältig in Otterfelle gehüllt waren, und auf denen sich grosse blaue Schriftzeichen befanden, welche der Waleser, des Lesens unkundig, nicht entziffern konnte. Nach Filson lebte im Westen an den Ufern des Missouri eine Völkerschaft, welche ausser der keltischen Sprache auch noch einige Gebräuche der christlichen Religion bewahrt habe. Owen versetzt die walesischen Indianer an den Madwaya und theilt sie in zwei Stämme, die Brydones und Chadogees. Sie sprechen, sagt er, das Walesische mit grösserer Reinheit als im Fürstenthum Wales; denn es ist frei von Anglicismen. Diese und ähnliche andere Angaben wurden von der Kritik geradezu als falsch, als Ausgeburten des irischen Nationalstolzes erklärt, vorzugsweise desshalb, weil andere Forscher, wie Mackenzie, Barton, Lewis Clarke, Picke und Mitchell nichts gefunden haben, was auf Ueberreste einer keltischen Einwanderung hindeutet. Wir verkennen es nicht, dass in jenen Nachrichten viele Uebertreibungen, ja auch gänzliche Unrichtigkeiten vorkommen; allein desshalb darf man ihnen noch nicht alle und jede Glaubwürdigkeit absprechen. Selbst Schoolcraft [1]) hält es für eine unbestreitbare Thatsache, dass im westlichen Virginien keltische Ueberreste gefunden worden seien. Wenn neuere Reisende nichts davon gefunden haben, so hat man zu bedenken, dass seit jener Zeit, aus welcher obige Nachrichten stammen, viele Stämme gänzlich ausgestorben oder in die mitunter unzugänglichen Wildnisse im Nordwesten getrieben worden sind. Auch ist es bei der grossen Ausdehnung des Landes sehr leicht erklärlich, dass die wenigen Reisenden, welche keltische Ueberreste herauszufinden im Stande waren, jene Stämme nicht getroffen hatten, bei denen solche allein hätten

[1]) That ancient Celtic characters have been found in western Virginia appears incontestable. Inform. V. 24.

gefunden werden können. Jedenfalls kann der Umstand, dass neuere Reisende keine Spuren keltischer Einwanderungen entdeckt haben, kein zureichender Grund sein, jene Nachrichten insgesammt in das Reich der Fabeln zu verweisen.[1] Wer vor 50 Jahren behauptet hätte, dass die Normannen zahlreiche Fahrten nach Amerika gemacht und Ansiedlungen daselbst gegründet hätten, würde als trunkener Schwärmer verlacht worden sein, während jetzt sich Niemand mehr getraut, dieses anzuzweifeln.[2]

Wenn wir die eben angeführten Nachrichten mit dem vergleichen, was Catlin, den Humboldt einen ausgezeichneten Beobachter nennt, über die Mandanen anführt, so finden wir ein merkwürdiges Zusammentreffen. Dieser Stamm,[3] der seinem Aussterben nahe ist oder jetzt vielleicht schon ausgestorben ist, bietet Eigenthümlichkeiten dar, durch die er von den übrigen Indianern gänzlich verschieden ist. Die Stirne ist bei ihnen meist nicht stärker zurückweichend als bei den Europäern, ihre Gesichtsfarbe hat alle Schattirungen, ihre Haare alle Farben der civilisirten Völker, ihre Augen sind braun, blau und grau — lauter Eigenthümlichkeiten, welche mit dem amerikanischen Typus ganz unvereinbar sind.[4] Catlin findet hierin einen unwiderleglichen Beweis, dass sie aus der Vermischung eines civilisirten Volkes mit den amerikanischen Wilden hervorgegangen sind. Ueberreste von ihnen fand Catlin auch im Innern des Staates Ohio, woraus er nicht mit Unrecht schliesst, dass sie erst später an den Mississippi

[1]) In dem Werke über die peruanischen Alterthümer von Rivero und Tschudi wird die scandinavische Erzählung von den in Florida und Carolina angesiedelten Weissmännern als eine historische Thatsache bezeichnet.

[2]) Die vielen Sagen von nordamerikanischen Stämmen, die irisch sprechen sollen, möchten doch wahrscheinlich einen historischen Grund gehabt haben; nämlich eine uralte Verbindung skandinavischer und irischer Abenteurer, die sich hier zu Ansiedlungen verbanden. Braunschweig. S. 84.

[3]) 1852 waren noch 385 Individuen vorhanden. Waitz. III. 35.

[4]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker. III. 35. 55. — Catlin. S. 346.

gewandert seien. Nach all dem dürfte die Annahme wohl nicht zu gewagt erscheinen, dass wir hier die Ueberreste einer irischen Einwanderung vor uns haben, was auch noch andere Umstände zu bestätigen scheinen. Die Canoes der Mandanen, welche sich von denen aller übrigen Indianer unterscheiden, gleichen vollständig den Corakles der Waliser. Sie haben die Gestalt einer runden Wanne und werden von rohen Büffelhäuten gemacht, die man über ein Gestell von Weiden oder anderen Zweigen spannt. Die Mandanen verfertigen ferner Glasperlen, die sie in grosser Menge am Halse tragen. Diese Kunst war allen andern Indianern ein unbekanntes Geheimniss, und die Mandanen mussten sie nothwendig von einem andern Volke erhalten haben. Denn schon Lewis und Clarke erwähnen dies in ihren Reisebeschreibungen, also zu einer Zeit, wo weder Pelzhändler noch andere Weisse, von denen sie diese Kunst hätten erlernen können, zu ihnen gekommen waren. [1]) Merkwürdig sind bei diesem Völklein auch die Sagen von der grossen Fluth, welche eine überraschende Aehnlichkeit mit der mosaischen Erzählung darbieten, so dass man, wenn es auch Catlin in Abrede stellt, eine frühere Bekanntschaft mit der hl. Schrift wohl vermuten darf. [2]) Endlich bietet auch die Sprache Analogien dar, welche unmöglich zufällig sein können, sondern nothwendig einen früheren Zusammenhang der Mandanen mit den Kelten voraussetzen. [3])

[1]) Catlin, O-Kee-Pa, a religious ceremony and other customs of the Mandans. Ausland 1866. S. 765.

[2]) Ausland. 1866. S. 144.

[3]) Catlin (S. 347) führt folgende Worte an:

	Mandanisch.	Wälisch.	Englische Aussprache.
Ich	Me	Mi	Me
Ihr	Ne	Chwi	Chwe
Er	E	A	A
Es	Ount	Hwynt	Hooynt
Wir	Nao	Ni	Ne
Sie	Eona	Hwna	Hoona
Nein	Megosch	Nagoes	Nagosh
Kopf	Pan	Pen	Pan
Grosser Geist	Maho Peneta	Mawr Penaether	Maoor panaether.

Dass keltische Einwanderungen nach Amerika, wenn auch in sehr früher Zeit stattgefunden haben müssen, wird durch viele Umstände sehr wahrscheinlich gemacht, so dass selbst Bory sich gezwungen sah, keltische Ansiedelungen auf dem neuen Continent anzunehmen. Es würde jedoch zu weit führen, alles hieher gehörende ausführlich anzugeben, wesshalb wir uns begnügen müssen, nur auf einige Punkte hinzuweisen. Assal [1]) hat eine Urne abgebildet, welche in einem Hügel in der Nähe von Chillicothe gefunden wurde, die vollständig der von Pennant erwähnten gleicht, die in einem ähnlichen Werke bei Bampf in Schottland gefunden wurde. Pennant beschreibt überhaupt eine Menge von Erdwerken, welche auf den brittischen Inseln gefunden werden, die mit den amerikanischen sowohl bezüglich ihrer Gestalt, als auch ihres Zweckes die grösste Aehnlichkeit haben, so dass man sich des Gedankens nicht erwehren kann, die Erbauer dieser Werke in beiden Erdtheilen hätten einem und demselben Volke angehört. In Northumberland und an den östlichen Gestaden Englands wurden mehrere Inschriften gefunden, die G. Tate beschrieben hat. B. Seemann [2]) hat ganz ähnliche Inschriften, die in concentrischen Ringen und andern sehr typischen Charakteren bestehen, in Centralamerika entdeckt, welche er für vollkommen identisch mit den ersteren hält. In dem Grave Creek-Mound am Ohio hat man einen uralten Stein mit einer Inschrift gefunden, welche Jomard für libysch, Schoolcraft für keltisch hält, wogegen nach Rafn ihre Charaktere den angelsächsischen Runen am nächsten kommen. Der Opferaltar zu Carnac in Britanien gleicht vollkommen denen, die in Centralamerika

[1]) Assal, Nachrichten etc. S. 64.

[2]) On the resemblance of Inscriptions found on ancient British Rocks with those of Centralamerica. By B. Seemann. — After describing the famous „Piedrapintal" near the town of David the author concluded by pointing out, that identity could be established between the rocks of Britain and Veraguas, the legitimate speculation might be indulged in, that in prehistoric times connection existed between Europe und America, when the Island of Atlantis — in the hands of modern science no longer a myth — intimatly connected both. Journal of the anthropological society. Lond. 1866. p. CCX.

gefunden werden.[1] Die Bronce, welche die Mexikaner zu Beilen verwendeten, besteht gewöhnlich aus 90 Theilen Kupfer und 10 Theilen Zinn. Ist dieses Verhältniss zufällig ganz das gleiche wie bei der Bronce aus der Keltenzeit?[2] Die Indianer haben sehr kleine Hände und können unglaublich kleine Armringe aus Horn oder Glas über die schmiegsamen Hände anstecken.[3] Die Schwerter aus dem Zeitalter der Bronce haben sehr kleine Griffe und setzen sehr kleine Hände voraus.[4] Auch hat Wilson in seinen Andeutungen über Reste einer alten Bevölkerung in Schottland gefunden, dass die Hände dieser Urrasse im Vergleich mit denen der teutonischen ausserordentlich klein waren, selbst im Vergleich mit Händen von Leuten sehr mässiger Grösse aus jetziger Zeit. Noch sei hier daran erinnert, dass nicht nur einzelne Individuen, sondern ganze Stämme unter den Indianern getroffen wurden, welche den europäischen Typus mehr oder minder ausgeprägt an sich trugen. So haben Reisende ein kleines Volk von weissen Menschen mit blauen Augen und blonden Haaren in Louisiana unter dem 46° n. B., andere an der Küste von Amerika unter dem 55° n. B. gefunden, welche die schönen Menschen oder Akansas genannt werden.[5] Ebenso hat Lawson am Cap Hatteras Leute mit blauen Augen gefunden, die ebenso fremdem Blute zugeschrieben werden müssen, wie die römischen Kopf-

[1]) Kennedy, Essays. p. 226.

[2]) Rougemont, die Broncezeit. 1869. S. 25.

[3]) Merkwürdig ist die kleine Hand, welche Stephens zuerst in Uxmal sah. Er sagt: Ueber einer Höhlung im Mörtel waren zwei auffallende Zeichen, die uns später in allen verfallenen Gebäuden des Landes abermals entgegentraten, nämlich der Abdruck einer rothen Hand mit ausgestrecktem Daumen und Fingern, nicht gezeichnet oder gemalt, sondern aufgedruckt mit der lebenden Hand. Merkwürdig waren uns diese Hände durch den Umstand, dass sie ausserordentlich klein waren. Jeder von uns konnte sie mit der Hand vollkommen überdecken. Ausland. 1850. S. 905.

[4]) v. Sacken, die vorchristlichen Kulturepochen Mitteleuropa's. Wien, 1862.

[5]) Vater, die Bevölkerung Amerikas. S. 81.

formen, die Catlin und andere bei verschiedenen Stämmen beobachtet haben.

Wie Asien und Europa, so hat ohne Zweifel auch Afrika Beiträge zur Bevölkerung Amerikas geliefert. Ohne näher darauf einzugehen, sei hier nur bemerkt, dass schon Columbus Leute von schwarzer Farbe in Amerika getroffen und dass Peter Martyr einen Stamm als vollständig negerhaft beschrieben habe. Dies deutet darauf hin, dass Neger, wenn auch in geringer Anzahl, ihren Weg über das Meer nach Amerika gefunden haben, was nicht unmöglich erscheint, wenn man bedenkt, dass Afrika von Südamerika nur 300 Meilen entfernt ist, während Columbus mehr als 600 Meilen zurücklegen musste, und dass die Aequatorialströmung ein Schiff, das in sie geräth, unfehlbar an die Küste von Südamerika treiben muss. Schon Cabral wurde auf diese Weise der unfreiwillige Entdecker Brasiliens und auch in neuerer Zeit wurden manche Boote dahin verschlagen. So entkamen 1797 zwölf Neger von einem Sklavenschiff an der afrikanischen Küste, nahmen ein Boot und kamen nach fünf Wochen nach Barbados. [1]) Aehnliche Fälle sind mehrere bekannt geworden. [2]) Auch gibt es sehr viele Anhaltspunkte, welche mit grosser Bestimmtheit darauf hinweisen, dass Leute kaukasischen Stammes, Phönizier, Aegypter und Carthager, von Nordafrika aus nach Amerika gekommen seien. [3]) Wir erinnern hier nur an die Vasen, welche Uhde [4]) aus Mexiko nach Europa gebracht hat, welche den etruskischen ganz ähnlich und mit Figuren griechischer und römischer Gottheiten geschmückt sind; an die Brustbilder mit Helmen aus terra

[1]) Bradford. p. 235.

[2]) Latham, Man and his Migrations. p. 131.

[3]) The original population of America may most probably have been from Africa, where copper-coloured nations with long hair have recently been discovered; the constant trade winds could scarcely fail to impel some rash African mariners to the american shores. The Natchez of Florida seem to strengthen this theory by their tradition, that they came from the east, that the voyage was long and that their ancestors were on the point of perishing when they discovered the land. Pinkerton bei Ranking, Researches. pag. 275.

[4]) Cantu, allgemeine Geschichte.

cotta, welche in Oaxa gefunden wurden und sowohl in der Form der Köpfe wie der Helme als griechisch gelten können; [1]) an jene merkwürdigen Vasen, welche Léferrier einem peruanischen Grabe entnommen hat, und die nach Stoff und Form an griechische Arbeit erinnern; [2]) an die von den spanischen Conquistadores auf der Insel Carolina (im mexikanischen Meerbusen) gefundenen ungeheuer grossen und hohlen Metallstatuen und in denselben verkohlte menschliche Ueberreste, die auf den Molochdienst der Phönizier hinweisen; [3]) endlich an die Aehnlichkeit, welche manche Stämme in physischer Bildung, in Geräthschaften und Waffen mit den nordamerikanischen Völkern haben. [4]) Doch hier treffen wir auf die Sagen der Alten von der Insel Atlantis, deren nähere Prüfung zu weit führen würde und im Grunde auch gar nicht hieher gehört. Denn uns war es zunächst nur darum zu thun, den Nachweis zu liefern, dass die Bevölkerung Amerikas von der alten Welt aus nicht nur möglich gewesen, sondern dass eine solche auch wirklich erfolgt sei.

Nachdem wir am Ende unserer Untersuchung angelangt sind, können wir das Resultat derselben kurz dahin zusammenfassen, dass weder in körperlicher noch auch in geistiger Beziehung wesentliche oder spezifische Unterschiede zwischen den verschiedenen Menschenstämmen bestehen, dass alle Menschen nur e i n e Art im naturwissenschaftlichen Sinne bilden, dass endlich e i n Paar zur Bevölkerung der Erde vollständig genügte, dass also die Lehre von der Einheit des Menschengeschlechtes eine Wahrheit sei, gegen welche die bibelfeindliche Wissenschaft vergeblich anzukämpfen versuche, und dass der Satz unerschütterlich feststehe: ἐξ ἑνὸς αἵματος πᾶν ἔθνος ἀνθρώπων.

[1]) Antiquités Mexicaines. III. Pl. 36.

[2]) Ausland. 1836. Nr. 24.

[3]) Münter, Religion der Carthager. S. 10.

[4]) Castelnau, Expédition dans les parties de l'Amérique. Paris 1850.

Mensch und Affe.

Simia quam similis turpissima bestia nobis.

Es ist eine unläugbare Thatsache, dass der Mensch seiner leiblichen Organisation nach eine grosse Aehnlichkeit mit dem Affen habe. Dies ist schon den Alten nicht entgangen, obwohl sie noch keine Kenntniss von den anthropoiden Affen hatten. So sagt schon Galenus, dass der Affe in Bezug auf Eingeweide, Muskeln, Arterien, Nerven und Knochen unter allen Thieren die grösste Aehnlichkeit mit dem Menschen habe. Selbst Linné konnte kein Merkmal finden, durch welches der Affe sicher von dem Menschen unterschieden würde und neuere Naturforscher, vorzüglich aber Huxley, haben die Unterschiede, welche zwischen dem Affen und dem Menschen unleugbar bestehen, als ganz unerheblich bezeichnet und behauptet, dass die anthropoiden Affen dem Menschen viel näher stehen, als den übrigen Gliedern dieser Thierfamilie. Man wollte hiedurch der Lehre, dass der Mensch vom Affen oder doch von einem affenähnlichen Thiere abstamme, leichteren Eingang verschaffen und der materialistischen Anschauung, dass der Unterschied zwischen dem Menschen und Thiere nur ein quantitativer sei, eine Stütze verleihen. Wir wollen in den nachfolgenden Blättern versuchen, die vorzüglichsten Unterschiede, welche zwischen dem Menschen und den höheren Affen bestehen, anzuführen und zugleich nachzuweisen, dass diese Unterschiede ungleich grösser seien, als die zwischen den höchsten und niedrigsten Menschenrassen, dass also der höchstorganisirte Affe seinen niederen Verwandten viel näher stehe, als den niedrigsten Menschen.

Zu den wichtigsten Theilen des menschlichen Skeletes gehört ohne Zweifel das Becken. Es ist nicht nur Träger des Rumpfes, sondern auch Stützpunkt für die unteren Extremitäten. Das Becken ist ein aus drei Knochen (Darmbein oder Hüftbein, Sitzbein und Schambein) bestehender, am untern Ende des Rumpfes liegender Knochenring, der an seiner hintern Peripherie die Wirbelsäule trägt und sich mittelst der Pfanne auf

den Oberschenkel stützt. Es ist nach oben trichterförmig erweitert und hat so einige Aehnlichkeit mit einem tiefen Waschbecken, dessen breiter, nach aussen gebogener Rand vorne und hinten abgebrochen erscheint.[1]) Es ist vorzüglich bei dem aufrechten Gange betheiliget, da es die Baucheingeweide in seine Höhlung aufnimmt und zugleich auch eine breite Basis zur Aufnahme der Schenkelknochen, welche den ganzen Körper tragen müssen, darbietet. Während bei den vierfüssigen Thieren die Eingeweide fast gänzlich auf der Mittellinie der Brust und des Bauches ruhen, drückt beim Menschen ihre ganze Last auf das Becken, welches überdies auch zur Stützung des Rumpfes wesentlich mithelfen muss. Schon hieraus erhellt, dass das menschliche Becken anders gestaltet sein müsse, als das thierische. Bei dem Menschen muss es breit sein, mit sehr erweiterten Hüftbeinen nicht nur desshalb, damit die starken Schenkel- und Gefässmuskeln entsprechende Anhaltspunkte finden und die Baucheingeweide in seiner Höhlung bequem eingelagert werden können, sondern auch desshalb, damit die Beine in gehöriger Entfernung von einander eingelenkt werden können, was zur Herhaltung des Gleichgewichtes beim Gehen und Stehen nothwendig ist. All dieses ist bei den Thieren nicht erforderlich; darum sind ihre Becken enge, die Hüftknochen schmal und in die Länge gezogen. Nur der Mensch hat ein wahres Becken, welches ihn von den Affen und allen übrigen Thieren unterscheidet.

Hätte Vesalius nur thierische Becken, aber kein menschliches gesehen, so würde er wohl schwerlich für diesen Theil des Skeletes den Namen „Becken" gewählt haben, welcher, freilich nur mit Bezug auf den Menschen, nach Vogt einer der bestgewählten in der ganzen Anatomie ist. Nur die höheren Affen nebst dem Faulthier und Elephanten nähern sich hierin etwas dem Menschen, während die niederen Affen und Lemuren schon vollständig den thierischen Charakter zeigen, indem bei ihnen durch Zurückweichen der Schambeinfuge das Becken sehr geneigt und enge wird. Aber auch bei den anthropoiden Affen sind die Hüftbeine flach, so dass ihre Wände fast in

[1]) Giebel, der Mensch. S. 44.

einer Ebene mit dem Kreuzbeine liegen, während sie bei dem Menschen auswärts gebogen erscheinen. Vom Orang Outang sagt Camper, dass der obere Theil seines Darmbeins sehr schmal und in die Länge gezogen sei und in der Richtung der Wirbelsäule nach oben verlaufe. Bei dem Chimpanse und Gibbon tritt die Abweichung von der menschlichen Beckenform noch viel stärker hervor. Besser ausgebildet ist das Becken des Gorilla, obwohl es von dem menschlichen Typus noch weit entfernt ist. Denn auch bei ihm ist die Beckenhöhle auffallend enge, die Hüftbeine, das Kreuzbein und das Schambein sehr viel schmäler, als beim Menschen, die Sitzbeine dagegen dicker und knorriger. Sein Hüftbein ist zwar im Verhältniss zur Länge relativ breiter, als beim Chimpanse, auch ist sein oberer und äusserer Rand etwas vorwärts gebogen und zeigt so eine Annäherung an die Beckenform. Dagegen sind die Proportionsverhältnisse anders als beim Menschen und daher auch die ganze Gestalt des Beckens verändert; es ist absolut und relativ länger als beim Menschen. Das Hüftbein des Gorilla ist im Vergleich mit dem menschlichen enorm gross, es würde für einen menschlichen Riesen von 10 Fuss passend sein. [1]) Durch all dieses steht das Becken des Gorilla dem thierischen viel näher als dem menschlichen. Wenn Huxley sagt, dass der Gorilla in Bezug auf dieses Gebilde unendlich mehr vom Gibbon als vom Menschen abweiche, so hat er vergessen, dass Orang und Chimpanse zwischen den genannten Affen mitten innestehen, wodurch die schroffen Gegensätze ausgeglichen werden und natürliche Uebergänge sich ergeben, während zwischen dem Gorilla und dem Menschen kein Uebergangsglied sich befindet, so dass die ungeheuren oder wie Huxley sagt, bedeutenden Unterschiede zwischen dem Gorilla und dem Menschen ganz unvermittelt dastehen und eine Kluft bilden, welche durch nichts überbrückt werden kann. Das Becken

[1]) The difference of size between the os innominatum of the Gorilla and that of man is enormous; this part of the great apes frame would fit a human giant of ten feet in height. But besides size there are well marked differences in form and proportion. Anthrop. Review. 1863. p. 151.

des Menschen ist, wie es selbst Huxley zugesteht, der auffallend menschliche Theil an seinem ganzen Bau und L. Martin sagt wohl mit Recht, dass das Becken des Menschen durch einen weiten Zwischenraum von dem der menschenähnlichsten Affen getrennt sei, und dass die Affen in der Form dieses Theiles den Fleischfressern viel näher stehen als dem Menschen.

Man hat in dem Becken des Negers eine Annäherung an das der anthropoiden Affen finden wollen, eine Annahme, die sich durch nichts rechtfertigen lässt. Denn mag das Becken des Negers auch mehr verengt und in die Länge gezogen sein, mögen alle seine Durchmesser kleiner sein als beim Europäer, so wird es doch nie dem höchstorganisirten Affen gleich und selbst in der von dem europäischen Vorbild entferntesten Gestalt zeigt es noch immer die wahren Merkmale des menschlichen Beckens, welche mit der Unterstützung des menschlichen Körpers in der aufrechten Stellung, mit der Richtung der Oberschenkelknochen und mit dem Volumen der Gesässmuskeln in Verbindung stehen. J. Wyman, der eine Hottentottin anatomisch untersucht und mit dem Gorilla verglichen hat, sagt, dass die Aehnlichkeiten des Hottentotten-Beckens mit dem der Anthropoiden verschwindend [1]) klein seien im Vergleich zu ihren Verschiedenheiten. Die Aehnlichkeiten sind nur scheinbar, die Verschiedenheiten dagegen wirklich.

Mit dem knöchernen Gerüste des Beckens steht seine Muskulatur im vollsten Einklang und lässt seine Eigenthümlichkeiten, welche sämmtlich auf den aufrechten Gang hinweisen, noch deutlicher hervortreten. Zu beiden Seiten und hinten am Becken entspringen nämlich sehr starke Muskeln, von denen die äussere (glutai magni) alle übrigen Muskeln des Körpers an Grösse übertreffen und die Hinterbacken bilden, welche

[1]) Die Höhe des Beckens betrug:

Bei einem Europäer	8″ 50‴
bei einem andern Europäer	7″ 50‴
bei einer Hottentottin	7″ 17‴
bei dem Chimpansen	11″ 0‴
bei dem Gorilla	15″ 10‴

Anthrop. Review. 1865. p. 330.

durch ihre stark hervortretende Wölbung ihrer Fleischmassen den After verbergen und das Sitzpolster bilden.

„Einzig der Mensch kann sitzen, denn er erhielt fleischige und grosse Hinterbacken, welche ihm statt Unterlage, Kissen und gepolstertem Sopha dienen, damit er durch das Sitzen keine Beschwerlichkeit empfindend den Geist besser mit Nachdenken beschäftigen könne.[1]) Die Hauptaufgabe dieser Muskeln besteht jedoch darin, das Becken auf den Schenkelköpfen beim aufrechten Gange festzustellen und das Gleichgewicht des Rumpfes zu sichern.[2]) Daraus erklärt es sich, warum sie nur bei dem Menschen, bei dem der aufrechte Gang der allein natürliche ist, vorzüglich ausgebildet sind. Bei den Thieren sind sie schwach entwickelt und so unscheinbar, dass man, wie Lawrence sagt, fast sagen könnte, sie seien gar nicht vorhanden. Auch die Affen machen von dieser Regel keine Ausnahme. Schon Tyson sagt von dem Chimpansen, dass die Hinterbacken bei ihm viel kleiner seien als beim Menschen, während die von ihm gegebene Abbildung keine Spur von denselben zeigt. Von dem Orang bemerkt Cuvier, dass er ebensowenig Hinterbacken als Waden habe. Bei dem Gorilla sind die Gesässmuskeln nach Owen besser entwickelt, aber doch nicht so, dass sie sich aneinander anschliessen und den After verbergen. Denn bei ihm wie bei den übrigen Anthropoiden ist, wie Bischoff nachgewiesen hat, nur die untere Partie dieser Muskeln stark entwickelt, wodurch sie der aufrechten Stellung nicht fähig sind, sondern als eigentliche Kletterthiere zum Leben auf den Bäumen charakterisirt werden. Aeltere Schriftsteller[3]) haben die Hinterbacken geradezu als ein wesentliches

[1]) Spiegel, de humani corporis fabrica, pag. 99, bei Blumenbach über die natürliche Verschiedenheit etc. S. 25.

[2]) In standing on both feet the glutei magni fix the pelvis firmly behind and counteract the natural tendency to fall forward, which the weight of the head, the usual position of the upper limbs in front of the body and the prominence of the abdominal viscera impress upon the trunk. Lawrence. p. 148.

[3]) Aristoteles, de partibus animalium. IV. 10. Büffon hist. nat. II. 544. Les fesses n'appartiennent qu' à l'espèce humaine. — Galenus, de usu partium XV. 8. — Haller, de corporis humani functionibus. I. p. 57.

Unterscheidungszeichen der Menschen von den Affen angesehen, eine Ansicht, welche insoferne wohl nicht ohne Berechtigung ist, als die starke Entwicklung dieser Muskeln auf den aufrechten Gang des Menschen hinweist, welcher den Affen ewig versagt bleibt. In jedem Falle aber ist der Unterschied in dieser Beziehung zwischen dem Menschen und dem Gorilla ungleich grösser als der zwischen dem Gorilla und den übrigen Affen.

Mit dem Becken steht die Wirbelsäule in der engsten Verbindung. Sie ist durch das aus 5 Wirbeln bestehende Kreuzbein wie ein Keil zwischen die Backenknochen hineingetrieben und schliesst den Beckenring nach hinten. Die Wirbelsäule ist aus 29 einzelnen Wirbelknochen aufgebaut und bildet die senkrechte in der Mittellinie des Rückens stehende Achse des Körpers. Die Verbindung der einzelnen Wirbel ist der Art, dass wenn auch die Beweglichkeit zweier Knochen gegen einander sehr beschränkt ist, die ganze Wirbelsäule durch Summirung ihrer Theilbewegungen, einen hohen Grad geschmeidiger Biegsamkeit besitzt. Man unterscheidet an ihr 7 Hals-, 12 Rücken-, 5 Lenden- und 5 Kreuzwirbel. Vergleichen wir nun die menschliche Wirbelsäule mit der des Affen, so finden wir zwar im Allgemeinen eine grosse Aehnlichkeit aber auch viele und eigenthümliche Verschiedenheiten, welche nicht blos dem kundigen Auge auffallen, sondern selbst von dem Laien kaum übersehen werden können. Owen hat die einzelnen Knochen der anthropoiden Affen, zunächst des Gorilla abgebildet und sie mit dem entsprechenden am menschlichen Skelete verglichen. Aus dieser Vergleichung geht klar hervor, dass an jedem afflichen Wirbelknochen Merkmale sich befinden, welche ihn von dem analogen menschlichen deutlich unterscheiden. Die auffallendste Verschiedenheit findet sich jedoch in den Halswirbeln, welche am meisten von dem menschlichen Typus abweichen, durch die ausserordentlich langen Dornfortsätze wie sie länger selbst beim Löwen und Tiger nicht vorkommen. So ist der Dornfortsatz des vierten Halswirbels beim Gorilla 3¼" lang, der des dritten und fünften kaum kürzer aber stärker, während die entsprechenden menschlichen noch nicht ein Drittheil dieser Länge erreichen. Diese Dornfortsätze dienen zur Anheftung der äusserst starken Muskeln, welche

den Kopf stützen und in wagerechter Lage erhalten müssen. Durch diese grosse Muskelmasse verschwindet der Nacken gänzlich und der Rücken geht in gerader Linie in den Kopf über. [1]) Ueberdies findet sich bei allen Affen auch bei den anthropoiden, an den Seiten des Halses ein langer Muskel, welcher dem Menschen gänzlich fehlt. Dieser ist nach Bischoff ein glänzender Beweis dafür, dass alle Affen mit einander verwandt und von dem Menschen verschieden sind. [2]) Huxley [3]) meint nun freilich die von den Dornfortsätzen abgeleiteten Unterschiede seien nur untergeordneter Natur. Dies ist indess nur insofern wahr, als andere Unterschiede, wie die Grösse des Gehirns ein noch ungleich grösseres Gewicht haben. Der in den Dornfortsätzen gelegene Unterschied ist desshalb von der grössten Bedeutung, weil er von der thierischen Natur des Affen Zeugniss ablegt und zugleich beweist, dass er zum aufrechten Gange nicht bestimmt sei. Bei allen Thieren die einen schweren Kopf zu tragen haben, sind die Dornfortsätze lang und stark und zeigen zugleich des Volumen der Muskeln an, welche auf den Hintertheil des Schädels agiren. [4]) Der Mensch dagegen, zum aufrechten Gange bestimmt, bedarf weder eines starken Nackenbandes noch auch kräftiger Muskeln und folglich auch nicht der langen Dornfortsätze. Die verhältnissmässig schwachen Nackenmuskeln haben nur die Aufgabe, dem Kopfe den rechten Grad der Beweglichkeit zu sichern.

Was die Anzahl der Wirbel anlangt, so finden wir wie beim Menschen so auch beim Affen 7 Halswirbel, während bei

[1]) The contour from the occiput to the back is in a straight line and the cervical construction is shown only at the sides and forpart of the neck. Owen, in transactions of zoolog. S. V. 244.

[2]) Bischoff, Beiträge zur Anatomie des Hylobates leuciscus. p. 207.

[3]) Huxley, Zeugnisse etc. S. 84.

[4]) The cervical vertebrae of the monkeys including the Satyras and Troglodytes are remarkable for the length and prominence of the spinous processes, a peculiarity probable connected with the support of the pead which preponderates in front in consequence of the elongation of the jaws aud the retreat of the occipital condyles backwards. Lawrence. pag. 153.

den übrigen Abtheilungen Zahlenunterschiede eintreten, welche durch den Knochenbau des Rumpfes bedingt sind.

Der Mensch hat 12 Rückenwirbel und demgemäss auch 12 Paar Rippen; der Gorilla dagegen hat 13 Rückenwirbel und 13 Paar Rippen, nach Huxley bisweilen sogar 14. Der Chimpanse und Gibbon stimmen in dieser Hinsicht mit dem Gorilla, der Orang mit dem Menschen überein. Der Mensch hat 5 Lenden- und 5 Kreuzwirbel, der Gorilla dagegen 4 Lenden- und 5 Kreuzwirbel. Ueberdies sind bei ihm die zwei untersten Lendenwirbel vom Darmbein eingeschlossen, wodurch die eigentlichen Lendenwirbel auf zwei reducirt werden. Hiedurch erscheinen nicht nur die Lenden sehr verkürzt, sondern es wird auch die Beweglichkeit des Rumpfes sehr verringert und derselbe erhält ein plumpes, thierisches Aussehen.[1]) Noch sei bemerkt, dass die Wirbelknochen beim Menschen wegen der aufrechten Stellung nach unten an Stärke zunehmen, was bei keinem Säugethiere auch nicht bei den Affen der Fall ist.[2])

Die Wirbelsäule als Ganzes steht beim Menschen nicht vollkommen vertikal, sondern erscheint bei seitlicher Ansicht nach bestimmten Gesetzen gekrümmt. Der Halstheil ist etwas nach vorn convex, der Brusttheil nach hinten gebogen, der Lendentheil wieder nach vorn, das Kreuzbein nach hinten convex. Hiedurch entsteht eine schlangen- oder schwach S förmige Krümmung, welche nicht nur zur Schönheit des menschlichen Körpers wesentlich beiträgt, sondern auch dem ganzen Rückgrat eine grosse Elastizität gibt und den bei der Bewegung in aufrechter Stellung der Wirbelsäule und durch sie dem Kopfe mitgetheilten Stoss vermindert.[3]) Diese wellenförmige

[1]) Owen in Transactions of the zoolog. S. IV. 13

[2]) Giebel, der Mensch. S. 44 Owen, Transact. of zoolog. S. p. 94.

[3]) The waving line of the column arising from a series of alternate curves in opposite directions, is altogether peculiar to man; it allows a proper distribution of the weight with respect to the centre of the gravity, the lines of which carried through the entire trunk must fall within the space covered by the feet or by one foot when we support the body on only one. As this line passes through all the curves motion is allowed in the upper regions without imparing the general equilibrium Lawrence. p 152. Giebel, der Mensch. S. 45.

Krümmung der Wirbelsäule ist dem Menschen allein eigenthümlich. Bei dem Orang ist die Wirbelsäule in der ganzen Ausdehnung der Lendengegend entweder gerade oder selbst nach vorn convex.[1]) Ebenso findet man beim Gorilla nur eine kleine Krümmung, die nach vorn concav ist.[2]) Auch hierin liegt eine Hindeutung darauf, dass der Mensch zum aufrechten Gang, der Affe zum Gang auf allen Vieren bestimmt sei.

Zum Rumpfe gehört auch noch das Brustbein, das beim Gorilla, obgleich um ein Drittheil länger als beim Menschen, eine relativ grössere Breite hat, indem es bisweilen noch einmal so breit ist. Der Chimpanse ist in dieser Hinsicht dem Menschen ähnlicher als der Gorilla. Die 13 Paar beweglicher Rippen beim Gorilla sind relativ länger, dicker und breiter, darum aber auch enger beisammenstehend als beim Menschen. Ebenso ist der Brustkasten des Gorilla konstant grösser als der des Menschen. Denn bei letzterem beträgt der ganze innere Raum etwa 330 Kubikzoll, bei ersterem dagegen 500.[3]) Endlich ist der Mensch das einzige Wesen, bei dem der Durchmesser des Brustkastens von einer Seite zur andern grösser ist als der von hinten nach vorn.[4]) Durch diese im Rumpfe hervortretenden Unterschiede ist der Gorilla ganz bestimmt von dem Menschen unterschieden, während er sich durch seine ganze Skeletbildung und Muskulatur enge an die übrigen Affen anschliesst.[5])

Der edelste Theil des menschlichen Körpers, der Kopf, ist, wie dies schon Frank geahnt, Göthe und Oken ausgesprochen haben, ursprünglich aus 3 Wirbelknochen zusammengesetzt, welche eigenthümlich umgebildet und fest mit einander

[1]) Huxley, Zeugnisse.

[2]) Owen in Transact. of the zoolog. S. IV. 93

[3]) Owen in Transactions. V. 26. Linn. Martin. S. 69.

[4]) Lawrence. p. 151.

[5]) All the differences above noted, after a scrupulously detailed comparison of the bones of different varieties of the human race, are much less in degree and very inferior in importance to the majority of distinctions established in the present comparison between the skeleton of the to west varieties of Man and that of the highest of the ape — ribe. Transact. of zoolog. S. IV. 113.

verbunden sind. Man unterscheidet am Schädel den Gesichts- und den Gehirntheil, von denen jeder wieder aus mehreren Knochen zusammengesetzt ist. Der Affenschädel besteht nun zwar aus denselben Knochentheilen wie der menschliche, sie sind aber verschieden modifizirt und geben so dem Schädel ein ganz anderes Aussehen. Nur einige der wichtigsten Punkte sollen hier aufgeführt werden. Zunächst tritt uns der Unterkieferknochen entgegen; dieser ist bei den anthropoiden Affen äusserst massiv und grobthierisch, insbesondere ist sein horizontaler Arm viel länger und breiter als beim Menschen. Beim Gorilla beträgt seine Länge vom hintern Theil bis zur Symphysis in gerader Linie 7′ 4‴, beim niedrigststehenden Menschen (Australier) nur 4½″.[1]) Ein sehr bezeichnender Unterschied zwischen dem Menschen und Affen besteht auch darin, dass bei ersterem der Unterkiefer an seinem vorderen Theile einen Vorsprung hat, welcher das Kinn bildet. Dieses findet sich wohlausgebildet bei allen Menschenrassen, während bei keinem Thiere selbst nicht bei dem höchst organisirten Affen eine Spur davon gefunden wird. Ohne das Kinn müsste das menschliche Antlitz seine Schönheit und Würde verlieren und sich der Schnautze des Thieres nähern. Ein volles und schöngeformtes Kinn ist einer der Punkte, welchen die Alten mit bewundernswerthem Glück an ihren Götter- und Heldenstatuen ausführten.[2]) Dadurch, dass sich beim Affen das ungeheure Kiefergerüste mit seinen gewaltligen Greifzähnen so mächtig vorschiebt, entsteht die thierische Schnautze und erhält der Gesichtstheil das Uebergewicht über den eigentlichen Schädel oder die Gehirnkapsel, während bei dem Menschen das gerade Gegentheil stattfindet. Denn bei letzterm beträgt der Gesichtstheil nur ein Drittel des ganzen Schädels, beim Affen dagegen drei Viertheile Dieses Missverhältniss am Gorillaschädel ist auch Huxley nicht entgangen; er sucht es aber als hächst unbedeutend darzustellen. „Einige scheinbare Mängel am Gorillaschädel, sagt er, kommen nicht von der Kleinheit

[1]) Owen in Transactions of the zoolog. S. IV. 89. Lawrence pag. 181.

[2]) Linn. Martin. S. 45.

der Schädelkapsel, sondern von einer excessiven Entwicklung der Gesichtstheile her." Der Sinn dieser Phrase ist doch wohl kein anderer, als der Hirnkasten ist bei dem Gorilla sehr klein, während der Gesichtstheil übermässig entwickelt ist. Ist hiemit denn auch bewiesen, dass zwischen dem Hirnkasten und dem Gesichtstheil kein Missverhältniss bestehe? Gerade der Umstand, dass beim Gorilla die knöchernen Ueberwucherungen vorhanden sind, beim Menschen aber fehlen, begründet einen Hauptunterschied, der nicht „scheinbar", sondern „in der That ungeheuer" ist. [1])

Beim Menschen steigt die Stirne mehr oder minder gerade in die Höhe, beim Affen dagegen flieht sie zurück, so dass man fast sagen könnte, sie sei gar nicht vorhanden. Merkwürdig ist besonders der Umstand, dass sich die Affen in dieser Beziehung unmittelbar an die tiefer stehenden Thiere anschliessen, während zwischen ihnen und dem Menschen eine Lücke besteht, die jeden Uebergang ausschliesst. [2])

Im Oberkiefer des Affen findet sich, wie bei allen Säugethieren, das Zwischenkiefer, welches beim Menschen nur im embryonalen Zustande vorhanden ist. Wie bei allen Säugethieren, so treten auch bei den anthropoiden Affen die Nasenbeine nicht aus der Gesichtsfläche hervor, während sie beim Menschen stets starkwinklig hervorspringen. Bei jenen bleibt also die äussere Nase klein, flach, ohne bestimmenden Einfluss auf den Gesichtsausdruck. Beim Menschen dagegen liefert ihre veränderliche Grösse, Form und Richtung der Physiognomik ein reiches und bedeutungsvolles Material. [3]) Bei dem Affen geht die Nase fast ohne Spur eines Absatzes in die Stirne über, während dieser Absatz bei allen Menschen sehr markirt erscheint. [4])

Bei den anthropoiden Affen stehen die Augen viel näher bei einander als bei dem Menschen, so dass schon hiedurch die Nasenhöhle fast verschwindet. Die Augenhöhlen der Affen sind viel höher als breit, während bei dem Menschen die

1) Huxley. S. 88.
2) Aeby, Schädelformen der Menschen und Affen. S. 73.
3) Giebel, der Mensch. S. 161
4) Aeby. S. 65.

Durchmesser gleich sind. Bei dem Menschen ist die Oberfläche des Schädels verhältnissmässig glatt, während bei dem Affen zumal bei dem Gorilla ungeheure Protuberanzen auf demselben entwickelt sind, an welche sich die Muskeln, besonders die äusserst starken Kaûmuskeln ansetzen. Auffallend ist besonders die sehr starke Knochenleiste, welche sich über die Mittellinie des Schädels hinzieht und nach hinten in einen förmlichen Knochenkamm ausläuft.[1]) Was dem Gorilla eine eigenthümliche Wildheit und Bestialität ertheilt, das sind die Augenbraunenhöcker, die wie grosse Wetterdächer über die kleinen, tiefliegenden Augen hervorragen.[2]) Noch sei bemerkt, dass das grosse Hinterhauptsloch, durch welches das Rückenmark hindurch tritt, beim Menschen kreisrund sei und in der Mitte der Schädelbasis liege, während es beim Gorilla oval ist und im hintern Drittheil jener Basis liegt. Auch ist es beim Gorilla relativ viel grösser als beim Menschen.[3])

Nach den angeführten Vergleichspunkten ist jeder einzelne Knochen am Gorillaschädel anders gestaltet als beim Menschen, wesshalb auch der ganze Schädel einen andern vom menschlichen abweichenden Typus erhält. Desshalb schliessen sich auch die anthropoiden Affen viel enger an ihre natürlichen Verwandten, selbst an die niedrigeren Säugethiere an als an den Menschen. Es ist mehr als blose Uebertreibung, wenn Schleiden sagt, dass der Schädel eines westindischen Negers dem Affen näher stehe als dem Schädel eines Schiller.[4]) Aeby's Schädelmessungen haben aufs deutlichste bewiesen, dass der menschliche Typus des Gehirnschädels selbst beim Neger auf das allerbestimmteste von dem afflichen sich unterscheide;[5])

[1]) Virchow, Menschen- und Affenschädel. S. 24.

[2]) The superorbital prominence — — — forms a scowling penthouse over the small, deep-set eyes. Owen.

[3]) Owen in Transact. of the zoolog. S. IV. 79.

[4]) Schleiden, Stellung des Menschen in der Natur. S. 59.

[5]) Aeby, Schädelformen. S. 77. Bilden die Neger eine Uebergangsstufe zwischen dem Menschen und Affen? Nein, tausendmal Nein! Ihre Missbildung selbst legt Verwahrung ein gegen eine solche Behauptung. Weit entfernt, dass die menschlichen Charakterzüge bei ihnen abgeschwächter werden, treten sie vielmehr entschiedener und schroffer

jedenfalls darf man die grösste Menschenähnlichkeit nicht bei den anthropoiden Affen suchen, sondern etwa bei den kleinen Uistiti in Brasilien oder bei Chrysothrix, welche in dieser Beziehung günstiger gestellt sind als die ersteren. Der gelehrte Anatom Giebel [1]) hat sich hierüber also ausgesprochen: „Als Resultat unserer Vergleichung ergibt sich, dass die Schädel der sogenannten Anthropomorphen, Gorilla, Chimpanse und Orang in allen wesentlichen Formen und Bildungsverhältnissen in der allgemeinen Configuration wie in den besondern Formen völlig mit denen der übrigen Säugethiere übereinstimmen und von ihnen der Menschenschädel in allen Beziehungen weit und absolut verschieden ist. Nirgends ist in dem Reiche der Säugethiere hinsichtlich der Morphologie des Schädels eine so ungeheure Kluft zu finden, wie eine solche den Menschen- und Affenschädel trennt, und da sich eine gleiche Kluft in allen übrigen wesentlichen Organisationsmomenten zwischen Menschen und anthropomorphen Affen nachweisen lässt, so muss die gründliche Systematik gegen jede Vereinigung der Bimana und Quadrumana in eine Gruppe, mag man dieselbe als Gattung, Familie oder Ordnung auffassen, entschieden protestiren."

Da die Unterschiede, welche sich am Menschen- und Affenschädel zeigen, zu gross sind, um geläugnet werden zu können, so hat man ein um so grösseres Gewicht auf die Aehnlichkeit des kindlichen Affenschädels mit dem menschlichen gelegt. Es lässt sich allerdings nicht leugnen, dass das Affenkind wegen des geringern Hervortretens der Kieferknochen rundere Formen des Kopfes zeige und von dem menschlichen Typus sich weniger entferne als der erwachsene Affe. Das Affenkind darf jedoch wegen der ungleichen Entwicklung nicht mit dem erwachsenen Menschen verglichen werden. Vergleicht man aber die Affen- und Menschenschädel im jugendlichen

her. Dieser Lappen des Ohres, diese Nasenlöcher, diese Lippen, welche der ausschliessliche Charakterzug des Menschen sind, werden sogar zur Missgestalt entwickelt.... Alles in dem entwürdigten Gesicht des Negers protestirt gegen eine solche Behauptung. Gratiolet im Ausland. 1864. S. 453.

[1]) Zeitschrift für die gesammte N. 1866. S. 401. Giebel, der Mensch. S. 429.

Alter mit einander, so zeigt es sich sofort, dass die angenommene Aehnlichkeit bei weitem nicht so gross sei, als man bisher geglaubt hat. Aeby's unerbittliche Zahlen haben diese Illusion gründlich zerstört. Der thierische Typus ist schon in der frühesten Jugend auf das bestimmteste ausgesprochen, der bei fortschreitendem Wachsthum sich immer mehr entwickelt und deutlicher in die Augen springt.[1]) Denn da das Gehirn folglich auch der Gehirnschädel wenig oder gar nicht wächst, während sich der Gesichtstheil sehr rasch weiter entwickelt, so ist es klar, dass bei fortschreitender Entwicklung des Affen nie ein Mensch entstehen könne, dass vielmehr umgekehrt durch dieselbe jene tiefe Kluft hervorgebracht werde, die zwischen dem Menschen und Affen besteht.[2])

Neben dem knöchernen Gerüste des Schädels kommt auch noch seine Muskulatur in Betracht. Ohne eine Vergleichung der einzelnen Muskeln zu versuchen, möge nur erwähnt sein, dass sich der Mensch durch seine Gesichtsmuskeln wesentlich und charakteristisch von dem höchst organisirten Affen unterscheidet. Bei dem Menschen ist der Muskelapparat aus vielen selbstständig beweglichen Muskeln zusammengesetzt, wodurch diese zu einem schnellen und getreuen Reflex der inneren Regungen der Seele befähiget werden. Dieser starken Entwicklung und Isolirung der Gesichtsmuskeln gegenüber kommen beim Affen ausser den Schliessmuskeln der Augen und des Mundes hauptsächlich nur zwei starke Muskelpartien vor, welche das Zähnefletschen bewirken. Von ihnen hat sich nur ein Muskel mehr getrennt, dessen Bestimmung es ist, den Mund zu spitzen. So vermag der Affe nur Grimassen zu schneiden, und Bory's Behauptung, „dass der Orang eine Physiognomie habe, in der sich die geringsten Regungen der Gedanken und Gefühle abspiegeln,“ muss als eine gänzlich aus der Luft gegriffene bezeichnet werden. Nur die niederen Regungen der Begierde und des Zornes vermag er auszudrücken, während der Mensch durch seine Mienen ganze Gedankenreihen und Gefühlszustände oft noch beredter als durch die Sprache

[1]) Aeby. S. 82.

[2]) Virchow, Menschen- und Affenschädel, S. 25.

darzustellen vermag.[1]) Der Affe erhebt sich auch in dieser Beziehung nicht über das Thier, während des Menschen Antlitz sich vergeistiget, also den geistigen Menschen zur Anerkennung bringt. Ein Menschenantlitz, das von Gottvertrauen und wahrer Andacht verklärt ist, oder aus dem Freude und Liebe strahlen, wie himmelweit ist dies von dem vollständig thierischen des Affen verschieden!

Als ein nicht unwichtiges Merkmal zur Bestimmung der näheren oder entfernteren Verwandtschaft unter den Thieren müssen die Zähne bezeichnet werden, und es müsste die Annahme, dass der Mensch der natürliche Verwandte des Affen sei, eine mächtige Stütze erhalten, wenn es sich nachweisen liesse, dass zwischen den Zähnen des Menschen und Affen in Bezug auf Form und Einreihung eine völlige Gleichheit bestünde. Dies ist jedoch keineswegs der Fall, sondern es treten uns auch hier so bedeutende Unterschiede entgegen, dass schon hiedurch die Zusammenstellung des Menschen und Affen unmöglich wird. Im Allgemeinen steht das Gebiss des Gorilla dem des Menschen am nächsten; aber auch dieses bleibt immer ein grobthierisches und hat mit dem des Menschen nichts gemein. Die Affen der alten Welt mit Ausnahme der Halbaffen haben nach den gewöhnlichen Angaben 32 Zähne wie der Mensch, während die amerikanischen Affen deren 36 besitzen.[2]) Nach Bischoffs[3]) sorgfältigen Untersuchungen ist es jedoch nicht selten, dass bei den menschenähnlichsten Affen der alten Welt ein überzähliger Backenzahn gefunden wird. Hiedurch wird der Unterschied zwischen den Affen der alten und neuen Welt, sofern er sich auf die Zahl der Zähne gründet, bedeutend verringert, während sich in demselben Masse die Verschiedenheit vom Menschen vergrössert. Unter den bleibenden Zähnen befinden sich beim Menschen und Gorilla 4 Schneidezähne, 2 Eckzähne, 4 kleine und 6 grosse Backen- oder Mahlzähne in jeder Kinnlade. Auch die Kronen der Mahlzähne sind bei dem Menschen und Affen fast völlig

[1]) Bischoff, Hylobates leuciscus. S. 204.

[2]) Lyell, Alter des Menschengeschlechtes. Leipz 1864. S. 424.

[3]) Sitzungsberichte der Münchener Akademie. 1867. S. 445.

gleich. Die Zähne des Affen zeichnen sich jedoch durch ihre Grösse, Härte und Weisse vor denen des Menschen aus. Ein noch grösserer Unterschied zeigt sich in Bezug auf die Einreihung der Zähne. Beim Menschen bilden sie eine regelmässige, ebene Reihe ohne Unterbrechung und ohne ein merkliches Vorspringen eines Zahnes über die Reihe der übrigen. Diese Eigenthümlichkeit ist von grosser Bedeutung, ja sie ist geradezu charakteristisch für den Menschen, da sie, wie schon Cuvier bemerkt hat, bei keinem Thiere der Gegenwart gefunden wird. Die Zähne des Gorilla dagegen zeigen nach Huxley [1]) eine Unterbrechung oder einen Zwischenraum in den beiden Kinnladen; im Oberkiefer vor dem Augen- oder Eckzahn oder zwischen ihm und dem äussern Schneidezahn; im Unterkiefer hinter dem Eckzahn oder zwischen ihm und dem vordern falschen Backenzahn. In diese Unterbrechung der Reihe passt bei jedem Kiefer der Eckzahn des entgegengesetzten Kiefers ein, so dass ohne diese Lücken ein völliges Schliessen des Mundes gar nicht möglich wäre. Erscheint das Gebiss des Gorilla schon hiedurch als ein völlig thierisches, so wird dies noch mehr der Fall dadurch, dass bei ihm der Eckzahn ausserordentlich stark entwickelt ist, so dass er weit über das Niveau der anderen Zähne hervorragt und als eigentlicher Stoss- oder Fangzahn erscheint. Selbst auf der Schnautze deutet eine starke Auftreibung, die sich gegen die Nase hinzieht, auf die unverhältnissmässig grosse und starke Wurzel des Eckzahns. [2]) Hiedurch, wie überhaupt durch die starke Entwicklung der Zähne werden die Affen den reissenden Thieren viel ähnlicher als dem Menschen. In der That bilden die Zähne bei den Affen zugleich eine Vertheidigungswaffe und dienen ausserdem eben nur den thierischen Verrichtungen des Kauens und Zermalmens, während sie beim Menschen neben dem Dienst, die Nahrungsmittel zu zerkleinern, auch noch die viel wichtigere Aufgabe haben, beim Sprechen mitzuwirken. Wir finden also auch hier nur allgemeine Aehnlichkeiten, während uns bezüglich der relativen Grösse der Zähne und der Reihe

[1]) Huxley. S. 92. 93.

[2]) Vogt, Vorlesungen.

ihres Auftretens die ausgeprägtesten Verschiedenheiten entgegentreten.

Das wichtigste Organ des thierischen Körpers ist ohne Zweifel das Gehirn, wesshalb es nicht zu verwundern ist, wenn alle, welche die Wesensgleichheit des Menschen mit dem Affen oder die Abstammung des ersteren von dem letzteren behaupten, auch annehmen, dass das Gehirn des Affen dem des Menschen vollkommen ähnlich sei; jedenfalls aber keine solchen Unterschiede darbiete, welche die Abstammung des einen von dem andern als unmöglich erscheinen lassen. Es findet sich jedoch noch keine vollständige Einigkeit unter den gelehrten Anatomen über die Verschiedenheit in dem anatomischen Bau des Gehirns bei dem Menschen und den höchst organisirten Affen. Während Owen behauptet, dass das Affenhirn wie an Masse so auch an Entwicklung gegen das menschliche bedeutend zurückstehe, behauptet Gratiolet — und alle Materialisten stimmen ihm bei — dass das Gehirn des Affen dem des Menschen in allen Theilen ähnlich sei, dass sich der Affe in den allgemeinen Zügen seiner Gehirnorganisation dem Menschen nähere. Die Einheit des Typus, sagt man, werde durch sichtbare und unbestreitbare Thatsachen bezeugt. Dieser vermeintlichen Aehnlichkeit gegenüber lassen sich jedoch soviele und tiefgreifende Verschiedenheiten nachweisen, dass der „einheitliche Typus" vollständig illusorisch wird. Schon die kräftige Ausbildung des Hippocampus minor, der bei dem Gorilla nur rudimentär vorhanden ist, unterscheidet das Menschenhirn von dem des Affen. Die Windungen und Furchen des Gehirns sind ferner beim Menschen viel zahlreicher, tiefer und unsymmetrischer als beim Gorilla, welcher in dieser Hinsicht dem Orang nachsteht.[1])

Wenn Huxley[2]) meint, dass der Unterschied zwischen dem Gehirn des Chimpansen und dem des Menschen fast bedeutungslos sei, wenn man ihn mit dem zwischen dem Ge-

[1]) Tiedemann. S. 64. Wissenschaftliche Vorträge gehalten zu München. Braunschweig. 1851. Ausland 1861. S. 833. Owen, in den Abhandlungen der Linneischen Gesellschaft. VIII. S. 20.

[2]) Huxley. S. 115.

hirn des Chimpansen und eines Lemurs vergleiche, so mag dies allerdings wahr sein, aber er hat hiebei vergessen, dass zwischen dem Lemur und Chimpansen noch andere Affen stehen, durch welche die grossen Unterschiede ausgeglichen werden. Das Gehirn des Hylobates bildet nach Bischoffs genauer Untersuchung einen vollständigen und schrittweisen Uebergang von dem Orang, Chimpansen und Gorilla, zu dem des Ateles, Semopithecus, Cynocephalus etc., während ein ähnlicher Uebergang vom Affen zum Menschen vollständig fehlt. [1]) Der Unterschied zwischen dem höchstorganisirten Affen und dem Menschen ist also auch in dieser Beziehung grösser, als der zwischen den einzelnen Gliedern der Affenfamilie.

Wenn auch über die Formverschiedenheit des Gehirns noch gestritten werden kann, so doch nicht über seine Grösse. Denn alle, auch die erklärtesten Verfechter der Affentheorie müssen zugeben, dass das Gehirn des Affen, selbst das des menschenähnlichsten, in dieser Beziehung gar keinen Vergleich mit dem menschlichen aushalte. Wenn die niedrigsten Menschenstämme, wie die Neger und Australier, auch nichts anderes in die Wagschale zu legen hätten, um ihre Menschheit zu beweisen, so würde die Grösse ihres Gehirns allein schon hinreichen, ihnen für immer einen Platz im Menschengeschlechte zusichern und sie als grundverschieden vom Affen erscheinen zu lassen. Während beim Menschen die grosse Capacität des Schädels und im Zusammenhange damit das relativ grosse Gehirn eines der charakteristischesten Merkmale ist, muss beim Affen die verhältnissmässige Kleinheit des Gehirns als ein untrüglicher Beweis seiner inferioren Stellung angesehen werden.

Nach den sorgfältigen Messungen von Rolleston verhalten sich die Längen der Hemisphären beim Orang und Chimpansen zu der geringsten Länge derselben beim Menschen wie 1 zu 1,4 und 1 zu 1,54; die Breiten wie 1 zu 1,23 und 1 zu 1,08; die Höhen wie 1 zu 2,35 und 1 zu 1,38. Hieraus geht hervor, dass es vorzüglich die relativ grössere Höhe ist, wodurch sich die menschlichen Hemisphären von denen dieser

[1]) Bischoff, Anatomie des Hylobates leuciscus. S. 279.
— — Die Gehirnwindungen des Menschen. S. 101.

Affen unterscheiden, während die Unterschiede bei den verschiedenen Menschenhirnen gerade in dem Durchmesser die geringsten sind. [1])

Owen [2]) hat das Gehirn eines Negers und eines Gorilla gemessen, und folgende Masse gefunden:

	Gorilla.	Neger.
Länge des grossen Gehirns	4″ 10‴	6′ 3′
Breite des grossen Gehirns	3′ 9″	4′ 10″
Grösster vertikaler Durchmesser	2′ 6½‴	4″ 6‴
Breite des kleinen Gehirns	3′ 4‴	3″ 7″
Länge des kleinen Gehirns	1″ 10″	2′ 3″
Tiefe des kleinen Gehirns	1″ 4″	1′ 8‴

Zeigen schon die Zahlen, besonders aber die des vertikalen Durchmessers des grossen Gehirns, dass das Gehirn des Gorilla dem des Negers unendlich weit nachstehe, so wird der Unterschied noch viel grösser, wenn man bedenkt, dass das Gewicht eines ausgewachsenen männlichen Gorilla um ein Drittheil grösser ist als das des Negers.

Nach Bischoffs Messungen hat der Gorilla im Durchschnitt 435, der Chimpanse 358, der Orang 390 Kubik-Centimeter Gehirn, während Owen [3]) dem Gorilla 30, dem Chimpansen 24, dem Orang dagegen nur 23 Kubikzoll durchschnittlich zutheilt. Hiernach nimmt der Gorilla in Bezug auf das Volumen des Schädels die erste Stelle unter den anthropomorphen Affen ein; gleichwohl beträgt die Grösse seines Gehirns noch lange nicht die Hälfte der niedrigststehenden Menschen. Denn während die niedrigsten Menschenstämme nach Morton 75 Kubikzoll Gehirn besitzen, hat der Gorilla im Durchschnitt nur 30.

Nach Aitken Meigs haben die Engländer durchschnittlich eine Schädelcapacität von 1572 ccm., die niedrigststehende Rasse, die Australier, noch immer 1228 ccm., während der Gorilla im Durchschnitt nur 435 ccm. besitzt. Dieser Unterschied ist so bedeutend und unvermittelt, dass er allein schon genügt, um den tiefen Abgrund zu zeigen, der den Menschen

[1]) Bischoff, die Grossgehirnwindungen des Menschen. S. 99.

[2]) Transactions of the zoolog. S. 1866. V. 297.

[3]) Transact. of the zoolog. S. IV. 85. 86. Bischoff, Verschiedenheit in der Schädelbildung etc. S. 76.

von dem Affen trennt. Hier gibt es keine Analogie, keinen Uebergang, sondern nur eine ungeheure Kluft, welche zu überschreiten dem Affen ewig versagt bleiben wird.

Wäre das Affenhirn dem menschlichen so ähnlich, wie man behauptet, so müsste es sich auch in derselben Weise, wie das menschliche entwickeln. Nun erscheinen aber, wie Gratiolet [1]) nachgewiesen hat, die Falten in dem Gehirn des Affen anfangs in den untern Lappen und endlich in den Stirnlappen. Beim Menschen findet gerade das Gegentheil statt — die Stirnlappen kommen zuerst zum Vorschein. Hieraus ergeben sich beständige Verschiedenheiten während des Foetallebens. Sonach ist das menschliche Gehirn, das typisch dem Gehirn des Affen so ähnlich ist, zu keiner Epoche ein wirkliches Affengehirn.

Das Hirn des Gorilla hört ferner frühzeitig zu wachsen auf und dehnt sich nicht mehr aus nach der Entwicklung der Milchzähne. [2]) Es folgt in dieser Beziehung denselben Gesetzen, wie die übrigen Vierhänder, bei denen unter allen Theilen des Körpers das Gehirn am wenigstens wächst. Ganz anders ist es beim Menschen. Welker [3]) hat durch seine Untersuchungen das Gesetz gefunden, nach welchem das Wachsthum des Menschenschädels und folglich auch des Gehirns vor sich geht. Nach zahlreichen Messungen, welche er an Schädeln verschiedenen Alters vorgenommen hat, beträgt die mittlere Capacität des erwachsenen Menschenschädels 1356 ccm., die des Neugebornen 380 ccm. Der menschliche Schädel vermehrt also während des Wachsthums sein Volumen um 975 ccm., während der Hirnschädel des Affen nur sehr unbedeutend sich vergrössert. Im ersten Jahr nach der Geburt wird der innere Raum des Menschenschädels mehr als nochmal so gross; denn er wächst um 495 ccm. Bei dem Gorilla wird das Wachsthum

[1]) Ausland 1864. S. 452.

[2]) The brain of the Gorilla does not continue to expand after the development of the deciduous teeth. Transact. of the zoolog. S. 1866. pag, 267.

[3]) Welker, Wachsthum und Bau des menschlichen Schädels. Leipz. 1862.

nur auf 6 ccm. geschätzt. Darum behält der Affe, wie Virchow sagt, stets ein Kindergehirn, wenn auch sein Gebiss das eines Ochsen beinahe erreicht.

„Der Gorilla, sagt Vogt, bildet hinsichtlich seiner Glieder, besonders der Arme eine wahre Uebergangsform vom Affen zum Menschen. Würde man einen isolirten Knochen des Gorilla in versteinertem Zustande finden, so würde man ihn unbedenklich dem Menschen zuschreiben.“ Hiernach könnte man sich leicht zu der Annahme veranlasst fühlen, dass zwischen dem menschlichen Arm und dem des Gorilla ein wesentlicher Unterschied nicht bestehe, sondern dass vielmehr eine völlige Gleichheit vorhanden sei. Die sorgfältigen Messungen, welche Lucae ausgeführt hat, lassen jedoch diesen Ausspruch als eine arge Uebertreibung erscheinen und beweisen zugleich, dass eine oberflächliche Aehnlichkeit noch nicht als eine völlige Gleichheit betrachtet werden dürfe. Denn wenn man auch von allem andern absieht, so liegen schon in den Längenverhältnissen [1]) so bedeutende Unterschiede, dass sie wohl von keinem aufmerksamen Anatomen übersehen werden können. Während bei dem männlichen Europäer der Arm durchschnittlich 828 Millimeter lang ist, erreicht er beim Gorilla eine Länge von 930, ist also um 202 länger als der menschliche Arm und übertrifft selbst den Arm des Negers noch um 150 mm. Noch deutlicher springen die Unterschiede in die Augen, wenn man die Arme mit den Beinen vergleicht. Während beim Menschen die Beine konstant länger sind als die Arme, findet beim Gorilla wie überhaupt bei dem anthropoiden Affen das gerade Gegentheil statt. Beim Gorilla sind die Arme um 160 mm. länger als die Beine, während beim Europäer die Beine um 258 mm. länger sind als die Arme. Selbst der Neger, dem man in dieser Beziehung eine grosse Affenähnlichkeit zugeschrieben hat, weicht nur wenig von dem männlichen Europäer ab; denn sein Bein ist noch immer um 230 mm. länger als sein Arm. Aehnliche Verhältnisse zeigen sich auch bei den übrigen anthropoiden Affen, während die geschwänzten Affen in dieser Beziehung dem Menschen näher stehen. Noch augenfälliger

[1]) Lucae, die Hand und der Fuss. Frankfurt. 1866. S. 7.

treten die angeführten Unterschiede hervor, wenn man die Länge der Gliedmassen und deren einzelne Abschnitte auf die Länge der Wirbelsäule bezieht, also deren Verhältniss zum Rumpfe ins Auge fasst. Neben den Längenunterschieden zeigen sich auch noch andere Eigenthümlichkeiten in der Form der Knochen wie in der Muskulatur. So ist die obere Grube am Schulterblatt des Gorilla viel grösser, die Achse des Oberarmknochens [1]) richtet sich mehr nach hinten, die Speiche biegt sich stark nach aussen, die Elle nach hinten.[2]) Dadurch werden die seitlichen Bewegungen, welche durch die Drehung der Speiche und der an ihr befestigten Hand um das Ellbogenbein bewirkt werden, beim Affen weit beschränkter als beim Menschen. Ueberdies ist der Radius beim Gorilla relativ stärker und da er sich von der Elle stark abbiegt, so wird der Zwischenraum zwischen diesen zwei Knochen ungleich grösser als beim Menschen.[3])

Die Muskeln am Arme des Affen sind im Allgemeinen denen des menschlichen Armes gleich; sie sind jedoch weniger entwickelt, wesshalb dem Affenarm das Ebenmass und die schöne Rundung, welche den menschlichen Arm auszeichnet, gänzlich fehlt. Merkwürdig ist, dass der Affe, obwohl ihm die schön geformten und gut entwickelten Muskelmassen des menschlichen Armes fehlen, eine ungeheure Stärke entwickelt und sich stundenlang an einem Arm aufzuhängen vermag, was der Mensch selbst bei der stärksten Muskelentwicklung kaum minutenlang auszuhalten vermag.[4])

Auch die Hände des Affen, zumal des Gorilla haben mit denen des Menschen eine grosse Aehnlichkeit; aber eigentliche d. h. menschliche Hände sind sie ebensowenig, als die untern Extremitäten wahre Füsse sind. Auch hier gilt der Satz, dass die Aehnlichkeit scheinbar, die Verschiedenheit aber wirklich sei. Die menschliche Hand besteht wie die affliche aus drei

[1]) Das menschliche Oberarmbein ist nicht gerade, sondern an seinem untern Drittheil etwas nach einwärts gebogen, was Albinus treffend mit den Worten bezeichnet: tamquam si aptet ad amplexum. Vgl. Hyrtl.

[2]) Giebel, der Mensch. S. 439.

[3]) Owen in Transact. of the zoolog. S. V. 1866.

[4]) Vogt, Vorlesungen.

Abtheilungen, aus der Handwurzel, der Mittelhand und den Fingern.

Die Handwurzel[1]) des Gorilla und des Chimpansen hat wie die menschliche acht Knochen, während sie beim Orang und den meisten niedern Affen neun zählt. Wenn auch die einzelnen Knochen der Gorillahand den entsprechenden an der menschlichen sehr ähnlich sind, so besteht doch nirgends eine völlige Gleichheit. Der genaublickende Anatom, sagt Giebel,[2]) findet an jedem einzelnen kleine, gleichwohl aber charakteristische Unterschiede, welche in den Bändern und in der Muskulatur wiederkehren und in ihrer Abhängigkeit von einander und in ihrer funktionellen Beziehung nicht zufällig und gleichgiltig sind. So sind die langgestreckten Mittelhandknochen beim Gorilla oberseits eben; unten nach vorn kantig, ihre Gelenkflächen springen in scharfer Kante nach unten vor und haben oben eine Hemmung, welche durch die stützende Thätigkeit der Hand bei den Bewegungen des Körpers bedingt ist. Die Hand des Gorilla ist ferner in allen Theilen viel plumper, stärker und kräftiger als die menschliche mit Ausnahme des Daumens, welcher absolut und relativ kleiner ist. Der Umfang der Gorillahand beträgt nach Owen[3]) ohne die Haare 14", die eines starken Menschen nur 8". Die Länge der Hand beträgt beim Europäer 190 mm., beim Gorilla 220, beim Chimpansen sogar 240. Die Finger des Gorilla sind dagegen kürzer und sehen aus, als wären sie gichtisch angeschwollen. Der Umfang des Mittelfingers beim ersten Glied beträgt beim Gorilla $5^1/_2$", beim Menschen an derselben Stelle $2^3/_4$".

Noch grössere Unterschiede bietet der Daumen dar. Während der menschliche Daumen eine solche Ausbildung der Struktur hat, dass ihn Albinus mit Recht als kleine Hand zur Unter-

[1]) The bones of the wrist agree in number and relative position with those of Man; but the differences of shape and proportion give a greater breath to the carpal segment in proportion to its length. Owen in Transact. of the zoolog. S. 1866. p. 9.

[2]) Giebel, der Mensch. S. 440.

[3]) Transact. of the zoolog. S. 1866. p. 248.

stützung der grössern[1]) bezeichnen konnte, ist der Daumen des Affen im Ganzen und einzelnen schwächer, kürzer und schmächtiger, nicht vollkommen entgegensetzbar und sogar geneigt auszuarten, so dass er bei den Halbaffen nur als ein Ansatz erscheint und bei den Stummelaffen sowie bei den amerikanischen Klammeraffen (Ateles) zu einem blosen mit Haut bedeckten Rudiment verkümmert erscheint. Selbst bei höchstorganisirten Affen scheint, wie Gratiolet sagt, eine Neigung zur Abzehrung bei diesem Gliede vorhanden zu sein. Da in Folge der Muskelanordnung bei keinem Affen der Daumen den Fingern vollkommen entgegengesetzt werden kann, wie es bei dem menschlichen der Fall ist, so ist es auch nicht, wie Darwin meint, eine blose Nachlässigkeit des Affen, wenn er beim Anfassen eines Gegenstandes keinen Gegendruck mit dem Daumen gegen die Finger ausübt; der Affe kann nicht anders, wenn er auch wollte, weil die Muskelanordnung eine andere Bewegung geradezu unmöglich macht. Schon Galen hat diese Unbeholfenheit des Affen im Gebrauche des Daumens bemerkt und Eustachius nannte desshalb den Daumen des Affen einen pollex ridiculus.

Wie der Daumen des Affen, so sind auch seine Finger sehr beschränkt in ihren Bewegungen. Denn Beugung und Streckung derselben müssen wegen der eigenthümlichen Muskelanordnung immer gemeinschaftlich vorgenommen werden, während beim Menschen jeder einzelne Finger beweglich ist und zwar, wie wir es vorzüglich an geübten Klavierspielern sehen, mit einer Schnelligkeit, welche geradezu ans Wunderbare grenzt. Diese grosse Beweglichkeit der Finger befähigt den Menschen zur Zeichensprache, welche die artikulirte Sprache bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen im Stande ist. Da der Affe keinen besondern Muskel des Zeigefingers wie der Mensch hat, so kann er auch den Akt des Zeigens und Deutens nicht ausführen, welcher beim Menschen mit so ausserordentlicher Bedeutsamkeit zur Unterstützung und zum Ersatz des sprachlichen Ausdrucks vorgenommen werden kann. Wenn

[1]) Manus parva, majori adjutrix. Noch besser ist die griechische Bezeichnung *ἀντίχειϱ*.

aber auch der Affe einen gesonderten Strecker des Zeigefingers hätte, so könnte er doch nicht deuten, weil ihm die geistige Begabung fehlt, durch die er wie jedes Thier grundverschieden von dem Menschen ist. Die Hand des Menschen ist zugleich das vollendetste Tastorgan, während die Finger des Affen mit ihren kurzen unbiegsamen, fast klauenartigen Nägeln kaum als Organ für den Tastsinn betrachtet werden können.

Die Hand des Affen ist nun allerdings der menschlichen ähnlich, aber sie ist weit davon entfernt, eine wahrhaft menschliche Hand zu sein. Abgesehen von den Unterschieden in den Knochen und in der Muskulatur fehlt der Affenhand die freie Beweglichkeit der Finger, dem Daumen die Freiheit und Kraft, wodurch sie zu tausend Verrichtungen, welche die Menschenhand mit Leichtigkeit ausführt, ganz unfähig wird. So unvollkommen jedoch die Affenhand im Vergleich mit der menschlichen ist, so vollendet ist sie den Bedürfnissen eines auf Bäumen lebenden Wesens angepasst. Mit welcher Genauigkeit, sagt Gratiolet,[1]) greift sie, in allen ihren Theilen sich krümmend, in die cylindrischen Aeste ein, und welche Kraft besitzt sie, wenn sie als Hacken gebraucht wird, um sich daran zu hängen. Ausserdem ist diese Hand, die in ihren Bewegungen denen der hintern Glieder entspricht, im Ganzen genommen nur das habituelle Organ für die Fortbewegung eines Vierfüssers. Die Affen fühlen sich stets unbehaglich auf dem Boden; ihr Ruheplatz ist die unebne Oberfläche der Baumzweige. In Wirklichkeit ist die Hand nur frei, wenn das Thier ruht und diese Freiheit reduzirt sich auf die Bewegungen des thierischen Greifens. Die Affenhand ist in der That nichts anderes als ein Greifhacken. Die menschliche Hand dagegen, welche Festigkeit mit geschmeidiger Beweglichkeit in sich vereiniget, ist für die roheste Arbeit wie für die subtilsten Handtierungen in gleichem Grade geschickt und entspricht so, wie Hyrtl sagt, ganz seiner geistigen Ueberlegenheit. Die Hand des Menschen gehört zum Handeln; der Affe, überhaupt das Thier vermag nicht zu handeln, nicht weil ihm die wahre Hand

[1]) Ausland. 1864. S. 452.

fehlt, sondern weil es des selbstbewussten Geistes entbehrt. Rein instinctartig ist mit der Hand nichts anzufangen; kommt aber der selbstbewusste Geist hinzu, dann ist sie das Werkzeug der Werkzeuge, dann leistet sie unermessliche Dienste und wird wahrhaft „erdumbildend.“

Was die hinteren Extremitäten des Affen betrifft, so haben auch diese eine grosse Aehnlichkeit mit dem menschlichen Fuss, bieten aber auch so viele Unterschiede dar, dass der Charakter des Fusses bei ihnen vollständig verloren geht. Beim Menschen ist das Bein, wie schon bemerkt wurde, stets länger als der Arm, beim Affen dagegen findet das umgekehrte Verhältniss statt.[1]) Ober- und Unterschenkel sind beim Gorilla kürzer als beim Menschen, der Fuss dagegen wieder länger. Beim Menschen ist der Oberschenkel 452 mm., der Unterschenkel 351 mm., der Fuss 233 mm. lang; beim Gorilla beträgt die Länge des Oberschenkels 320, des Unterschenkels 255, des Fusses 235 mm.[2]) Mit diesen Längenunterschieden sind noch manche Eigenthümlichkeiten bezüglich der Form der Knochen verbunden, welche Lucae und Owen genauer beschrieben haben.[3]) Wie die Knochen, so sind auch die Muskeln des Schenkels bei dem Menschen in eigenthümlicher Weise gestaltet und verhalten sich als völliger Gegensatz zu der thierischen Gestalt. Nicht blos die relativ viel grössere Entwicklung ist es, welche die Fleischmasse am obern und untern Schenkel des Menschen von der des Thieres unterscheidet, es ist die Vollheit und Rundung derselben, welche dem menschlichen Bein einen vollkommen andern Charakter verleiht. Alle Thiere haben von vorn nach hinten breitgezogene nach aussen dünne Schenkel, die menschliche Form dagegen ist die spindelförmige und ihr grösster Durchmesser an jeder Stelle von innen

[1]) In Man the tibia after the femur is the longest bone of the skeleton: but in the gorilla the tibia is the shortest of all the long bones of the limbs, being barely two-thirds the length of the humerus; it is nearly one fifth shorter than the human tibia, but is of equal thickness in the shaft and of greater thickness at the upper end. Anthrop. Review. 1863. p. 150.

[2]) Lucae, die Hand und der Fuss.

[3]) Transactions of the zoolog. S. V.

nach aussen gerichtet.[1]) Nur der Mensch hat Schenkel, wie Vogt treffend bemerkt, der Affe dagegen hat Schlegel. Kein Thier hat ferner eine so kräftige Muskulatur am Unterschenkel, wie der Mensch, keines eine so isolirte, vom Kniegelenk unterschiedene Wadengegend. Beim Affen sind die Muskeln am Unterschenkel mehr gleichförmig vertheilt, wesshalb ihm die eigentlichen Waden vollständig fehlen.[2]) Nur der Mensch hat Waden, wie es schon Aristoteles ausgesprochen hat; sie charakterisiren darum das menschliche Bein und sind von jeher als eine Haupteigenthümlichkeit desselben angesehen worden. Vogt gesteht nun zu, dass die Affen ein wadenloses Bein haben, meint aber, dass der allmälige Uebergang vom Affen zum Menschen nicht fehle, da einer der auffallendsten Negercharaktere gerade das wadenlose Bein sei. Dagegen ist nun zu bemerken, dass den Negern die Waden nicht gänzlich fehlen, sondern nur in geringerem Grade entwickelt sind als bei den übrigen Stämmen. Aber nicht blos die Neger, sondern auch die Araber in Sennaar und Taka haben schlecht entwickelte Waden.[3]) Brehm[4]) hat dasselbe bei den Nomadenvölkern in Ostsudan vielfach beobachtet und glaubt den Grund hievon darin zu finden, dass sie auf den Fersen zu sitzen pflegen, wobei der Oberschenkel ganz platt auf dem Unterschenkel aufliege. Auch die Tippu und andere Stämme haben schlecht entwickelte Waden.[5]) Man kann übrigens noch weit mehr zugeben. Auch bei uns gibt es Leute mit verkümmerten Waden wie bei den Negern. Die Muskeln verkümmern und magern ab, wenn sie nicht gebraucht werden. Bei Leuten, welche mit dem platten Fusse auftreten oder schwere Holzschuhe tragen, sind die Wadenmuskeln ohne Thätigkeit und magern ab; bei andern dagegen, welche einen graziösen Gang haben und

[1]) Burmeister, geolog. Bilder. I. 88.

[2]) There in Gorilla is a general absence of those partial muscular enlargements, which impart the graceful, varying curves to the outlines of the limbs in man. Transact. of the zoolog. S. V, 247.

[3]) Werne, Feldzug von Sennaar nach Taka. 1851. S. 58.

[4]) Reisescizzen aus Nordostafrika. I. 176.

[5]) Waitz. I. 116.

vorzugsweise mit den Zehen auftreten, werden die Wadenmuskeln stets in Spannung gehalten und erlangen dadurch eine grössere Fülle und Rundung. Bei den Thieren wird die Verkümmerung der Waden dadurch herbeigeführt, dass sie alle mit gekrümmtem Kniewinkel gehen, die Kniewinkel also von der darüber gespannten Haut ausgefüllt werden. Sie können aber nicht anders gehen, weil die Fussmuskeln ganz anders angeheftet sind als beim Menschen.

Der Fuss des Menschen besteht aus drei Abtheilungen (der Fusswurzel, dem Mittelfuss und den Zehen), wovon jede wieder aus mehreren Knochen zusammengesetzt ist. Der Fuss des Gorilla besteht nun aus denselben einzelnen Knochen wie der menschliche, alle aber zeigen kleine, gleichwohl aber charakteristische Unterschiede, wie dies Lucae[1]) in überzeugender Weise nachgewiesen hat. So sind beim Gorilla die Knochen der Fusswurzel schmäler und gehen weiter auseinander. Das Fersenbein ist zwar mit dem menschlichen gleich lang, aber viel niedriger und schmäler. Das Sprungbein richtet seine Rolle spitzwinklig gegen die längste Ausdehnung des Hackenfortsatzes, beim Menschen dagegen fast rechtwinklig. Eine noch grössere Abweichung zeigt das erste keilförmige Bein. Bei dem Menschen liegt es in fortlaufender Ebene mit dem kahnförmigen Bein, beim Gorilla dagegen bildet es mit demselben einen Winkel und hat an seiner vordern äussern Kante eine Rolle, welche mit der an sie gehefteten grossen Zehe ein Scharniergelenk bildet. Die Mittelfussknochen sind mit Ausnahme des ersten in ihren Körpern und Köpfchen stärker, dicker und relativ länger als beim Menschen und weichen auch in ihren Formen ab. Noch deutlichere Abweichungen zeigen die Zehen; insbesondere gleichen die zweiten Zehenglieder viel mehr denen der menschlichen Hand als denen des Fusses. Den auffallendsten Unterschied zeigt jedoch die grosse Zehe, welche beim Gorilla nicht in der gleichen Ebene mit den übrigen Zehen liegt, sondern in einem Winkel von 60° von ihnen absteht[2]) und hiedurch wie durch ihre Beweglichkeit ein

[1]) Lucae, die Hand und der Fuss. S. 25 ff. Giebel, der Mensch. S. 440.

[2]) Owen in Transactions. 1866. p. 273.

eigentlicher Daumen wird. Wenn es wahr ist, was Hyrtl [1]) sagt, dass ein Hauptunterscheidungsmerkmal des Fusses von der Hand in dem Unvermögen liege, die grosse Zehe wie einen Daumen den übrigen Zehen entgegenzustellen, um zu fassen und zu halten, so können die untern Extremitäten des Gorilla auf den Namen Füsse keinen Anspruch machen. Denn bei ihm ist die grosse Zehe ein freibeweglicher Daumen wie der an der Hand, und wenn J. Geoffroy St. Hilaire Recht hat, ist die Entgegenstellbarkeit des Daumens an den hintern Extremitäten sogar besser entwickelt als an der vordern.

Diese Extremität wird dadurch, dass die grosse Zehe den übrigen Zehen entgegenstellbar ist, wie die Hand zum Fassen und Greifen geschickt und kann daher mit Recht „Hand" genannt werden. [2]) Dass die grosse Zehe beim Menschen nicht entgegengestellt werden könne, ist bekannt. Dagegen hat nun schon Bory [3]) behauptet, dass auch der Mensch ursprünglich die grosse Zehe den übrigen habe entgegenstellen können, dass er aber dieses Vermögen durch das Tragen der Schuhe verloren habe. In Folge davon seien unsere Füsse in ihrer Struktur ausgeartet, von welcher Ausartung die Ziegeldecker und Harzsammler in Südfrankreich bewahrt geblieben seien. Aehnlich spricht sich auch Huxley aus. Die anatomischen Untersuchungen haben jedoch bisher noch nichts auffinden können, was dieser Ansicht auch nur die geringste Stütze verleihen könnte. Hätte die grosse Zehe die angeborne aber durch Nachlässigkeit verlernte oder durch ihre Einzwängung in Schuhe nicht zur Entwicklung gekommene Oppositionsfähigkeit, so müsste sie ohne Zweifel bei den baarfüssigen Wilden vorhanden sein, was jedoch nicht der Fall ist; oder sie müsste bei jenen Indivi-

[1]) Hyrtl, Lehrbuch der Anatomie des Menschen. Wien. 1853. S. 296.

[2]) The disposition of the hallux as a hinder thumb, with the concomitant modifications of the tarsal bones are as strongly marked in the Gorilla as in any lower Quadrumane and the contrast between the footstructur of the Gorilla and the Negro is as great as the difference in the brains. Owen in Transactions of the zoolog. P. 1866. p. 269.

[3]) Bory, der Mensch. Weimar. 1837. S. 25.

duen, welche, ohne Arme geboren, durch die Noth gezwungen werden, sich der Füsse statt der Hände zu den gewöhnlichen Verrichtungen zu bedienen, in vorzüglicher Weise sich entwickeln, was ebenfalls nicht der Fall ist. Der Grund hievon liegt nicht nur darin, dass der Mittelfussknochen der grossen Zehe ganz anders gelenkt ist, als der des Daumens, sondern vorzüglich auch darin, dass die ganze Muskulatur eine oppositionelle Bewegung geradezu unmöglich macht.

Bei dem Affen dagegen sind nach Bischoffs gründlichen Untersuchungen die Muskeln an den untern Extremitäten denen an den Händen entsprechend, wesshalb auch der Affenfuss kein wahrer Fuss ist, sondern der Hand ungleich näher steht. [1]) Der Fuss des Affen ist wie Bischoff sagt, ganz ungeeignet für den aufrechten Gang und Stand, dagegen aber für das Festhalten, Anklammern und Erklettern der Bäume ganz vortrefflich eingerichtet. Wie man daher einerseits mit Lucae und Bischof die Ordnung der Quadrumanen als vollständig berechtiget anerkennen muss, so wird man auch anderseits nicht in Abrede stellen können, dass die anthropoiden Affen auch in Bezug auf die Extremitäten den niedern Affen ungleich näher stehen als dem Menschen.

Dadurch, dass beim Menschen die Extremitäten in vollkommene Hände und vollkommene Füsse differenzirt sind, ist ihm der aufrechte Gang nicht blos der natürliche, sondern auch der allein mögliche, wie auch nur hiedurch seine Hand wahrhaft frei und zum Werkzeuge aller Werkzeuge wird. Moscati hat nun allerdings behauptet, dass der Gang auf

[1]) The foot is made a true hand or grasping organ by the opposition of a thumb to the other digits as well as by the length and flexibility of the toes. — — If zoology assings an ordinal value to the limb-characters which distinguish Carnivora from Quadrumana, it must in consistency, assign the same value to the limb-characters, which distinguish Quadrumana from Bimana. These distinctions are as plain in the Embryo as in the adult and are in no way affected by the anatomical demonstrations of the homologies of the bones of the hinder limbs. Owen in Transact. of the zoolog. S. 1866. p. 273.

allen Vieren für den Menschen der naturgemässe sei und Rolle [1]) meint, dass, wenn die aufrechte Stellung dem Menschen leichter geworden sei, sie ihm desshalb noch nicht natürlich sei. Abgesehen davon, dass Moscati und Rolle es bequemer gefunden haben, wie alle übrigen Menschenkinder auf zwei Füssen zu gehen statt auf allen Vieren herumzurutschen, spricht die ganze Organisation so laut gegen diese Annahme, dass sie nur bei absichtlichem Verschliessen der Ohren möglich erscheint. Schon die Länge der untern Extremitäten im Vergleich zu den obern beweist die Unmöglichkeit des Ganges auf allen Vieren; denn der lange Schenkel mit dem kurzen, fast unbiegsamen Fuss würde das Knie bis auf den Boden bringen und so nur eine sehr langsame und höchst beschwerliche Fortbewegung gestatten. [2]) Dem Menschen fehlen stark entwickelte Halsmuskeln und ein kräftiges Nackenband, wesshalb beim Gang auf allen Vieren sein Kopf nothwendig vorwärts fallen müsste. Hiedurch erhielten seine Sinnesorgane, zumal seine Augen, die allerungünstigste Lage: er könnte nicht vorwärts schauen, sondern sein Blick müsste stets auf die Erde geheftet sein. Bei den Säugethieren ist durch eigenthümliche Vorrichtungen dafür gesorgt, dass das Blut nicht in zu grosser Menge zum Kopfe ströme. Da bei dem Menschen diese Vorrichtungen gänzlich fehlen, so müsste der Gang auf allen Vieren Congestionen und Schlagflüsse zur nothwendigen Folge haben. Dieses, sowie sein breites Becken, seine gekrümmte nach unten stärker werdende Wirbelsäule, die Verbindung des Kopfes mit der Wirbelsäule, dann die mächtigen Muskeln am Becken und am Oberschenkel nebst den kräftigen Wadenmuskeln beweisen unwiderleglich, dass der Mensch von Natur aus zum aufrechten Gange bestimmt sei. Hiedurch erhalten seine Sinnesorgane die entsprechende Stellung, seine Hände werden vollkommen frei, welche ihn so zum Beherrscher der Erde erheben; mit zum Himmel erhobenem Haupte schaut er über die Erde hin und hinauf in den unermesslichen Weltraum, während das

[1]) Rolle, der Mensch, seine Abstammung und Gesittung. Frankfurt. 1866. S. 47.

[2]) Hyrtl, Anatomie. S. 297.

Thier von der Schwere angezogen zur Erde gebeugt bleibt. Durch seinen aufrechten Gang steht der Mensch über den Thieren [1]), ohne denselben wäre er das armseligste Wesen.

Wie der aufrechte Gang für den Menschen der allein natürliche ist, so ist er für den Affen unnatürlich und gezwungen, weil mit seiner ganzen Organisation im Widerspruch stehend. Die Affen sind zum Leben auf den Bäumen bestimmt und darum vorzugsweise Kletterthiere. [2]) Sind ihre Extremitäten auch zum Erklettern der Bäume, zum Ergreifen und Festhalten der Zweige in wunderbarer Weise passend organisirt, so sind sie doch zur Fortbewegung auf der Erde, insbesondere aber zum aufrechten Gange ganz ungeschickt. Wenn daher die anthropoiden Affen zeitweilig den aufrechten Gang wählen, so wird er ihnen doch nur für wenige Schritte möglich und ist auch in diesem Falle immer unsicher und wankend. „Der Gorilla läuft mit einem seitlich watschelnden Gang, schreitet aber gewöhnlich so fort, dass er sich auf seine gebeugten Hände stützt.“ [3])

Der Gorilla geht also regelmässig auf allen Vieren und die Behauptung Du Chaillu's, dass er in Boxerstellung dem Menschen entgegentrete, aufrechtstehend den Kampf mit ihm aufnehme und dabei seine Brust wie eine Trommel schlage, muss als eine Uebertreibung oder als eine phantastische Täuschung bezeichnet werden. Denn sein Fuss ist nicht zum aufrechten Gange organisirt. Steht dieser auf einer ebenen Fläche, so berühren nicht, wie beim Menschen, die Mittelfuss-

[1]) Pronaque cum spectent animalia cetera terram,
Os homini sublime dedit; coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.
Ovid. Metamorph. I. 84.

[2]) Les grimpeurs par excellence. Cuvier.

[3]) Darwin, Abstammung. I. 123. The common walk of the Gorilla is not on his hind legs but on all fours. When advancing as a biped to attack, his walk is a waddle from side to side, his hind legs which are very short, being evidently somewhat inadequate to the proper support of the huge superincumbent body. He balances himself by swinging his arms somewhat as sailors walk on a shipboard. Du Chaillu, Explorations and adventures in Equatorial Afrika.

knochen und der Fersenfortsatz den Boden, sondern die Zehenspitzen und die Ferse und diese, schräg liegend, richtet ihren längsten Durchmesser nach aussen und oben, während er beim Menschenfuss senkrecht ist. [1]) Der Fussrücken des Affen hat ferner kein Gewölbe, sondern ist flach wie der Handrücken, die Zehen können nach Owen nur mit grosser Anstrengung gestreckt werden, so dass er (wenigstens ist dies beim Orang der Fall) beim Gehen genöthiget ist auf den geschlossenen Fäusten zu gehen. Dieses sowie seine kurzen Beine, sein langgestrecktes Becken, das Fehlen starkentwickelter Muskeln am Becken und an den Beinen sprechen gegen den aufrechten Gang. — So ist der Fuss das eigentliche charakteristische Merkmal für den Menschen, durch das er von den Thieren, insbesondere auch von den Affen auf das bestimmteste unterschieden ist. [2])

Der Affe ist ferner wie alle Säugethiere behaart, der Mensch dagegen hat eine glatte Haut. Zwar werden auch auf der menschlichen Haut Spuren von Haaren, mitunter sogar sehr viele und dichte Haare gefunden, allein der Rücken, zumal die Gegend des Rückgrats, wo bei den Thieren gerade der dichteste Pelz gefunden wird, ist stets absolut frei von jeder Behaarung.[3]) Die Katamenien kommen nur bei dem Menschen, nicht aber bei dem Affen vor. Zwar trifft man auch bei diesen einen periodischen Blutfluss, der aber immer mit der Brunstzeit zusammenfällt, also eine andere physiologische Bedeutung hat als beim Weibe. [4]) Die männliche Ruthe ist bei den Affen wie beim Menschen frei herabhängend, hat aber eine mit den übrigen Säugethieren übereinstimmende Bildung und einen andern Muskelapparat, wesshalb auch die Begattung in thierischer Weise erfolgt. [5]) Die Affen sind ausschliesslich auf die heissen Gegenden beschränkt und können wenigstens in ihren höheren Arten nicht einmal in den warmen und gemässigten Zonen fortkommen. Trotz aller Sorgfalt in der Wahl

[1]) Lucae, die Hand und der Fuss. S. 29.
[2]) Burmeister, geolog. Bilder. I. S. 65 ff.
[3]) Wallace, Zuchtwahl. S. 399.
[4]) Schreber, Suppl. I. 19.
[5]) Schreber, Suppl. I. 19.

des Futters und der Herstellung der hauptsächlichsten physikalischen Bedingungen für ihre Existenz sind alle Exemplare vom Orang und Chimpansen, welche in voller Jugendkraft nach Europa gebracht wurden, in weniger als 3 Jahren zu Grunde gegangen [1]) Der Mensch dagegen ist Bürger des ganzen Erdkreises, er kann im heissen Süden eben so gut wie im kältesten Norden aushalten. Auch die Entwicklung ist beim Affen eine ganz andere als beim Menschen. Diese geht selbst bei den höchst organisirten Arten ausserordentlich rasch vor sich und der Affe ist geschlechtsreif zu einer Zeit, wo der Mensch dem Kindesalter noch nicht entwachsen ist. Je schneller aber seine Entwicklung, desto kürzer sein Leben. Der Gorilla wird nur etwa 30 Jahre alt, oder wie Virchow sagt, er erreicht kaum das Alter, in welchem das Wachsthum des menschlichen Leibes zum Abschluss kommt. [2]) Der Affe wird, wie überhaupt das Thier, mit allen ihm zukommenden Fähigkeiten — Instinkten — ausgerüstet geboren, er braucht nicht erst zu lernen, während der Mensch alles, sogar das Gehen, mühevoll erlernen muss.

Diese Unterschiede zumal jene, welche das Gehirn und die Extremitäten darbieten, bilden eine ungeheure Kluft zwischen dem Menschen und Affen, welche durch nichts, auch nicht durch die Mikrocephalen [3]) und die Schädelfunde [4]) von Neanderthal,

[1]) Transactions of the zoolog. S. 1866. p. 281.

[2]) Transact. of the ethnolog. S. 1861. Virchow, Menschen- und Affenschädel. S. 26.

[3]) Vogt (Mém. sur les Microcéphales) Haeckels (natürliche Schöpfungsgeschichte S. 163) und andere behaupten, dass die Mikrocephalen einen Uebergang vom Menschen zum Affen bilden, dass sie Rückschläge in die längst ausgestorbene affenartige Stammform des Menschen seien. Vgl. Schumann, die Affenmenschen Carl Vogts. Leipzig. 1868. Aeby Schädelformen.

[4]) Welche Beweiskraft diese Schädelfunde haben, geht zur Genüge aus der Verschiedenheit der Ansichten hervor, welche die Gelehrten hierüber geäussert haben. Der Neanderthalschädel gleicht nach Huxley einem australischen Schädel, während er nach King eine eigene Menschenspezies repräsentirt; Pruner schreibt ihn einem kräftig organisirten Celten zu, Meyer in Bonn hält es für möglich, dass er einem Kossaken ange-

Engis, etc. ausgefüllt werden kann. Hier besteht kein Zusammenhang, kein Uebergang.[1])

Wenn aber auch die körperlichen Unterschiede weniger bedeutend wären, so müsste der Mensch doch schon durch seine geistigen Eigenschaften als ein Wesen erscheinen, das mit dem Thiere nichts gemein hat. Es ist nicht nothwendig, die einzelnen hieher gehörigen Punkte ausführlich zu behandeln, sondern es genügt für unsern Zweck vollständig, wenn wir nur an seine Sprachfähigkeit erinnern. Diese kommt allen auch den niedrigststehenden Menschen zu, während sie allen Thieren, selbst den höchst organisirten Affen versagt ist. Zwar glauben manche wie Rolle, Jäger und andere, dass es noch gelingen werde, dem Orang eine Sprache beizubringen, da bei ihm die meisten anatomischen Hindernisse, welche einer gegliederten Sprache entgegenstehen, wegfallen. Die Sprache hängt aber nicht blos von den Sprachorganen, sondern zumeist von dem Verstande und der Vernunft ab, ja sie ist die Vernunft selbst, sofern sie sich vermittelst des Mundes kund gibt (oratio est ratio ore expressa.) Was die alten Dichter und Bildner der Sprache, sagt M Müller, richtig ahnten, wenn sie, wie die Griechen, Vernunft und Sprache mit dem einen Worte λόγος bezeichneten und die Thiere ἄλογα ζῶα, mutum pecus nannten, dass nämlich Vernunft und Sprache ein und dasselbe und gleichzeitig die den Menschen von dem Thiere für immer trennende Eigenschaft sei, das ist durch die neue Sprachwissenschaft zur vollkommensten Evidenz erhoben.[2]) Darum fängt das Kind erst dann zu sprechen an, wenn die Entwicklung seiner Vernunft begonnen hat. Da diese dem Affen wie jedem Thiere fehlt, so wird er auch nie befähigt werden eine Sprache

hört habe. R. Wagner hat behauptet, dass er von einem alten Holländer herrühre, während andere ihn einem idiotischen und rhachitischen Individuum zuschreiben. Aeby hält ihn für eine pathologische Bildung.

[1]) Un intervalle profond, sans liaison, sans passage sépare l'espèce humaine de toutes les autres espèces. Aucune autre n' est voisine de l'espèce humaine, aucun genre même, aucune famille. Flourens, Eloge de Blumenbeech (Mém. de l'Institut. tom. XXI.)

[2]) M. Müller, lectures on the science of language. I. 390. Wedewer, die neuere Sprachwissenschaft. S. 41.

zu erlernen, ebenso wenig als es bisher gelungen ist, dem Papagei, dessen Sprachorgane noch günstiger gebaut sind, eine Sprache im eigentlichen Sinne beizubringen.[1]) Die Sprache setzt das Denken voraus. Der Affe spricht nicht, weil er nichts zu sprechen hat; denn er kann keine Gedanken, Begriffe und Ideen bilden. Weil er dies nicht kann, ist die Sprache für ihn der Rubikon, den zu überschreiten er nie im Stande sein wird. Durch seine Vernunft, welche sich zunächst durch die Sprache offenbart, erscheint der Mensch nicht blos als das vollendetste und edelste Lebewesen der Erde, er unterscheidet sich nicht blos äusserlich von dem Thiere, sondern ist seinem ganzen Sein und Wesen nach von diesem ebenso verschieden, wie der Stein von der Pflanze und diese vom Thiere. Mit richtigem philosophischem Takte hat unsere Sprache den Menschen nicht nach seinen körperlichen Verzügen, sondern nach seinen geistigen Eigenschaften benannt. „Das was wir sind, sagt Grimm, wodurch wir uns von allen Thieren unterscheiden, führt im Sanscrit den bedeutsamen ehrwürdigen Namen manudscha, welcher vorzugsweise in unserer deutschen Sprache sich erhalten hat, gothisch manniska, althochdeutsch mannisco, neuhochdeutsch Mensch. Da die Wurzel dieses Wortes man „Denken“ bedeutet, so wird der Mensch schon durch seinen Namen als ein denkendes Wesen bezeichnet und ihm so auch seine richtige Stellung in der Schöpfung angewiesen. Die Pflanze lebt, sagt Isid. Geoffroy St. Hilaire, das Thier lebt und fühlt, der Mensch lebt, fühlt und denkt. Zwar haben auch die Thiere geistige Fähigkeit, aber sie dienen ihnen nur zur Sicherung ihrer Existenz, beim Menschen dagegen

[1]) Manche Thiere können Worte nachahmen und aussprechen, ohne desshalb der Sprache mächtig zu sein, und der Stumme schafft sich statt der tönenden Sprache eine Geberdensprache, die bei keinem Thiere vorkommt. Die Sprache beruht auf dem Vermögen, das Gemeinsame in den Erscheinungen in einen Begriff zu fassen, sowie auf dem Bestreben, den Begriff in einer als Zeichen nutzbaren sinnlichen Form wieder nach aussen darzustellen, so dass durch die Art und Weise, wie diese Zeichen unter einander verbunden werden können, jeder Gedanke sich ausdrücken ässt. Schröder van der Kolk, Leib und Seele. S. 143.

sind sie ein Mittel für höhere Entwicklung geworden und diese höhere Entwicklung ist Zweck und Aufgabe seines Lebens. Mit dem Menschen beginnt darum ein ganz neues Reich, das Reich der Geisterwelt, das Reich der Freiheit und Vollendung. [1])

[1]) Vgl. Schröder van der Kolk. S. 9v.

Zusammenstellung

verschiedener Eintheilungen des Menschengeschlechtes.

1. Meiners. [1])

1. Schöne Menschen.
2. Hässliche Menschen.

Zu den ersteren gehören die weissen, zu den letzteren die dunkelfarbigen.

2. Metzger. [2])

1. Weisse Menschen.
2. Schwarze Menschen.

Die übrigen sind Uebergangsformen.

3. Klemm [3])

1. Aktive Menschheit.
2. Passive Menschheit.

4 Burdach. [4])

I. Kernstamm mit ovaler Gesichtsform und weisser Farbe = Kaukasier.

II. Nordöstlicher Seitenstamm mit breiter Gesichtsform und gelber Farbe = Mongolen.

III. Südwestlicher Seitenstamm mit vorgestreckter Gesichtsform und schwarzer Farbe = Neger.

Die Bewohner Australiens vertheilen sich an obige 3 Stämme, die Amerikaner gehören zu den Mongolen.

5. Cuvier. [5])

I. Kaukasischer Stamm.

a) Armenier.
 1. Assyrier.
 2. Chaldäer.
 3. Araber.
 4. Phönizier.
 5. Hebräer.
 6. Abyssinier.
 7. Aegypter.

[1]) Meiners, Grundriss der Geschichte der Menschheit. Lemgo, 1793.

[2]) Metzger, Physiologie in Aphorismen. S. 5.

[3]) Klemm, allgemeine Kulturwissenschaft. S. 47. Aehnlich Wuttke.

[4]) Burdach, Anthropologie. 1827. S. 702.

[5]) Cotta, Briefe über Humboldts Kosmos. S. 395. Auch Eschricht (über die Schädel und Gerippe in den alten dänischen Grabhügeln, deutsch von Zeise in der „Natur" 1857. Nr. 31.) hat dieselbe Eintheilung.

b) Indier.
1. Sanscrit-Rasse.
2. Pelasgische Rasse.
3. Gothische Rasse.
4. Slavische Rasse.
c) Scythen und Tataren.
1. Parther.
2. Türken.
3. Finnen.
4. Ungarn.
II. Mongolischer oder Altaischer Stamm.
a) Kalmücken.
b) Mongolen.
c) Mandschus.
d) Japanesen.
e) Koreaner.
f) Sibirier.
g) Amerikaner.
III. Neger oder Aethiopischer Stamm.

6. Foissac.[1])

I. Kaukasische Rasse in Westasien, Nordafrika u. Europa mit Ausschluss der Gegenden jenseits des Polarkreises.
II. Mongolische Rasse in Asien, Amerika, in den Polarländern Europas und in den ozeanischen Inseln.
III. Negerrasse in Afrika, Neu-Guinea und einigen Landstrichen unter dem Wendekreis in Asien und Ozeanien.

7. Gobineau.[2])

1. Schwarze,
2. Gelbe,
3. Weisse Rasse.

8. Heussinger.[3])

Alte Welt.	Neue Welt.
I. Ovalgesichtige:	
Kaukasier.	Malayen.
II. Breitgesichtige:	
Mongolen.	Amerikaner.
III. Langgesichtige:	
Neger.	Papuas.

9. Huschke.[4])

1. Aequatorial-Rasse.
2. Wendekreis-Rasse.
3. Nördliche Rasse.

10. Latham.[5])

I. Mongoliden. (Nord-Europa. Mittel- und Ost-Asien, Polynesien und Amerika.)
II. Atlantiden. (Afrika und die Semiten.)
III. Japetiden. (Celten und Iranische Indogermanen.)

[1]) Foissac, Ueber den Einfluss des Klima auf den Menschen, übersetzt von Westrumb. Göttingen, 1840. S. 55.
[2]) Gobineau, Essai sur l'inégalité d. races hum. Par. 1853—55.
[3]) Heussinger, Grundriss der phys. u. psych. Anthropologie. Erfurt, 1829.
[4]) Huschke, Schädel, Hirn und Seele. S. 33.
[5]) Latham, the Varieties of Man.

11. Lindenschmit. [1])

I. Scythen, klein mit Spitzaugen und meist zu Pferd.
II. Celten, Germanen, blond, blauäugig.
III. Aethiopier, Mohren.

12. Perty. [2])

I. Arisch-ozeanischer Stamm.
II. Turanisch - amerikanischer Stamm.
III. Afrikanisch - australischer Stamm.

13. De Salles. [3])

I. Weisse Rasse.

Iranier, Perser, Skythen, Semiten, Celten, Pelasger, Griechen, Slaven, Germanen, Türken, Tartaren, Berbern, Tuaregs, Chinesen der nördlichen Städte. Dann die Antesier, Mandans und Boroanos in Amerika.

II. Kupferfarbige Rasse.

A. Gelbe.

a) Augen schief.	b) Nicht schief.
Mandschu,	Abyssinier,
Chinesen,	Malayen,
Hunnen,	Ozeanier,
Kalmücken,	Indier des Binnenlandes,
Lappen,	Californier.
Eskimo,	
Chiquitos in Amerika.	

B. Rothe.

Tupis,	Peruaner,
Guarani,	Mexikaner,
Patagonier,	Abyssinier,
Botokuden,	Algonquins,
Caraiben.	Gallas,
	Bengalen,
	Indier der Küstengegend,
	Aegypter,
	Phönizier.

III. Schwarze Rasse.

A. Schlichthaarig.

a) Europäische Züge.	b) Negerzüge.
Malabaren,	Harfuros,
Cingalesen,	Eudamenen.
Barabra,	
Tibbous,	
Charruas in Amerika,	

B. Wollhaarig.

Joloffs,	Tasmanier,
Aschanti.	Hottentotten,
	Kaffern,
	Madegassen etc.

14. H. Smith. [4])

I. Wollhaarige oder Neger.
II. Bartlose oder Mongolen.
III. Bebartete oder Kaukasier.

[1]) Lindenschmit, das Räthsel der Vorwelt. 1846.
[2]) Anthropologische Vorträge. S. 93.
[3]) De Salles, Histoire générale des races hum. Par. 1849. p. 325.
[4]) H. Smith, Nat. Hist. of Man. Edinb. 1849.

15. Van Amringe.[1])

I. Semitische Art.
II. Japhetische Art.
III. Ismaelitische Art.
IV. Canaanitische Art.

16. Carus.[2])

I. Tagseite = Kaukasier.
II. Nachtseite = Aethiopier.
III. Oestliche Dämmerung = Mongolen und Malayen.
IV. Westliche Dämmerung = Amerikaner.

17. Forster.[3])

I. Europäer mit den Westasiaten und Nordafrikaner.
II. Asiatische Völker jenseits des Ob, des kaspischen Meeres und des Ganges, nördliche Amerikaner, Uferbewohner der Molukken, Philippinen und westlichen Südsee-Inseln.
III. Afrikaner = Neger, nebst den Bewohnern des Innern vieler Südsee-Inseln und Neuhollands.
IV. Amerikaner, die nördlichen ausgenommen.

18. Kant.[4])

1. Weisse,
2. Schwarze,
3. Gelbe,
4. Kupferrothe Menschen.

19. Retzius.[5])

A. Gentes dolichocephalae.

I. Orthognatae.

1. Gallier.
2. Celten.
3. Britten und Schotten.
4. Germanen.
5. Skandinavier.
6. Hindu, Georgier.
7. Nubier und Abyssinier.
8. Berbern und Guanchen.

II. Prognathae.

1. Grönländer.
2. Chinesen und Japanesen.
3. Neger.
4. Kaffern und Hottentotten.
5. Neuholländer.
6. Mehrere Stämme Amerikas, wie Caraiben, Botokuden, Irokesen.

B. Gentes brachycephalae.

III. Orthognathae.

1. Slaven.

[1]) Van Amringe, an Investigation of the theories of the Nat. Hist of Man. New-York, 1848.

[2]) Carus, Physiologie. I. S. 151.

[3]) Bei Ludwig, Grundriss der Naturgeschichte der Menschenspezies. 1796.

[4]) Kant, von den verschiedenen Rassen der Menschen in Engel's Philosophie für die Welt. 1777. II. 125.

[5]) Retzius, ethnologische Schriften.

2. Samojeden.
3. Finnen u. Tschuden.
4. Basken.
5. Jakuten und Lappen.
6. Afghanen.
7. Perser.
8. Türken.

IV. Prognathae.

1. Tataren.
2. Kalmücken und Buräten.
3. Mongolen.
4. Malaien.
5. Mehrere Stämme Amerikas, wie Inkas, Charruas.
6. Papu.

20. Rudolphi. [1])

1. Europäischer Stamm.
2. Mongolischer „
3. Aethiopischer „
4. Amerikanischer „

21. Arnold. [2])

I. Kaukasische Rasse.
II. Altaische „
III. Indisch-ozeanische „
IV. Aethiopische „
V. Amerikanische „

22. Blumenbach. [3])

1. Kaukasier.
2. Mongolen.
3. Neger.
4. Amerikaner.
5. Malayen.

23. Dechamps. [4])

(Nach den Haaren.)

1. Europäer.
2. Afrikaner.
3. Asiaten.
4. Araber.
5. Amerikaner.

24. De la Croix. [5])

A. Weisse Menschen.

1. Eigentliche Weisse.
2. Braune.
3. Gelbliche.
4 Olivenfarbige.

B. Schwarze.

5. Neger.

25. Girtanner. [6])

1. Weisse = Europäer und Mongolen.
2. Schwarze = Neger und schwarze Völker in der Südsee.
3. Olivenfarbige = Bewohner von Hindostan.
4. Braune = Malayen auf den

[1]) Rudolphi, Grundzüge der Physiologie. Berlin, 1821. I. 57.

[2]) Perthy, Ethnographie. S. 66.

[3]) Blumenbach, de varietate, 1753.

[4]) Dechamps, Etudes des races hum. P. 1857,

[5]) De la Croix, Geographie moderne

[6]) Girtanner, über das Kantische Princip in der Naturgeschichte.

Marianen, Molukken, Philippinen, Sundainseln und Malakka.
5. Zimmtfarbige = Amerikaner.

26. Kennedy. [1])

I. Kaukasische Rasse.
1. Kaukasische Familie.
2. Celtische „
3. Germanische „
4. Semitische „
5. Libysche „
6. Nilotische „
7. Hindostanische „

II. Mongolische Rasse.
1. Chinesische Familie.
2. Indo-chinesische „
3. Polar „
4. Mongolisch-tatarische „
5. Türkische „

III. Aethiopische Rasse.
1. Neger-Familie.
2. Kaffern „
3. Hottentotten-Familie.
4. Australische „
5. Alfuresische „
6. Ozean-Neger „

IV. Malayische Rasse.
1. Malayische Familie.
2. Polynesische „

V. Amerikanische Rasse.
1. Amerikanische Familie.
2. Toltekische „

27. Lacépède. [2])

I. Kaukasische oder arabisch-europäische Rasse.
II. Lappländische oder hyperboreische Rasse.
III. Mongolische Rasse.
IV. Neger „
V. Amerikanische „

28. Linné. [3])

1. Rothe = Amerikaner.
2. Weisse = Europäer.
3. Gelbe = Asiaten.
4. Schwarze = Afrikaner.
5. Monströse.

29. L. Martin. [4])

I. Japetischer Stamm.
1. Celten.
2. Pelasger.
3. Tartaren.
4. Slaven.
5. Teutonen.
6. Kaukasier.
7. Semiten.
8. Sanscriten.
9. Mizraimiten.

II. Neptunischer Stamm.
1. Eigentliche Malayen.
2. Polynesier.

III. Mongolischer Stamm.
1. Mongolen.
2. Hyperboreer.

[1]) Kennedy, the natural hist. of Man. London. 1851. p. 22.

[2]) Encyklopädie der med. Wissenschaften von Meissner und Schmidt. X. 200.

[3]) Linné, Systema Naturae ed 12. p. 1.

[4]) L. Martin, Naturgeschichte des Menschen. Aus dem Englischen von Moriz und Thomä. 1844. S. 231.

IV. Prognatischer Stamm.

1. Neger.
2. Hottentotten.
3. Papuas.
4. Alforesen.

V. Occidentalischer Stamm.

1. Columbier.
2. Südamerikaner.
3. Patagonier.

30. Oken.[1]

1. Fühlmenschen = Neger.
2. Schmeckmenschen = Australier.
3. Nasenmenschen = Amerikaner.
4. Ohrenmenschen = Asiaten.
5. Augenmenschen = Europäer.

31. Vogt[2]

1. Aethiopen.
2. Malayen.
3. Amerikaner.
4 Turaner.
5. Iraner.

32. Doornick.[3]

1. Bewohner des Nordpols, Grönländer, Eskimo etc.
2. Bewohner des Südpols, Pescheräs.
3. Menschen zwischen dem Wendekreis des Steinbocks und dem Aequator.
4. Zwischen dem Aequator und dem Wendekreis des Krebses.
5. u. 6. Die Menschen ausserhalb der Wendekreise bis zu den Polarrassen.

33. Dumeril.[4]

1. Kaukasier.
2. Hyperboreer.
3. Mongolen.
4. Neger.
5. Amerikaner.
6. Malayen.

34. Erxleben.[5]

1. Lappen.
 In den nördlichen Theilen Europas, Asiens und Amerikas.
2. Tartaren.
 In Asien vom Imaus bis gegen den Polarkreis.
3. Asiaten.
 Jenseits des Ganges.

[1]) Oken, Naturgeschichte für Schulen. Kaup (Hauptformen des Thierreiches) sagt: Beim Kaukasier ist das schönste Aug', beim Mongolen das Ohr, beim Malayen die Nase, beim Amerikaner die Zunge, beim Neger die Haut sehr entwickelt, so dass nach diesen Organen die Stämme benannt werden könnten.

[2]) Vogt, zoologische Briefe. II. 555.

[3]) Doornik, Onderzoek aangeands des oorsprongelijken Mensch. Amsterdam, 1808.

[4]) Bei Cotta, Briefe über Humboldt's Kosmos. I. S. 298.

[5]) Erxleben. Systema Nat. Lips. 1777.

4. Europäer.
5. Afrikaner.
6. Amerikaner.

35. Lesson. [1])

I. Weisse Rasse.

a. Araber.
 1. Araber.
 2. Juden.
b. Kaukasier.
 3. Kaukasier.
 4. Griechen.
 5. Türken oder Tartaren.
c. Celten.
 6. Celten.
d. Teutonen.
 7. Skandinavier.
 8. Slaven.
 9. Finnen.

II. Nussbraune oder schwärzliche Rasse.

a. Hindus.
 10. Indier.
 11. Zigeuner.
 12. Abyssinier.
 13. Madegassen.
b. Kaffern.
 14. Kaffern.
c. Papu's.
 15. Papu's.
 16. Alforesen.
d. Eudamenen.
 17. Australier.

III. Orangefarbige Rasse.

Malayen.
 18. Malayen.

IV. Gelbe Rasse.

a. Mongolen.
 19. Chinesen.
 20. Tungusen.
 21. Kalmücken.
 22. Eskimo's.
b. Mongolen-Pelasger.
 23. Tagalesen.
c. Ozeanier.
 24. Ozeanier.
 25. Dayaks.
d. Amerikaner.
 26. Amerikaner.

V. Rothe Rasse.

Karaiben.
 27. Karaiben.

VI. Schwarze Rasse.

a. Neger.
 28. Aethiopier.
b. Asiatische Neger.
 29. Mihada.
c. Nigritier.
 30 Aetas.
d. Tasmanier.
 31. Tasmanier.
e. Hottentotten.
 32. Hottentotten.
f. Buschmänner.
 33. Buschmänner.

[1]) Species des Mammifères. Derselbe Schriftsteller hatte früher in seinem Manuel de Mammalogie, Paris 1827, nur drei Stämme, den weissen, gelben und schwarzen aufgestellt.

36. Virey. [1])

I. Spezies.

Gesichtswinkel 85—90°.

1. Weisse Rasse.
 Araber.
 Indier.
 Celten.
2. Gelbbraune Rasse.
 Chinesen.
 Kalmücken.
 Mongolen.
 Lappen.
3. Kupferfarbige Rasse.
 Amerikaner oder Karaiben.

II. Spezies.

Gesichtswinkel 75—85°.

4. Dunkelbraune Rasse.
 Malayen oder Indier.
5. Schwarze Rasse.
 Kaffern.
 Neger.
6. Schwärzliche Rasse.
 Hottentotten.
 Papuas.

37. Zeune. [2])

A. Alte Welt.

1. Hochschädel. Die kaukasische oder Iran-Rasse.
2. Breitschädel = Mongolen- und viele Malayen.
3. Langschädel = Neger.

B. Neue Welt.

4. Hochschädel = Natchez und Choktaws.
5. Breitschädel = Karaiben und Makusis.
6. Langschädel = Huankas und Inkas.

38. Hunter. [3])

1. Schwarze. Afrikaner unter den senkrechten Strahlen der Sonne. Die Bewohner von Neuguinea.
2. Schwärzliche. Mauren. Hottentotten.
3. Kupferfarbige. Oestliche Indier.
4. Rothe. Amerikaner.
5. Braune. Tartaren. Perser. Araber. Chinesen. Afrikaner an den Küsten des Mittelmeers.
6. Bräunliche. Südliche Europäer. Abyssinier. Türken. Samojeden, Lappen.
7. Weisse. Alle übrigen Europäer.

39. Fischer. [4])

I. Homo Japeticus.

a. Caucasicus.

1. Caucasicus = Georgier.
2. Pelagius = Griechen, Römer.
3. Celticus = Gallier, Schotten.

[1]) Virey, Hist. nat. du genre hum. 1834. I. 318.

[2]) Zeune, über Schädelbildung. 1846.

[3]) Hunter, de hominum varietatibus. Edinb. 1775.

[4]) Fischer, Synopsis Mammalium. Stuttg. 1829

4. Germanicus=Deutsche, Engländer, Dänen.
5. Slavonicus = Böhmen, Polen etc.

b. Arabicus.

1. Atlanticus = Phönizier, Numidier, Guanchen.
2. Adamicus = Abyssinier, alte Aegypter, Juden, Araber, Armenier.

c. Indicus.

Hindu's.

II. Homo Neptunianus.

a. Occidentalis.

Neuseeländische, Gesellschafts-, Freundschafts-, Sandwich-Insulaner, Peruaner. Mexikaner?

b. Papuensis.

Papuas; Neuguinea.

III. Homo Scythicus.

a. Sinicus.

China, Korea, Japan, Tonkin.

b. Hyperboreus.

Grönländer, Lappländer, Ostiacken, Eskimo's.

IV. Homo Americanus.

Patagonus.

Patagonier.

V. Homo Columbicus.

Eingeborne von Nordamerika, dem östlichen Mexiko, Antillen etc.

VI. Homo Aethiopicus.

a. Caffer.

Südafrika, zwischen 20 u. 42° südl. Br. und die Küsten von Madagaskar.

b. Melanoides.

Madagaskar, Küsten von Neuguinea, Neuengland, Fidschiinseln, Vandiemensland, Papuas.

c. Hottentottus.

Am Vorgebirg der guten Hoffnung.

VII. Polynesicus.

Alforesen, Austalier, Bewohner der Molukken und Philippinen, Virzimbern von Madagaskar.

40. Prichard. [1])

1. Iranier = Europäer und die ihnen verwandten Völkerstämme.
2. Turanier=Kalmücken, Mongolen, Chinesen etc.
3. Amerikaner mit Ausschluss der Eskimo.
4. Hottentotten u. Buschmänner.
5. Neger.
6. Papuas.
7. Alfuros und Australier.

41. Agassiz. [2])

1. Arktisches Reich.
2. Asiatisches Reich.

[1]) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. I. 288.

[2]) Agassiz bei Nott und Gliddon, Types.

3. Europa mit dem Nordrande von Afrika und Vorderasien bis zum Indus.
4. Amerika.
5. Afrika. Nubier, Abyssinier, Fullahs, Neger etc.
6. Ostindien. Telingans, Malayen, Negrillos.
7. Australien. Papuas, Australneger.
8. Polynesien.

42. A. Wagner. [1])

A. Kaukasische Hauptrasse.

I. Indo-europäischer Völker- und Sprachenstamm.

II. Semitischer Völker- u. Sprachenstamm. Juden, Araber, Abyssinier.

III. Die Nordafrikanischen Urvölker. Aegypter, die nubischen Völker, die mauritanischen Berbern, die Gallas.

IV. Der finnisch-tatarische Völker- und Sprachenstamm. Die finnischen, die osmanisch-tatarischen, die dravidischen Völker.

B. Mongolische Hauptrasse.

I. Die turanische Rasse.

1. Tatarisch- mongol. Völker. Mongolen, Tungusen, turanische Tataren.
2. Die Polarvölker. Lappen, Samojeden, Jakuten, Tschuktschen und Korjäken, Kamtschadalen, Aleuten, Eskimovölker, Koloschen.
3. Die südturanischen Völker. Chinesisch-hinterindische Völker, Japanisch-ainonische Völker.

II. Malayische Rasse. Der indomalayische und der polynesische Stamm.

III. Amerikanische Rasse.

1. Die nordamerikanisch-peruanischen.
2. Die südamerikanischen Völker.

C. Aethiopische Hauptrasse.

I. Negerrasse.

1. Die eigentlichen Neger.
2. Der kafferische Stamm.

II. Hottentottenrasse.

III. Australische Rasse.

1. Der papuanische.
2. Der neuholländ. Stamm.

43. Büffon. [2])

1. Lappländische Varietät.
2. Tatarische „
3. Chinesische „
4. Malayische „
5. Aethiopische „
6. Hottentottische „
7. Europäische „
8. Amerikanische „

[1]) Wagner, Geschichte der Urwelt. 2. Aufl. II. 61.

[2]) Encyklopädie der med. Wissenschaften von Meissner u. Schmid. X. 200.

44. Maury.[1])

I. Guinearasse.
1. Aschantees.
2. Gallas.
3. Kaffern.
4. Aethiopier.

II. Hottentottenrasse.

III. Papuas- und Australrasse.

IV. Gelbe Rasse.
1. Mongolen.
2. Chinesen.
3. Indo-Chinesen.
4. Tibetaner.
5. Dravidier und Türken.

V. Malayisch - Polynesische Rassse.

VI. Borealrasse.

VII. Rothe Rasse.

VIII. Weisse Rasse.
1. Semitischer,
2. Indogermanisch. Zweig.

45. Desmoulins [2])

stellt 11 von einander ganz unabhängige Arten auf.

1. Celto-Skytho-Araber.
2. Mongolen.
3. Aethiopier.
4. Ostafrikaner.
5. Südafrikaner.
6. Malayen oder Ozeanier.
7. Lappen.
8. Ozeanische Neger.
9. Australasier.
10. Columbier.
11. Amerikaner.

46. Pickering.[3])

A. Weisse.
1. Araber.
2. Abyssinier.

B. Braune.
3. Mongolen.
4. Hottentotten.
5. Malayen.

C. Schwarzbraune.
6. Papuas.
7. Negrillos.
8. Hindu.
9. Aethiopier.

D. Schwarze.
10. Australier.
11. Neger.

47. J. Geoffroy St. Hilaire.[4])

A. Glatthaarige.
1. Kaukasische Rasse.
2. Alleghanische „
3. Hyperboreische „
4. Malayische „
5. Amerikanische „
6. Mongolische „
7. Paraboreische „
8. Australische „

[1]) Maury, la terre et l'homme. Paris. 1857. p. 347.

[2]) Desmoulins, Histoire nat. des races humain.

[3]) Pickering, the races of Man London. 1863.

[4]) J. Geoffroy, St. Hilaire, Classification zoolog. et anthropolog. 1860.

B. Kraushaarige.
9. Kaffer'sche Rasse.
10. Aethiopische „
11. Melanische „
12. Hottentottensche „

48. Jacquinot. [1])

I. Kaukasische Spezies.
1. Germanische Rasse.
2. Celtische „
3. Semitische „
4. Hindu „

II. Mongolische Spezies.
5. Mongolische Rasse.
6. Chinesische „
7. Malayische „
8. Polynesische „
9. Amerikanische „

III. Negerspezies.
10. Aethiopische Rasse.
11. Hottentotten „
12. Ozeanneger „
13. Australier „

49. Bory de St. Vincent. [2])

Arten mit schlichtem Haar.

1. Japetische Art.
1. Kaukasische Rasse.
2. Pelasgische „
3. Celtische „
4. Germanische „

2. Arabische Art.
1. Atlantische Rasse = Aegypter, Nordafrikaner.
2. Adamitische Rasse = Juden und Syrier.

3. Indische Art.
4. Scythische Art.
5. Chinesische Art.
6. Hyperboreische Art.
7. Neptunische Art. Malayen, Ozeanier, Papuas.
8. Australische Art.
9. Columbische Art. Am Lorenzostrom, in Mexiko auf den Antillen, in Guyana.
10. Amerikanische Art. Am Orinoko, Amazonenstrom, in Brasilien, Paraguay, Chile.
11. Patagonische Art.

B. Arten mit krausem Haar.

12. Aethiopische Art = Neger.
13. Kafferische Art
14. Melanische Art. Madagaskar. Neuguinea, Fidschi-Inseln, Vandiemensland.
15. Hottentotten.

50. Kaup. [3])

I. Stamm:
1. Kaukasische Art.
2. Indische „
3. Arabische „

II. Stamm:
4. Mongolische Art.
5. Chinesische „
6. Hyperboreische „

[1]) Jacquinot, Considerations générales sur l'Anthropologie. 1846.

[2]) Dictionnaire classique d'histoire nat. tom. 8. Paris. 1825. Broc (Essai sur les races humaines, Par. 1835) fügt zu diesen 15 noch eine Menge Unterarten hinzu.

[3]) Das Thierreich in seinen Hauptformen. p. XXI.

III. Stamm:
7. Malayische Art.
8. Neuholländische „
9. Alfuren.

IV. Stamm:
10. Nordamerikanische Art.
11. Wahre Amerikaner.
12. Patagonische Art.

V. Stamm:
13. Negerart.
14. Kafferart.
15. Hottentotten.

51. Maltebrun.[1])

1. Polarmenschen.
2. Finnen.
3. Slavonier,
4. Gotho-Germanen.
5. Westeuropäer.
6. Araber.
7. Hindu.
8. Mauren.
9. Tataren und Mongolen.
10. Neger.
11. Polynesier.
12 Amerikaner.
13. Malayen.
14. Australneger.
15. Ostafrikanische Neger.

52. Morton.[2])

1. Kaukasier.
2. Germanen.
3. Kelten.
4. Araber.
5. Lybier.
6. Niloten.
7. Indier.
8. Mongolen.
9. Tataren.
10. Chinesen.
11. Indo-Chinesen.
12. Polarvölker.
13. Malayen.
14. Polynesier.
15. Neger.
16. Kaffern.
17. Hottentotten.
18. Ozean-Neger.
19. Australier.
20. Alfurus.
21. Amerikaner.
22. Tolteken.

53. Welker.[3])

I. Langköpfe:
1. Afro-Neger.
2. Hottentotten.
3. Neuholländer.
4. Eskimo.
5. Mexikaner.
6. Marquesas-Insulaner.
7. Hindus.
8. Kabylen.
9. Bergschotten.

II. Mittelköpfe:
1. Brasilianer.
2. Indianer.

[1]) Perty, Ethnographie.

[2]) Nott und Gliddon, types of Mankind.

[3]) Bei Rolle, der Mensch. Frankfurt, 1866 S. 243.

3. Letten und Finnen.
4. Chinesen.
5. Tataren.
6. Ungarn.
7. Molukkesen.
8. Alfuren.
9. Altgriechen.
10. Holländer.
11. Altrömer.
12. Alt- u. Neu-Aegypter.
13. Zigeuner.
14. Juden.
15. Basken.

III. Kurzköpfe:

1. Kalmücken.
2. Türken.
3. Birmanen.
4. Baschkiren.
5. Lappen.
6. Japaner.
7. Sumatraner.
8. Buggesen und Makassaren von Celebes.
9. Maduresen.
10. Franzosen.
11. Russen.
12. Deutsche.
13. Neu-Italiener.
14. Rhätier.

54. Haeckl [1])

stellt 12 Species auf, welche in 36 Rassen zerfallen.

I. Papua.
(Homo papua.)

1. Nigritos.
2. Neoguineer.
3. Melanesier.
4. Tasmanier.

II. Hottentotte.
(h. hottentottus.)

5. Hottentotten.
6. Buschmänner.

III. Kaffer.
(h. cafer.)

7. Zulukaffern.
8. Beschuanen.
9. Congokaffern.

IV. Neger.
(h. niger.)

10. Tibu-Neger.
11. Sudan-Neger.
12. Senegambier.
13. Nigritier.

V. Australier.
(h. australis.)

14. Nordaustralier.
15. Südaustralier.

VI. Malaye.
(h. malayus.)

16. Sundanesier.
17. Polynesier.
18. Madagassen.

VII. Mongole.
(h. mongolus.)

19. Indochinesen.
20. Coreo-Japaner.
21. Altaier.
22. Uralier.

[1]) Haeckl, natürliche Schöpfungsgeschichte. 2. Aufl. 1870. S. 604. In der ersten Ausgabe 1868 stellte er 10 Arten mit 20 Unterarten auf.

VIII. Arktiker.
(h. articus.)

23. Hyperboreer.
24. Eskimos.

IX. Amerikaner.
(h. americanus.)

25. Nordamerikaner.
26. Mittelamerikaner.
27. Südamerikaner.
28. Patagonier.

X. Dravidas.
(h. dravida.)

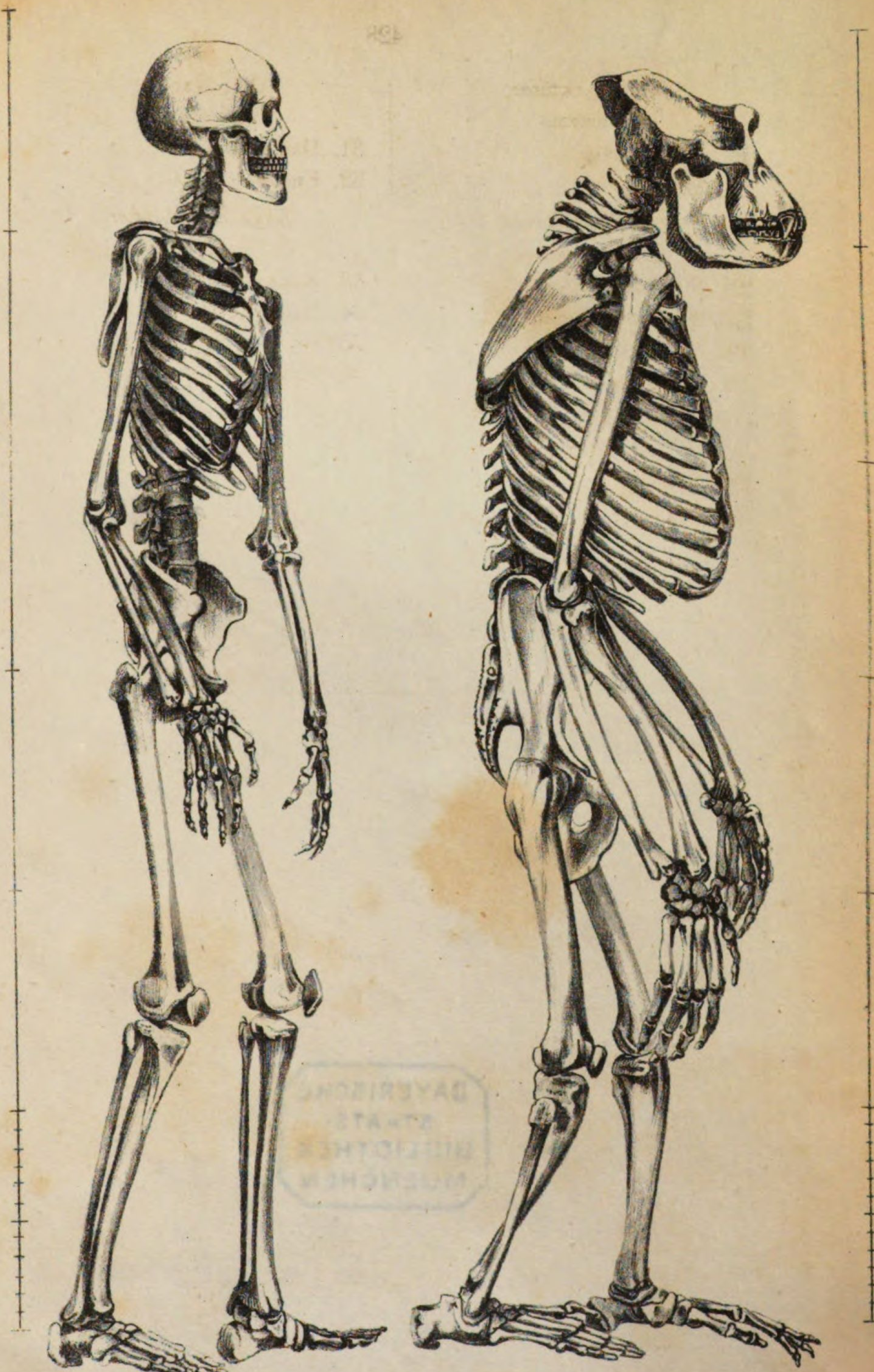
29. Dekaner.
30. Singalesen.

XI. Nubier.
(h. nuba.)

31. Dangolesen.
32. Fulaten.

XII. Mittelländer.
(h. mediterraneus.)

33. Kaukasier.
34. Basken.
35. Semiten.
36. Indogermanen.



BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

J. Strobl, Buchbinderei
Frauenstrasse 5/0

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

J. Strobl, Buchbinderei
Frauenstrasse 5/0

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

J. Strobl, Buchbinderei
Frauenstrasse 5½

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

J. Strobl, Buchbinderei
Frauenstrasse 5/0

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rauch, Matthäus

Die Einheit des Menschengeschlechtes anthropologische Studien

Augsburg 1873

Anthr. 120 tmi
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11156783-7